
UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 01368212 5

JEREMIAS GOTTHELF
(ALBERT BITZIUS)

Sämtliche Werke in 24 Bänden

In Verbindung mit der Familie Bitzius
und mit Unterstützung des Kantons Bern
herausgegeben von

Rudolf Hunziker und
Hans Bloesch



· 1 · 9 · 2 · 1 ·

IM EUGEN RENTSCH VERLAG
ERLENBACH-ZÜRICH

JEREMIAS GOTTHELF

(ALBERT BITZIUS)

SECHSTER BAND

bearbeitet von

Alfred Ineichen

Wie Anne Bäbi Jowäger haushaltet und wie es ihm mit dem Doktern geht

Zweiter Teil



·1·9·2·1·

IM EUGEN RENTSCH VERLAG
ERLENBACH-ZÜRICH

PRINTED IN SWITZERLAND

Druck: Basler Druck- und Verlags-Anstalt

Anne Bäbi Jowäger

Erstes Kapitel.

Meyeli kömmt ab dem Steine und hinter einen Tisch.

An Jakoblis Hochzeittage hatte über seinem väterlichen Hause die Sonne nicht geschienen. Anne Bäbi rumorte übel im Hause herum, wußte aber selbst nicht, warum. War es Zorn, daß die Heirat doch nun erzwängt sei, war es das unheimliche Gefühl der Schwiegermutter, der eine Schwiegertochter ins Haus zieht, die Nachfolgerin, vielleicht auch die Nebenbuhlerin in des Hauses Meisterschaft, oder war es gar das merkwürdige Mißbehagen, welches oft den Menschen ergreift, wenn er etwas erzwängt hat, das ihm hintendrein nicht recht ist, dessen Schuld er lange auf keine fremden Achseln zu schieben weiß? Anderthalb Tage hatte es Jakobli nicht gesehen, und wieviel Liebesangst oder ängstliche Liebe kann nicht in anderthalb Tagen in einem Mutterherzen erwachen und besonders, wenn während diesen anderthalb Tagen das Kind Hochzeit hält? Was konnte Jakobli in dieser Zeit alles erfahren, alles aufgelesen haben, wie konnte er heimkommen zu Fuß und ohne Mähre?

Es ist möglich, daß von allen drei Dingen in Anne Bäbis Herzen war, aber wer will es entscheiden, da unsere Augen so selten ins eigene Herz hinunterschauen, geschweige denn in ein fremdes. Das kam an Tag, daß die innere Pein immer mehr dem armen Meyeli zur Last geschrieben ward; denn immer häufiger entfuhren Anne Bäbi Worte, die wie Täschli, Lumpenmönsch usw. lauteten.

Mädi ermangelte nicht, ins Feuer zu blasen, es mochte Anne Bäbi seinen Ärger gar herzlich gönnen und immer herzlicher, je größer er ward. So wie für sich selbst sagte es, für eine Lustreise sei heute schön Wetter; es wäre heute gut, einen Trossel zu führen,

der Regen verderbte ihn nicht. Es nehme ihns nur wunder, ob sie mit zwei Wagen kämen oder nur mit einem, und ob es nicht Platz machen sollte, für die Sachen abzustellen. Anne Bäbi sollte ihm raten, ob es die junge Meisterfrau ehren müsse; „säg, Marei" werde wohl zu unhöflich sein für son e Zimpferlige. Hansli, der im Vorbeigehen so was hörte, kam es übers Herz, und er sagte: es duech ihn, er wollte nicht in Sachen reden, die ihn nichts angingen, und niemanden den Plätz machen, ehe man ihn gesehen.

Diese von Hansli unerhörte Zurechtweisung nahm Mädi bedenklich übel. „So, kömmt das schon so, ehe das Täschli noch im Hause ist?" sagte es, „wohl, das wird schön gehen! Aber es ist gut, daß man mit solchen Leuten nicht verheiratet ist, und daß man öppe sy cha, wos ist. O jere, wenn ih de usla, ih well wyter, de wirds de es schöns Gschryß gä um mi, u mängi längi Nase wirds gä; aber i Gottsname, meh as a eys Ort cha e Mönsch nit."

Auch Hansli war es bang ums Herz, und, je näher der Abend kam, um so banger; doch sagte er es niemanden. Aber er stand fast wie genagelt neben dem Brunnenstock, von wo man den Weg nach Rarigen übersah, rauchte aus Leibeskräften, und doch wollte das Pfeifchen nie brennen, und, so streng er anzündete, ebenso streng mußte er von neuem Feuer schlagen, was nie mit einem Streiche abging und manchmal nicht mit einem Dutzend. Hansli hatte den Grundsatz, nichts zu gschänden; daher warf er keinen Feuerstein fort, solange er ihn noch in den Händen behalten konnte, und wenn er auch rund war und nirgends eine Ecke hatte wie ein Marmorkügelchen. Anne Bäbi schnauzte ihn oft deswegen ab, wenn er eine ewige Zeit dängelte, ehe er Feuer hatte; ja es kramte ihm einmal ein Druckli Streichhölzchen. Das sei eine bsungerbare Sache, sagte Anne Bäbi, und Chummligers hätte es nichts gesehen noch. Aber Hansli sagte, von solchem hätte sein Vater und sein Großvater nichts gewußt, und wenn nicht der Teufel die Finger darin hätte, so käme es nicht erst jetzt auf. Er kam damit ab Weg, man wußte nicht, wohin, und erklärte rundweg, daß, solange er öppis

zu sagen hätte, selligs Züg nicht mehr in sein Haus kommen solle. „He," sagte Anne Bäbi taubs, „was frag ich dem nach; wenn du Freud am Dängele hast, so dängele; aber myr Lebtig krame ich dir nichts mehr, und wenn ich Feuer mangle, so kann ich öppe machen, daß ich von einem Mal zum andern auf der Feuerplatte finde." Seither hat Hansli oft gesagt, wie er es den Hölzlene gemacht, und wenn dRegierige so witzig wäre wie er, so verböte sie dieselbe ganz; denn die halbe Brünste kämen von dene schießige Hölzlene, u de söll afe alles azündet worde sie, wes d Lüt doch ume vrliechtsinniget heyge. So tubakete und dängelete Hansli am Brunnenstock, während Sami tränkte und im Stall hantierte.

Lang schnürfelte die Mähre im Brunnen, und als endlich Sami, der unterdessen gestreut hatte, kam, um sie hineinzujagen, hatte sie fast Mut zu einigen ungattlichen Sprüngen. „Wenn ich Meister gewesen wäre," sagte Sami, „so wäre mir die auch nicht zwei Tage z'leerem im Stall gestanden, während der Bub zHochzeit hat laufen können."

„He ja," sagte Hansli, „es ist bald viel zwängt; aber, je mehr sie zwängen, desto mehr soll man dSchuld sein, und sagt man ihnen etwas ab, so hat man Hungs bös bei ihnen." Er sehe keinen Unterschied, sagte Sami, zwängt oder nit zwängt, es duech ihn, sie seien alle Tage ghässig. „Und wenn ich es gezwängt hätte," sagte Hansli, „so hätte es doch nichts abgetragen; laufen oder ryten, man kömmt am Ende doch an einen Ort." „Allweg," sagte Sami, „aber es wäre mir doch wegem allgemeinen Gebrauch, und daß ich auch wüßte, wer Meister wär." „Selb wundert mich nicht," sagte Hansli, „u wegem Bruuch kömmts immer darauf an, ob man es hat oder nicht hat; hat mans (vermag mans), so hat man dem Brauch nichts nachzufragen."

„So, das ist mir e sufere Sach!" keifte es hinter ihnen. „Während ich mich halb töten muß, machst du, als ob dich die ganze Sache nichts anginge; und wer hets zwängt, ich frage, wer hets zwängt, daß e sellige Schnuderbub scho hochzitet?" „Es hat mich

wundergenommen, ob sie bald kommen," sagte Hansli. „Und wenn es mich schon wunder nähmte," sagte Anne Bäbi, „so zöge es mir sich doch nicht, dazustehen wie ein Stock und z'ölgötzen. Da will e jedere Schnürfli zwänge, was ihm i Gring schießt, aber daß dann zuletzt alles in der Ordnung sei, dafür zu sehen, ist dann Anne Bäbi gut genug. Aber wenn du Fleisch willst zNacht, wie es öppe der Bruuch ist an einem Hochzeit zNacht, so komm und hau ab, und wenn du Wein willst, so gib Geld oder schick neuere!" „Wie d meinst," sagte Hansli. „Wie d meinst, wie d meinst," sagte Anne Bäbi, „man sollte meinen, was ich zu befehlen hätte; wie d meinst, u macht es n ieders nach seinem Gring, und zletsch muß ich doch zu allem luegen, wes gut gehen soll; und was für einen Dank hab ich dafür: es Söhniswyb, wie es einem jeden Bettler ab dem Karren fallen könnte."

„Das dünkt mich wunderlich," sagte Sami, als Hansli ihm Geld gab für Wein, „daß die in der Küche jetzt ein Mahl machen wollen und tun doch den ganzen Tag nichts als branzen und balgen, daß es einem deucht, Säuerdäpfel sollten ihnen zuviel scheinen." „He," sagte Hansli, „das chunnt vo wegem Zwänge; wenn ih vo Fleisch und Wein gesagt hätte, so hätten wir es mit saurer Milch und halbgeschwellten Erdäpfeln machen können."

Schon lange war der Wein zweg und das Fleisch eßbar, aber kein junges Ehepaar ließ sich merken. Die Sterne glitzerten immer schöner am Himmel, aber immer dunkler wurden Anne Bäbis Stimmungen, immer deutlicher der Jammer über den Sohn und immer lauter der Ärger über das Söhniswyb. Ja, es kamen ihm sogar Beispiele in Sinn, wo eine Dirne Hochzeiterin geworden, auf dem Heimweg den jungen Mann gemordet und mit Geld und Uhr sich davongemacht, daß man nie ein Wort von ihr gehört, gäb wie man nachgefragt. Es hielt sich nicht dafür, sonst wäre es ihnen längst entgegengegangen mit Mädi und der Laterne. Das Mannevolk schicken mochte es nicht, die sollten nicht wissen, wie es ihm war. Aber mehr als hundertmal sagte es, und Mädi wiederholte es mehr

als zweihundertmal, es sei ihm nichts so zwider als das verflucht Mannevolk. Hätte man es nicht nötig, so stehe es einem allenthalben im Weg, und könnte man es brauchen, so zeige sich kein Schnürfli, und wenn man sie am wenigsten begehre, so hängten sie das Maul in alles, und dann wiederum tät längs Stück kein Stock das Maul auf, und wenn sie etwas sinnen sollten, so seis, helf ihm Gott, als ob sie gar kein Hirni hätten. Die Türks Donnstige, wenns ume keine hätt müsse schmöcke syr Lebtig!

Wenn Anne Bäbi gewußt hätte, wer ungefähr eine Viertelstunde von ihm auf einem Abweissteine saß und weinte und sich gar nicht trösten konnte, es weiß kein Mensch, was es angefangen hätte.

Dort saß Meyeli mehr als eine halbe Stunde, und immer neuer Jammer entströmte seinen Augen, wie bei hartem Regen ein Bach nach dem andern anläuft und dem Hauptstrome sich zustürzt. Vom Stolze, eine reiche Frau geworden zu sein, fühlte es auch nicht die geringste Regung, sondern die Gefühle seiner Niedrigkeit, seiner Armütigkeit, und wie es im neuen Hause sich bewegen solle, daß es recht sei, und wie es Jakobli vergelten könne, daß er ihns erwählet; aber wie es sich diesen Abend schämen müsse in seinem Staate und morgen in seinen Hüdelenen, das tauchte eins nach dem andern auf, und wenn Meyeli einen Jammersturm begwältiget hatte, die Tränen abwischen, sich aufrichten wollte, so gärte es neu in den Kammern seines Herzens, neues Schluchzen zuckte in seinem Halse, neue Tränen strömten ihm nach.

Jakobli war es himmelangst bei der Sache, und darum fand er das rechte Trostwort nicht, gäb wie er es suchte, und das machte Meyeli wieder elend, und es dünkte ihns, Jakobli sei schon reuig, und er schäme sich, mit ihm ins väterliche Haus zu ziehen, er sagte ja nichts als: „Schwyg ume, schwyg!" und sagte nicht: „Chumm doch recht u stang uf, sie werde daheime blange u länge Ziti ha nah is!" Es pressierte Jakobli also selbst nicht, meinte es; so gebe es, wenn ein arm Meitschi einen reichen Burschen heirate, und wenn

doch nur alle ein Exempel nähmten an ihm, dachte es. Es dünkte ihns, wenn der liebe Gott ihm nur über die erste Stunde, die ersten Tage helfen wollte, so wollte es sein Lebtag zufrieden sein mit allem, was ihm zustoße, und nie mehr klagen und sich unterziehen Gott und Menschen. Und wie es dieses dachte mit unaussprechlichem Seufzer, zog durch den klaren blauen Himmel ein heller Stern zwischen ihm und Jakobli durch dem elterlichen Hause zu, rascher und rascher glitt er, daß es fast einen Schein gab, und über dem Hause schwand er. Da war es Meyeli, als dränge des Sternes heller Schein in sein dunkles Herz und verscheuche dort des Jammers Gestalten, und eine Verheißung sei ihm gegeben, daß es getrost sein, sich aufmachen solle, Gott werde mit ihm sein.

Als seine Mutter noch lebte, hatte sie ihnen einmal erzählt, wenn man schnell einen schönen Wunsch tue, während ein Stern durch den Himmel fahre, so werde derselbe erfüllt. Seither hatte es gar manchmal in den blauen Himmel gesehen, hatte in seinem Herzen einen schönen Wunsch gerüstet und in frohem Bangen auf den Stern gewartet, der ihn vor Gott tragen sollte. Und wenn er kam, vertraute es schnell ihm an, was es ausgesonnen, und allemal war es ihm leicht geworden ums Herz, und in kindlicher Zuversicht legte es sich schlafen, daß sein Wunsch jetzt schon vor Gottes Thron und einem Engel die Erfüllung aufgetragen sei. Jetzt hatte es an keinen Stern gedacht und doch einen frommen, schönen Wunsch im Herzen gerüstet; da sandte ihm Gott selbst einen Stern, der den Wunsch mitnahm und die Zuversicht der Erfüllung einem hellen Scheine gleich durch seinen finstern Jammer hindurch ihm ins Herz warf. Das ist der Segen frommer Gemüter, daß sie solch wunderbaren Tröstungen, von denen die Unfrommen keine Ahnung haben, offen sind, sie empfangen mitten in des Lebens wildestem Sturm, sich an ihnen aufrichten, wenn Last und Druck der Welt am größten sind. Wie Öl, aufs Meer gegossen, desselben sturmbewegte Wellen sänftigen soll, so klärte der helle Stern Meyelis Gemüt; die Fluten erhoben sich nicht mehr, kein Schluchzen brach mehr hervor aus

des Herzens Klüften, es faßte sich zum Gehen. Doch vorher hängte es noch die schweren Göllerkettelein aus, von denen es fürchtete, daß die Mutter an ihnen das erste Ärgernis nehmen möchte; die breiten Haften, welche unter dem Tschöpli hervorsahen, hätte es gerne verborgen, das ließ sich aber nicht tun; dann sagte es zu Jakobli: „Ich denke, wir gingen in Gottes Namen."

Mit jedem Schritt leichtete es Meyeli; heiteres Gottvertrauen breitete sich über seine Seele aus, und es war ihm, als rege sich eine Kraft in ihm, die sich nicht verbittern läßt, die alles duldet, nie das Ihre sucht.

Das Licht im dunkeln Hause wurde glänzender, und Jakobli schien es, als rutsche der Weg ihm unter den Füßen weg und das Haus auf den Hals, daß es eine grüsliche Sach sei, und endlich sagte er dem Meyeli, er hülf nicht so laufen. Ihm war es noch bitter angst; er war von denen einer, die merken, was kommen kann, aber in sich keinen Rat finden, auf das Kommende einzuwirken, abzuwenden und herbeizuführen, was in der Menschen Kräfte liegt. Kaum wird es diesen übler gehen als denen, die in selbstbewußter Kraft dem Ereignisse entgegengehen; jedenfalls geht es ihnen besser als denen, welche in vorwitziger Üppigkeit in das Rad des Schicksals greifen, aber das schwere Bangen vor den entscheidenden Stunden ist ihr eigentümlich Teil, dem sie nicht loswerden, während der, welcher seiner Kräfte sich bewußt ist, besonnen sie braucht, gefaßten Mutes in die Gefahren geht.

Schon hörte er den Brunnen rauschen, sah aber keinen Menschen, keinen Schatten sich bewegen, das war ihm ein bös Zeichen. Er hatte erwartet, daß ihnen wenigstens Sami entgegenkommen werde, wenn nicht der Vater selbst, und daß die andern ums Haus herumstehen würden zu einem freundlichen Empfang. Man glaubt gar nicht, wie schwere Lasten man durch ein Entgegenkommen abnehmen, und wie leicht ein freundlicher Empfang vor dem Hause den Eintritt in ein Haus machen kann.

Endlich regte sich etwas, aber Jakobli erschrak, er meinte, der

Brunnenstock spalte sich in zwei Teile, und der eine Teil schwanke hin und her. Aber es war Hansli, der ausguckte, von wannen sie kämen, und dem, als er endlich sie erkannt hatte, es sich zweyete, sollte er sie begrüßen oder den ersten Gruß Anne Bäbi gönnen, da wie bekanntlich Anne Bäbi in sonderbarem Grade die Kunst besaß, bei übler Laune an jeder Rede und jeder Handlung Anstoß zu nehmen, daher Hansli sich sehr ausgebildet hatte in der Kunst, weder zu reden noch zu handeln, sobald bei Anne Bäbi die böse Laune im Anzug war. So bildet ein Mensch den andern Menschen. Indessen gewann diesmal doch das Bewußtsein des Vaters die Oberhand, und er trat aus dem Dachtrauf hervor und hieß sie willkommen in Gottes Namen.

Meyeli konnte nicht satt werden, des neuen Vaters rauhe Hand zu schütteln und zu drücken, aber Hansli sagte, sie sollten machen und hineinkommen, sie hätten afe längi Zyti nach ihnen gehabt, und, je weniger lang das Weibervolk warten müsse, desto besser sei es. Dem Meyeli nahm er trotz dessen Sträuben den Bündel weg und sagte, er sei ihm ja nur im Weg, und er wolle ihn gleich dahin tun, wo er hingehöre. „He nu, so nimm den auch gleich!" sagte Jakobli und reichte dem Vater den andern Bündel; es ward ihm so leicht, als ob das Säcklein sieben Zentner schwer gewesen wäre.

„Si chömme, sie chömme!" rief Mädi, das, wenn es wollte, seine Ohren offen haben konnte, wenn schon sein Maul ging. „Meinethalb," schnauzte Anne Bäbi, „wären sie doch nur geblieben, wo sie gewesen sind! Ist das afe e Manier, heyzcho am ene Hochzyt? Schon vor mehr als einer Stunde hats sieben geschlagen." Indessen gewann doch auch bei Anne Bäbi die Mutter die Oberhand über den Kyb, und als eine freundliche Stimme unter der Türe sagte: „Guten Abend geb Euch Gott, segn is Gott Usgang und Ygang und bhüt is vor allem Bösen in alle Ewigkeit!", so sagte Anne Bäbi: „He nu so de, su sygs eso, bis Gottwillche, du wirst doch das neu Sühniswyb sölle sy?" „Ih sött," sagte Meyeli, „u wes Gottes Wille ist, so will ich öppe tue, daß si niemere über mi z'er-

chlage het u Jakobli si nit reuig wird, son es arms Meitschi gno z'ha." „He nu so de," sagte Anne Bäbi, „mi cha de luege; öppe zu dene wüstiste Hünge bist o nit cho u mußt dy Sache öppe ha, we d scho nüt ykehrt hest, u wärs ume Jakoblis dwege. Drnebe vrspricht mänge alles Guts u git notti dr wüstist Hung ab. Aber chömmit yche, mir wey esse, es kaltet sonst alles."

Bei der Wendung nach der Türe sah Meyeli Mädi beim Schüttstein stehen, ging auf ihns zu, bot ihm die Hand und sagte: „Bis mir auch Gottwillche, du wirst ds Mädi sy; Jakobli hat mir viel brichtet, wie du ihm abgewartet und ihm gluegt heygist." Mädi wußte, während es sich die Hand am Fürtuch abstrich, nicht, sollte es rauen wie eine Katze oder schnauzen wie ein Hund, von wegen es konnte beides, und sagte daher nur: „Ih darf dr dHang fast nit gä, ih ha gar e wüesti, vo wege die het gar wenig Sunndig gha; die junge Meitscheni hey se jetz scho zimpferer. He nu ja so de, su bis mr mynetwege o Gottwillche!"

Mädi hätte gerne etwas angehängt, aber Anne Bäbi sagte: „Rüf, mr welle esse!"

„Rüf, mr welle esse!" wiederholte Mädi im Hinausgehen, „da meint der alte Sturm, als mangle es nichts als z'bifehle; aber bim Wetter, gäb ih mr de myr Lebtig geng so will la bifehle, gohn ih lieber u häyche mi. Ihr söllit yche!" brüllte es Hansli und Sami an, auf die es draußen im Schopfe stieß. Während Sami am Handtuch in der Küche seine Hände abtrocknete, fragte er Mädi boshaft: „U wie gfallt si dr, ist si so hübsch wie du?" „Gang yche u lue selber, du Möff!" sagte Mädi. „Um mängs tusig Pfung möcht ich ke selligs Gfräß ha, wo me ds ganz Jahr ire Drucke ha muß wie dSunndekappe, wes nit abschieße söll, und wo brämt (von Ruß geschwärzt) wird, wes e Mönsch aluegt u bsungerbar de son e Drecksami."

„Du hast recht," sagte Sami, „wenn ich es hätte wie du, es wäre mir auch so. Es mag deinem Gesicht geben, was es will, wüste kann es nicht, ume hübsche. Und da weiß ke Tüfel, wenn

recht viel darübergeht, und wenn du hundertjährig wirst, wie hübsch du zuletzt noch wirst, vielleicht wie eine Königstochter."

„Emel hübscher als du, weißts, du Karrensalbküng du, was du bist, u du wärist froh, wenn du o hundertjährig würdest. Aber dLüs werde di lang vorher gfresse ha, wenn d ne nit öppe z'fast steychst (stinkest)." „Du wirst dich meinen," sagte Sami und wollte das Gefecht fortsetzen, aber Hansli sagte, er hülf, si wette yche, selligi Wort am e sellige Tag trage nüt ab. Man sollte immer acht geben, was man rede, aber bsungerbar a sellige Tage, da bedeutete alles etwas, un öppis Wüsts werd chum öppis Guts bidüte, darum duechte es ihn witziger, sie schweigen.

Mädi deckte seine Zähne ab und wußte nicht, was machen, denn so war Hansli ihm noch nie gekommen; aber ehe es sich besonnen hatte, war derselbe in der Stube.

Drinnen stand die Lampe auf dem Tisch, die Kaffeekanne auf dem Ofen, und Jakobli und Meyeli saßen oben am Tisch und hatten Eiertätsch auf einem Teller und Brot daneben. Meyeli hatte sich untenansetzen wollen, wo sonst dJumpfere hocket; das hatte Anne Bäbi bsunderbar gefallen, und bei sich selbst hatte es gedacht: „He nu so de, so ists doch no es manierligs Mönsch, wes scho nüt het. Seh, hockit da obe a Tisch nebeangere, so ists der Bruuch, we me Hochzit gha het, morn prediget de scho en angere." Und Meyeli war ohne Zimpferigi da oben hingesessen, hatte sich gehorsam unterzogen, saß auch still da oben, ließ Anne Bäbi machen und einschenken und vorlegen; kein Zeichen tat Meyeli, Anne Bäbi etwas abnehmen, vorlegen oder einschenken zu wollen. Von wegen auf dem Lande besteht die Meisterschaft im Selbstmachen und nicht im Zusehen und Befehlen, und ein Söhnisweib, das mit städtischer Zuvorkommenheit der Schwiegermutter ihre Geschäfte abnehmen wollte, würde sich nicht nur bei einem Anne Bäbi, sondern noch bei ganz andern schlecht empfehlen. Das chömm nicht gut, würde es heißen, schon den ersten Abend hätte sie die Finger in allem haben, alles regieren wollen.

Als Hansli und Sami hineinkamen, stand Meyeli auf, und zu Hansli sagte es, es wolle jetzt in der Stube innen ihm noch die Hand geben und ihm nicht nur wünschen, daß Gott ihm einen guten Abend gebe, sondern ein langes Leben und Gsundheit bis äne us (bis zuletzt). Dann ging es zu Sami, gab auch ihm die Hand und sagte, das werd Sami sein allem an. Es denk, sie wollen im Frieden beieinandern sein, an ihm solle es nicht fehlen, und wie Jakobli säg, werd sich das mit Sami schon machen. Den beiden Schnürflene, wie Anne Bäbi sie gewöhnlich nannte, wurde es ganz wunderlich; es war ihnen fast, als ob man ihnen mit rohen Zwiebelen im Gesicht herumgefahren wäre, aber Anne Bäbi sagte schnell: z'rühmen mangle sich da nichts, und sie sölle niederhocke u näh, es kalte sust. „Aber wo bleibt Mädi, die schießige Knieppe?" (eine, die nicht vorwärts kömmt) sagte Anne Bäbi und rief zur Türe hinaus: „Warum chunnst nit?" „He, es het mi niemere heiße ychecho," antwortete Mädi. „So, das wär mr afe, we me no dJumpfere aparti sött heiße cho esse, wo me gnue z'tüe het, dene Stopfeni nahzlaufe; u we d nie hättist welle cho, oder mi hätt di gheiße, du liefest längst nit meh da ume! Dä Sturm!" sagte Anne Bäbi zur Stube hinein. Endlich kam Mädi wie eine Wolke voll Blitz und Donner, die nur aufs Anrühren wartet, um zu platzen und das gewaltigste Wetter loszulassen aus ihrem Bauche.

So saßen endlich in düsterm Lampenschein die sechse beisammen, die unter einem Dach fürder leben sollten, sie aßen und tranken; wer aber die Blicke sah, die verstohlen herumfuhren von einem Gesicht zum andern Gesicht, der merkte wohl, daß bei Essen und Trinken die Seelen der sechse nicht waren. Gar hell glänzte oben am Tische Meyeli, seine blauen Augensterne strahlten freundlich über den Tisch weg, aber auch seine großen silbernen Haften glänzten und wollten sich nicht verdecken lassen, gäb was Meyeli auch versuchte, denn Mädis Augen hefteten sich darauf wie Katzenaugen auf das Mäuseloch. Je schneller die Blicke sich kreuzten, desto langsamer bewegte sich die Rede um den Tisch herum wie die Tritte

eines Furchtsamen an einem dunkeln Orte, der oft stillesteht, lange tappet, ehe er einen Fuß weitersetzt.

Was ist unsere Rede anders als eine unsichtbare Hand, wunderbar und vielfach gefingert, mit welcher wir fahren über unserer Mitmenschen Gemüter! Und diese Gemüter sind die Instrumente, aus denen Töne quellen bei jeder Berührung, himmlische und himmelschreiende, eben je nach der Berührung. Jedes Instrument gibt einen andern Ton, eine andere Antwort dem Finger, der darüber hinfährt, und wie die Harfe Wind und Wetter fühlen und je nach Regen oder Sonnenschein andere Töne geben soll, so gibt des Menschen Gemüt andere Töne des Morgens, andere des Abends, andere vor dem Essen, andere nach dem Essen, andere nach einem Glas Wasser, andere nach einem Glas Wein, andere nach jedem andern Gesicht, das man gesehen, andere nach jedem Blick, den eine Hausfrau in Küche und Keller getan oder gar auf eine Staubdecke, die nicht sein sollte und doch ist.

Das ist nun die unendliche, nie auszulernende Kunst, und Takt wird sie genannt, die Tasten der Gemüter immer so zu berühren, daß sie nicht gen Himmel schreien, nicht donnern, nicht toben, nicht züngeln spitzig und giftig, sondern fein manierlich aufquellen, wohllautend und schön tönend, in mannigfachen harmonischen Weisen sich ergehen und rührsam und wohltuend verklingen, so daß ein süßer Ton in der Seele nachklingt, wie, wenn Götter verschwinden, ein himmlischer Duft die Luft erfüllt, nach des Teufels Abgang aber ein bestialischer Gestank. Dieser Takt wird wie anderer Takt mehr angeboren als angelernt; aber wie alles auf Erden unvollkommen ist, so ist auch der noch nicht gefunden worden, der taktfest war auf jedem Instrument, dem es nicht entgegengixete und -garte, wenn er zur zartesten Melodie angesetzt zu haben glaubte. Es gibt musikalische Tölpel, die fahren mit ihren Fingern überall und zu jeder Stunde herum, und wie gräßlich es ihnen entgegenklingt, sie haben ihre Freude dran, wenn es nur klingt. Kunstverständige setzen mit großer Vorsicht sich hinter ein fremdes Instru-

ment, und eines, von dem sie wissen, daß es verstimmt ist, lassen sie stehen, bis es anders gestimmt ist.

Aber das ist der Gugger mit dem Instrument in des Menschen Brust, daß dieses gerade, wenn es am verstimmtesten ist, am meisten nach Fingern verlangt, welche auf ihm herumfahren. Aber nicht immer, um Laut zu geben und so recht vaterländisch wüsten, sondern um gar keinen zu geben, denn gerade wer kupen will, der wird am täubsten, wenn niemand zu ihm reden will, von wegen wenn niemand einen anredet, so hat man auch niemanden zu antworten, und wer merkt es da, daß man eigentlich kupe, und warum kupet man, als daß man es merke? Ich frage.

Ach, wie mancher arme Teufel hat es erfahren, was es heißt, nicht reden zu jemand, der kupen will, oder auch nichts reden zu jemand, der verstimmt ist! Der wußte fürder, wie man aus dem Regen in die Traufe kommen kann. Das ist übrigens ein Kapitel, über welches junge Ehemänner sich eigene Vorlesungen sollten halten lassen und sie schön honorieren. Doch bewahre, daß ich damit sagen will, daß nur junge Weiberherzen verstimmt sein können, bewahre! Es gibt der alten Weiberherzen in die Tausende, die ruggen und raxen, wenn man sie anrührt nur von weitem mit einem Stecklein, wie die Türen unserer leeren Kornhäuser ruggen und raxen würden, wenn man sie wieder einmal öffnen täte. Aber alte Ehemänner haben sich etwas angelernt, wie dumm sie daneben sein mögen; sie wissen ungefähr, was sie zu sagen haben, daß es am wenigsten macht, wenn die Frau die Verstimmig hat, und gar mancher findet sich am besten dabei, wenn er geradezu mit dem Finger düpft, als ob seine Frau eine geladene Elektrisierguttere wäre, ein Schlag oder zwei, und der Teufel ist raus, das Wetter vorbei; aber eben, was gut ist, lernt man nur durch Erfahrung und bei gutem Willen.

Offenbar schwebte Bangigkeit über dem Tische, wo die sechse aßen und tranken, und band die Rede der Mehrzahl. Mädi saß da wie ein geladener Katzenkopf, um den oft das Pulver weit

herumliegt und sich entzündet, ehe man noch dabei ist, und Anne Bäbi glich einem Bienenstock, von dem man glaubt, er wolle stoßen, und der es oft gerade nicht tut, wenn man es am meisten glaubt.

Meyeli kannte die Gemüter zuwenig und war daher in großer Verlegenheit, was es reden sollte, ohne Anstoß zu geben oder vorlaut zu scheinen, und schweigen schicke sich auch nicht, das fühlte es wohl. Es rühmte den Eiertätsch; sein Lebtag hätte es keinen sellige gegessen, sagte es. Ho, öppe gspart hätte es nichts daran, sagte Anne Bäbi, „u wenn es dich gut duecht, so nimm!" Und somit schlenggete es ein gewaltiges Stück auf Meyelis Teller. Es möge wäger, wäger nicht mehr, gäb wie gut es sei, sagte Meyeli. „So?" sagte Anne Bäbi, „warum rühmst de? Aber du wirst auch eins von dene junge Täschlene sy, wo meine, mi chönn e alti Frau für e Narre ha, wie me well." Da sagte Jakobli, sie wollten teilen; wenn es den einen Teil nehmen wolle, so wolle er sehen, ob er den andern möge, er sei wirklich bsungerbar gut, aber dMutter vrstangs. „Ho," sagte Anne Bäbi, „du wirst das jetzt grad nimme glaube, wo du jetzt e Jungi hest, u die wey hützutag alles besser wüsse als öppe e Mönsch, der afe e Plätz drbygsi isch." Meyeli hätte gerne noch den Kaffee gerühmt, aber es merkte, daß heute nicht Wetter fürs Rühmen sei, und ein drittes Kacheli Kaffee begehrte es auch nicht. Hansli frug, um dem verlegenen Kinde zu Hülfe zu kommen, ob noch mehr Hochzeit, oder ob sie alleine gewesen? „Mi muß doch e Göhl sy, selligs z'frage," sagte Anne Bäbi, „fahren sie an einem Freitag nicht schwallsweis herum u wie Käfer im Maien? Es duecht mi, es sötte i ere jedere Chilche es halb Dotze sy dere Göhle. Aber es meint es jeders Schlärpli, wes chum cha über e Milchhafe us luege, su müß e Ma zuche."

Während Anne Bäbi jede Rede auf diese Weise auffing und wiedergab, war Kaffee und Eiertätsch, der erste Gang, vollbracht, und der zweite, Fleisch und Schnitz und Wein, marschierte auf. Sami wischte ab Mund und Löffel und wollte sich zurückziehen;

aber bei aller Hässigi gönnte Anne Bäbi das Essen den Seinigen und meinte nicht, daß sie zu keinen Zeiten am Bessern teilnehmen sollten, bestund das Bessere, aus was es wollte. Es war einmal eine Mutter, die hatte eine Tochter, und diese hatte einen Bräutigam, und dieser aß gerne Haferbrei. Wenn nun der Bräutigam kam, so ward ein Haferbrei gekocht und als Dessert damit aufgewartet, aber wohlverstanden, nur dem Bräutigam und der Braut, und wenn es wohl ging, auch derselben Papa, die andern konnten gehen oder zusehen. So aber war Anne Bäbi nicht, und Sami mußte sich setzen und Mädi, nachdem es aufgetragen, auch. Essen und Trinken ging von neuem an, und Anne Bäbi streute sonder Unterlaß Salz und Pfeffer dazu, und wenn Meyeli nicht alles versorgen konnte, was es essen sollte, so sagte Anne Bäbi, sie könnten ihm nicht helfen, sie gäbten, wie sie es hätten, und wenn es das nicht schätze, so sei es bös zweg bei ihnen. Mädi, durch Anne Bäbis Reden und den Wein kuraschiert gemacht, begann in abgebrochenen Worten seinen Senf beizugeben, und da ihm niemand darauf antwortete, so ward es immer kuraschierter und sah die Wetter nicht, die in manchem Auge aufstockketen; es sah nur das schöne Fraueli oben am Tisch neben Jakobli, fühlte nur die Bosheit, ihm seinen Platz zu verbittern, und meinte unter Anne Bäbis Schutz sich sicher und durch dessen Beispiel dazu sich berechtigt.

Meyeli hatte eine Ecke seines Fürtuchs aufgenommen und über den Schoß zurückgelegt, hatte auch noch das Nastuch ausgebreitet, überhaupt die größtmögliche Sorgfalt an den Tag gelegt. Als aber dennoch ein Stücklein Fleisch entwischte, hinunterfiel und Meyeli eben nicht wußte, wohin, daher aufsprang, als ob es auf eine Biene gesessen, und sich nicht beruhigen konnte, bis es bestimmt wußte, daß es keinen Flecken gegeben, so sagte Anne Bäbi, allbets hätten sie es kommoder gehabt und nicht solche Angst ausstehen müssen, da hätten sie Kleider gehabt, die solches hätten erleiden mögen, und die gewiß weniger gekostet hätten als selligi Fetzlein.

O hürmehi heyg alles Geld genug, sagte Mädi, und mi müß

dSach öppe ha, daß si zämme akkidiere. Sellig Haften hätte es auch noch nie gesehen, und es nähmte ihns wunder, was es Paar sellige kosteten.

„Aber mi düecht, das sött di gar nüt agah," sagte Anne Bäbi, „es wird dir für die, wo es hat, niemere ds Geld heusche, u we du sellig witt, su frag de dr Gürtler!" „Ds Frage wird doch erlaubt sy," sagte Mädi. „He ja," antwortete Anne Bäbi, „was dich angeht, kannst du fragen, soviel du willst." „So, ist das so gemeint," antwortete Mädi, „so, es soll mich nichts mehr angehen, und ich soll nichts mehr fragen? Oh, ich verstehe das wohl, den Verstand braucht man mir nicht mit dem Holzschlegel ychezdopple (hineinzuschlagen). Schon morgen kann ich gehen, schon heute, wenn man will. O Jere, Mädi findet Platz genug! Aber daß es mir so gehen werde, hätte ich keinem Menschen geglaubt, gäb wie er sich verflucht hätte. Aber unser Heiland sagt nicht vergebens, das sei der Welt Lohn. Fünfzehn Jahre treu dienet und am einzige King ds Lebe grettet, u jetz geyht me dä Weg mit mr um! Aber es ist graglych; es ist gut, daß e grechte Gott im Himmel ist, u daß der alles gseht un o, wie me mit arme Mönsche umgeyht; und es wird öppe nit vrgebe heiße, daß de am jüngste Tag alles werd a dSunne cho."

Somit stund Mädi auf, nahm seinen Teller mit und schoß in die Küche hinaus wie eine Bombe in eine Festung, rumorte draußen eben auch akkurat wie eine geplatzte Bombe in einem Gemach von irdischen und gebrechlichen Dingen. Drinnen sagte Anne Bäbi zu Meyeli, dessen Augen voll Wasser standen: „Häbs nit ungern; das ist öppe nit viel dra glege, was das sagt. So uvrschant ist es öppe nit geng, u de währts o öppe nit lang; mi cha das de öppe angers mache, we me will. Es ist hützutag mit frömde Lüte nüt meh z'schaffe, u we dLüt öppe wäre, wie si sy sötte, u werchete, wie me allbets gwerchet het, mi mangleten a mengem Ort weder Jumpfere noch Knecht, mi chönnt dSach selber mache. Du bruchsts nüt ungern z'ha, Sami, aber ih säge dSach, wies mi duecht." „Ih ha das nit ungern," sagte Sami, „ih ha das scho mengist

ghört, un ih denke, we me mi nimme well, so werd me mi scho heiße gah, u wenn es mir nimme gfallt, su chann ih o mache, wie ih will. Gut Nacht mitenangere!" sagte er und ging.

Da sagte Meyeli, es begehre niemand zu vertreiben, aber arbeiten wolle es, was man ihm vorgebe, es sei daran gewohnt und tue es gern. Es werde nie vergessen, daß es arms sei, und daß es mit Werchen seine Sache machen müsse. Man solle ihm nur befehlen, und wenn es etwas nicht recht mache, es ihm sagen, es werde alles gerne annehmen und alles auszurichten suchen, wie man es begehre, und zufrieden wolle es sein mit allem, nur ein wenig liebhaben soll man es. Vater und Mutter seien ihm gestorben, und fremd sei es in der Welt gewesen, und es duechs, wenn es e Vater und e Mutter wiederfänd, es wär im Himmel, und syr Lebtig wetts nit es Brösmeli meh klage.

So redete Meyeli, bot beiden Alten die Hand, und dicht liefen ihm die Tränen dBacken ab. „Bis nit e Göhl!" sagte Anne Bäbi und wischte sich auch die Backen ab, „öppe fresse wird di niemere. Ih ha di nit gern gseh cho, ih wills graduse säge, und es hat mi es strengs duecht, daß ih dMutter sy sött u nüt drzue säge söll. Aber we d öppe tust, wies dr Bruuch ist u aständig, su bin ih de notti ke Tüfel nit, u das bin ih nit, si möge mi de vrbrülle, wie si wey. Nüt hest, das ist wahr, aber sövli hey mrs o nit nötig; stoß mr aber nit öppe dr Gring mit dene Schnürflene zämme oder gar mit Mädi, dem Uflat; de wirds scho gah, u viellicht, daß mrs öppe mache cheu, ohne daß frömd Lüt ds Mul bruche i üsi Sach z'häyche. Aber trinkit, seh, mach us, dr Wy sött dir seltsam sy, du wirst öppe nit all Tag drzucho sy. Mir hei ne o nit all Tag, we mers scho vermöchte, aber ih ha daicht, we d scho nit wert chömmist, ih well notti tue, was öppe dr Bruch syg. Ke Mönsch hätt dra daicht weder ih, u wes nit gscheh wär us unger dLüt cho wär, so hätt ih doch a allem sölle dSchuld sy, u sMädi, die Täsche, wär ds erste gsi, wos wär ga usbrülle. Aber wart das ume, dem lütet es einist ungsinnet Fürabe (Feierabend)!" Anne Bäbi, durch Mädi entladen, kam nach und

nach in glücklichen Zug und ward durch den Wein immer redseliger und fand sein Glück im Rühmen, wie gut Meyeli geheiratet; wie reich, wisse es noch lange nicht, und wie reich Jakobli hätte heiraten können, wenn er nicht so den Narren an ihm gefressen, könne es sich nicht vorstellen. Aber das mache jetzt nichts, sie hätten notti z'esse, un es werd scho gah; aber ds Mädi, dä Strupf, dä müß me nit Meister la, u erst jetz well es ihm afa zeige, wer eigetlich z'bifehle heyg.

Anne Bäbi hätte vielleicht die Nacht durch geschwatzt, aber es begann die Lampe düsterer zu werden, kam dem Erlöschen immer näher, und endlich merkte es Anne Bäbi und hieß Jakobli das Ölkrüglein holen. Aber Jakobli fand es nicht. Anne Bäbi hieß ihn einen Stürmi, öppis nit z'finge, wo ja es jeders King wüß, wos syg. Aber Anne Bäbi fand es selbsten nicht, gäb wie es suchte; es rief Mädi, aber Mädi gab wohlweislich keinen Bescheid; es schimpfte über Sami, der es vielleicht im Stalle hätte, aber dort es suchen, war ihm zwider. Im Keller war noch Öl, aber Hansli wehrte und meinte, es wär am besten, sie gingen nieder, so möchten sie am Morgen auch auf. Anne Bäbi mußte sich darein ergeben, aber unter vielem Schimpfen über die böse Zeit, wo man im eigenen Hause nicht mehr soviel Meister sei, aufzubleiben, solang man wolle, und nichts mehr sicher sei, wo es hundert Jahre lang gestanden und Mutter und Großmutter es blindlings gefunden; aber warten die nur, morgen sei auch noch ein Tag, und wer ihm das Krüglein verstellt habe, der solle sehen, was er gemacht, dem wolle es es verleiden, eins für alle Male. So räsonierte Anne Bäbi, bis ihm der Schlaf die Augen zudrückte; es hörte das Kichern nicht, welches schadenfroh im Dunkel des Gadens hörbar ward.

* * *

Zweites Kapitel.
Wie Meyeli erwarmet.

Seltsam war es am Morgen Meyeli zumute, als es, von keinem Vetter aufgerufen, statt in einem rußigen Gaden in einem freund-

lichen Stübchen erwachte, der Tag an die Fenster hoschete, durch die Umhänge zwitzerte und an der Wand ein loses Spiel trieb. Das Bett war so weich und warm, wie es keines noch gesehen; was das für ein anderes Dackbett war als das dünne Häutchen, mit dem es sich sonst decken mußte, und welch Unterbett gegen das, auf dem es sonst lag, und durch welches hindurch man die Bettladen wenn nicht zählen, doch fühlen konnte. Da war an Federn nicht gespart, und man sah es wohl, daß, je mehr derselben in die Ziehen gingen, desto größere Freude die Bäuerin, welche sie füllte, gehabt haben mußte: das war so von den Betten eins, in dem man bei müden Gliedern den jüngsten Tag bequem verschlafen könnte. Es war Meyeli schwer, es zu verlassen.

Man glaubt gar nicht, was so ein weiches, warmes Bett für eine Wohltat ist, wenn man an Wind und Wetter gewesen einen lieben langen Tag, und was es für eine Gewalt übt über die, welche in schlechten Betten manche liebe lange Nacht durch geschlottert und von weichen, warmen Betten nur haben reden hören und so ein weiches, warmes Bett ihnen vorkam ungefähr wie ein Vorhof zum Himmel. Wenn eine Magd von den bessern ist und nicht ihr Geld alles an Fatzenetleni und Gäugelei hängt, so sinnet sie an ein Bett, und hat sie ein gutes Bett sich angeschafft, so wohlet es ihr; es ist ihr, als ob sie nicht mehr verlassen wäre, als ob sie für ihre alten Tage gesorgt hätte, sie hat ja ein Hey (Heimat), sie weiß, wo sie ihr Haupt hinlegen kann.

Aus dem Bette aber sah Meyeli auf einem Tischchen seinen Hochzeitsstaat und nebenan in der Ecke seine zwei Bündelchen stehen; dieser Anblick störte sein Behagen, trieb ihns auf. Es packte aus, und erst jetzt, wo es alles nebeneinander auf ein Tischchen legen mußte und noch dazu die Sonne daraufschien, sah es, wie seine Hüdeli und sein Staat gegeneinander abstachen, und da war keine Vermittlung, keine Brücke von einem zum andern; rechts lag einer Bäurin reiche Kleidung, links die bauelígen Fetzleni eines Gotteswillenkindes, dort alles währschaft und in Fülle, hier alles durchsichtig, zu eng und zu kurz.

Vor alten Zeiten sprach man von einer Bäurin, welche ihren Mägden Hemden zum Gutjahr gegeben, von denen jedes acht Pfund gewogen habe; an diesen waren Kuder und Knöpfe nicht gespart, und die müssen ein handlich Tragen gewesen sein. So handlich waren Meyelis Hemdchen nicht, aber sie waren durchsichtig, kurz und klein, die Hühner konnten den Hafer dadurch picken, und vornen wollten sie ihm fast nicht übereinander. Das Kitteli war viel zu kurz, der Mond schien durch dasselbe und zeigte die bösen alten Strümpfe, von denen man nicht mehr wußte, waren sie gewoben, gelismet oder genäht. In gleichem Stil war das Tschöpli, und wenn Meyeli einmal drinnen war, so machte es ihm den ganzen Tag Kummer, wie am Abend wieder hinaus. Diesen Staat mußte es nun heute anziehen und damit vor dem Publikum erscheinen, vor dem es gestern in reichem Hochzeitgrust aufgezogen war, mußte das Zeugnis an sich herumtragen, daß es nur ein Gottswillenkind gewesen und gleichsam nur dr Gottswille da sei; denn die Leute fassen es nicht, daß wir alle, König und Schelm, eigentlich nur dr Gottswille da sind, wo wir sind, und daß hier kein Unterschied ist zwischen dem Menschen und keine Ausnahme von der Regel.

Meyeli weinte, und wer will es ihm verargen? So konnte es ja nicht einmal in die Kirche gehen, weder das eine noch das andere schickte sich, und wenn jemand ins Haus kam, so durfte es sich weder in dem einen noch im andern zeigen; das eine schickte sich nicht für ordinäri Tage, das andere nicht für eine junge Bauersfrau. Sagen durfte es nichts, mußte ihnen es überlassen, Verstand zu haben, dem Mangel abzuhelfen; aber jetzt mußte es doch in seinen alten Kleidlene hinunter, im Gloschli konnte es nicht bleiben, sowenig als im Bette. Es durfte Jakobli nicht einmal sein Herzenleid klagen, Meyeli brachte nur in Anschlag, was es mit Jakobli erhielt; was er durch ihns erhielt, dem gab es keine Schatzung, Meyeli war noch demütig. Meyeli hatte von der Art junger Weiber keinen Begriff, die zu profitieren wissen, oder die meinen, weil sie dem Manne die

Ehre angetan, ihn zu nehmen, so sei es nun seine Hundspflicht und Schuldigkeit, ihnen zu allem zu verhelfen, was ihnen einfällt, und nie satt werden mit Begehren und Drangsalieren und von keinen Rücksichten was wissen, die zu meinen scheinen, ein Mann sei eigentlich nichts als ein großer Lulli, an dem man sauge, bis nichts mehr darin sei, und sei nichts mehr darin, so schreie man wie ein Kind und mache ein Lätschmaul je größer je lieber, und wenns so groß würde wie der lange, lange Schweif des letzten Kometen.

Meyeli hatte von dem keinen Begriff, es erhielt ihn auch nie, sagte sein Lebtag nie: „Es tut ihms sauft, dem Hung, dem Uflat, dem Muffi." Es wischte endlich seine Tränen ab, zog seine Kleidleni an und ließ schüchtern sich hervor.

Gut Wetter war nicht obhanden. Anne Bäbi hatte das Ölkrüglein nicht vergessen, und das erste am Morgen, was es vornahm, war ein Forschen nach dem Krüglein, und siehe, es stund zwar nicht an seinem ordinäri Platz, doch dicht dabei, wo, wie Anne Bäbi behauptete, man es hätte sehen müssen, wenn es gestern dagewesen wäre. Aber alles Forschen war umsonst, kein Mensch wollte es angerührt, weggenommen, hingestellt haben. Anne Bäbi hätte selbst und zuletzt es in Händen gehabt, behauptete Mädi, und es duech ihns nicht kurios, brummte es vor sich her, daß man am Abend etwas nicht gesehen habe, was am Morgen einem blinzlige in die Augen falle, es sei schon manchem Menschen so gegangen. Meyeli achtete man kaum, doch glaubte es von Mädi einen spöttischen Seitenblick abgekriegt zu haben, was ihns noch mehr in Verlegenheit setzte; denn zu dem Bewußtsein, was für Kleider es anhätte, kam nun noch die Angst, wo es jetzt stehen, absitzen, was es anrühren solle, damit es niemand an seinem Orte stehe und niemand etwas anrühre, welches dieser jemand nicht angerührt haben wollte.

So eine junge Dame weiß gar nicht, was es heißt, Sühniswyb sein und als Sühniswyb in ein Haus eintreten; entweder zieht sie in ihr eigen Menage, oder aber, wenn sie am Morgen gefrühstückt hat, macht sie die Toilette, setzt sich an ihren eigenen Arbeitstisch

und niggelet etwas, bis Visite kömmt oder sie Visite macht, und wenn die Köchin gekocht hat, so sitzt sie ane, und wenn sie gegessen hat, so streicht sie sich, und wenn man nicht den eigenen Weiberteufel im Leibe hat, der nur im Zanken leben kann wie der Fisch nur im Wasser, so kommen Schwiegermutter und Schwiegertochter parfaitement bien aus, es sei dann, die Schwiegertochter sei auch vom Ehrteufel geplagt, wolle die Honneurs machen und die Gästimiertere sein.

Auf dem Lande aber, da ist es anders, da gibt es weder apartigi Arbeitstischchen noch apartigi Menage, weder Visite noch Appartements; da ist ein gemeinsamer Haushalt, der beschafft sein will durch alle vorhandenen Hände. Kommen nun frische Hände dazu, wo sollen sie angreifen, und wer macht ihnen Platz? Wenn böser Wille da ist, so trifft man es nicht, man mag es machen, wie man will. Greift ein Sühniswyb ungeheißen zu, so heißt es, schon am erste Tag hätte es gemacht, wie wenn es da alleine Meister wäre; wartet es aber, bis man es heißt, oder frägt es, was es machen solle, so heißt es: wenn es Vrstang hätte, so käme ihm selbst zSinn, was zu machen wäre, und man sagt ihm, wenn man höflich ist: „He öppe, was gern witt, mir heys bis dahi chönne mache, mir hätte niemere meh gmanglet." Ist man unhöflicher, so sagt man: „Mira, was d witt, mir hey is gwahnet z'werche u hey nit dr Zyt, enangere dNase uf dSach z'stoße; es sött öppe es n ieders gseh, was z'mache ist."

Ist ein Hauptwerk da, Anpflanzen im Frühling, Heuet, Ernte, Säet, so macht sich die Sache am leichtesten, da nimmt ein Sühniswyb das Werkholz und geht aufs Feld und trägt Mittag und abends, wenn es sich einkaufen will, der Schwiegermutter ungeheißen Holz und Wasser zu und hilft abwaschen und rüsten, was es sich ergeben mag. Jetzt war aber gerade die eigentümliche Zeit, wo man es in jedem Bauernhause anders hat und ungeheißen kein Fremder viel zu machen weiß, die Zeit, wo der Herbst in den Winter übergeht, der Säet zu Ende, die Erdäpfel aus sind, aber Dreschen und Spinnen noch nicht angefangen haben, die Zeit, wo man draußen und drinnen

fertig macht, sich zwegnistet zu behaglichen Winterquartieren. Die einen haben mit Rüben zu tun, andere mit Waschen, mit Obst und Eingraben, mit Fahren und Dörren, mit Plätzen und Fegen, mit Brechen und Hecheln, kurz mit vielen Dingen, und fast in jedem Hause mit etwas anderem, und fast bei jeder Sache ist in jedem Hause ein anderer Brauch, und wenn nicht alles akkurat diesem Brauch nachgeht, so hat man nicht den mindesten Glauben zur Sache, sondern sagt: „Öppis Dumms eso, üser Lebtig chunnt das nit gut."

Jetzt denke man sich eine Schwiegermutter und ein Söhniswyb beim Wäscheeinlegen, beim Kabiseinmachen, beim Kücheln, und jedere denkt, wenn die andere die Hand rührt: „Herr Jeses, wie dumm, das chunnt üser Lebtig nit gut!" Wie das in beiden worget und kochet! Endlich sagt die Schwieger: „Nit eso, üser Lebtig nit, wie wett das gut cho!" „Mir hey das daheim geng eso gmacht, u niemere het gseit, es syg lätz, ds Kunträri, dArbeitslüt hey nie gnue chönne rühme," antwortet die neue Tochter. „Ho, das müsse wunderlig gsi sy," antwortete die Schwieger, „hie fräßes dSäu nit, we mes so miech." Somit ist die Kriegserklärung gemacht. Abends sagt die Schwieger zu ihrem Mann: „Mir sy ungfellig gsi, es dümmers Mönsch hätt üse Hans nit chönne übercho, u we es si no öppe ließ brichte, aber e Gring hets wien e beinige Esel. Du, ih hätt mir Lebtig nit glaubt, daß es Lüt gäb, wo dr Kabis so ginge ga gschänge u dStorze usehaue, die sy ja grad am chüstigste u hey am beste dar."

Das Sühniswyb aber pläret dem armen Mann die ganze Nacht die Ohren voll, es gstangs dä Weg nimme us, es well wieder hey, u gäb es Kabisstorze freß, well es lieber gar nüt.

Und aus ist es mit dem Frieden; es gutet nimmer, bis eins nach dem andern die Augen zutut und ins stille, kalte Kämmerlein muß, wo alles Reden aus ist und niemand mehr Kabis einmacht. Ja, es ist wirklich ein Elend, wie des Menschen Elend so oft aus nichts entsteht, nur aus unserm Kopf hervorgeht, wie die Welt aus nichts entstanden, nur aus Gottes Willen hervorgegangen ist.

Meyeli hatte dieses sich nicht ausgedacht, aber etwas davon fühlte es, und es war ihm, als es in die Küche trat, als sollte es sein nacktes Füßchen setzen in ein aufgeregtes Wespennest. „Guten Tag geb euch Gott miteinander!" sagte es, und ob ihm jemand dankte, oder ob nur das Feuer sprezelte und die Kacheln rasselten, vermochte es nicht zu unterscheiden. „Kann ich etwas helfen," frug es, „etwa Holz tragen oder Wasser holen?" „Wir haben im Brauch, das zu holen, ehe wir zMorgen kochen," antwortete Anne Bäbi. Da Mädi grade das zMorgen (Frühstück) hineintrug, sagte Meyeli: „Soll ich dir helfen?" und wollte die Schüssel mit Rösti fassen. „Häb nit Müh," sagte Mädi, „ich habe das schon lange alleine gemacht, es braucht mir niemand zu helfen!" „Soll ich zum Essen rufen?" fragte Meyeli. Niemand antwortete, aber Mädi schoß an ihm vorbei wie ein Hurnuß und brüllte: „Ihr söllit cho esse!", daß man unten im Dorfe bei vielen Häusern meinte, man habe bei ihnen gerufen, und das Mannevolk daherkam und mit dem Weibervolk, das nicht fertig war und nicht gerufen haben wollte, z'branzen (disputieren) anfing.

Drinnen wollte Meyeli zu unterst am Tische absitzen, da fuhr ihns Mädi an, es werde ihns doch nicht von seinem Platz vertreiben wollen, wo es bald hundert Jahr ghocket sei, und als Meyeli mit dem Weinen zuvorderst in der Stube stand und nicht wußte, wo zum Tisch, daß es recht sei, sagte Anne Bäbi: „Warum chunnst nit cho hocke, soll me di no aparti heiße?" Es wisse nicht recht, wo es zuchesöll, sagte Meyeli, daß es niemere am Weg syg. „Gsehst de nit, daß da uf em Vorstuhl (der bewegliche Stuhl vor dem Tisch) Platz isch?" schnauzte Anne Bäbi. Meyeli hatte den Platz wohl gesehen; da er aber oberhalb Anne Bäbi war, so saß es nicht gerne ungeheißen da ab und ebensowenig unterhalb, wo der Platz derjenigen war, die über Tisch les honneurs machte.

Über Tisch war die Rede vom heutigen Tagwerk, und es war beschlossen, die Rüben herbeizumachen. Es werde sie doch nicht alleine ziehen sollen, frug Mädi, es werde jetzt wohl neuer da sein,

der ihm helfe. Mädi gramselte es schon vor Freude in allen Gliedern, mit dem armselig gekleideten Sühniswyb durchs Feld auf den Acker zu gehen, und hatte bereits daraufhin schon den bessern Kittel an, ein währschaft Fürtuch zurechtgelegt und eine Kappe, an welcher der Sammet noch schwarz war. Beim ordentlichen Wetter war sicher das Feld voll Leute und alle neugierig, die neue Frau zu sehen, die noch niemand kannte. Und im ganzen Feld, dachte es, werde kein Christenmönsch sein, der nicht denke, was Jakobli für ein Löhl sei, ein solches Faggeli un es selligs Häpeli (das erstere bezieht sich auf schlechte Kleider, das letztere auf einen schlechten, das heißt schmächtigen Leib) zu nehmen, wo er es doch näher und zehnmal besser hätte haben können. Ds Jowägers Jumpfere, ds Mädi, wär ihm doch de hundertmal lieber gsi. Kein römischer Held konnte sich auf seinen Triumphzug mehr gefreut haben als Mädi auf seinen Gang durchs Feld mit dem armen Meyeli.

Da sagte Hansli, Mädi hätte die Rüben schon manchmal alleine gezogen, und wenn es sie heute nicht möge, so könne man noch morgen daran machen. Es wolle gerne mit, sagte Meyeli, es sei ja da, für etwas zu machen. „Das wirds schon noch geben," sagte Hansli, „u daheim wirds wohl noch etwas zu machen sein." „Wes doch gern käm," sagte Mädi, „und zweimal zu laufen trägt auch nichts ab." „Du hasts gehört," sagte Anne Bäbi, „was Hansli gesagt hat." „He nu so de," sagte Mädi, „so sygs de mira!" und schoß hinaus, als wenn es ein Habicht wäre, der einer Taube nachfährt. Anne Bäbi hatte Mädis Absicht halb erraten, halb ärgerte es sich selbst über Meyelis Aufzug, und so gerne es demselben die Schande gegönnt hätte, so fühlte es doch, daß dieselbe auf ihr eigenes Haus zurückfiele, denn einmal war Meyeli jetzt Jakobli Jowägers Frau, und daran war nichts zu ändern; was man gegen ihns hatte, konnte man an ihm auslassen, doch es nicht unter die Leute lassen.

So alt Anne Bäbi war, so wußte es doch nicht, wie unklug es ist, eine ertaubte Jumpfere allein auf ein Feld zu schicken, auf dem viele Leute sind, und zu dem man vom Hause weg nicht sieht.

Mädi schoß hinaus wie ein entronnener Wolf, der nicht warten mag, bis er seine Zähne ins erste beste Fleisch schlagen kann. Natürlich war Mädi eine willkommene Erscheinung im Freien. „Wo us, wo wottsch, warum alleini, ih ha glaubt, du sygist zHochzit?", so redete man ihns allenthalben an, und jeder stellte sich bei ihm, und, wo auf einem Acker Leute waren, da riefen sie: „Chumm, los neuis!", und Mädi ließ umsonst sich nicht rufen. Und allenthalben packte es seinen Grimm aus, und wenn man ihns fragte, warum die junge Frau nicht mitgekommen, man hätte geglaubt, Anne Bäbi möge nicht warten, bis es sie schicken könne, Rüben zu ziehen, so zog es seine Maulecken zu den Augen herauf, stellte die Fäuste in die Seiten und sagte: „Es ist Anne Bäbi nit wegem borge (schonen) gsi, o Jere, das borget niemere; aber es het si gschämt, gschämt het es sie uf my armi türi wien e Hung. I dr ganze Gmeind ist kes Bettlermönsch schlechter bkleit as das neu Sühniswyb; dem gseht mes o so recht a, daß es ab dr Gasse chunnt, die leydist Jumpfere chunnt besser daher." Und Stück für Stück legte es Meyelis Kleider aus und dann sein ganzes Wesen, wie es nichts anders sei als ein akaareter (angemalter) Hauenstiel u no vo de leydere eine. Hatte man es so lange auf einem Acker stehen sehen, so nahm es begreiflich die Leute auf dem andern Acker auch wunder, was Mädi zu brichten hätte mitten im halben Tag; es mußte auch ihnen sein Herz leeren, so daß es nicht lange nachher, als Mädi in ihren Rüben zu stehen kam, Mittag läutete.

Das arme Mädi sah das ganze Feld voll Leute für seine besten Freunde an, die den innigsten Anteil nähmten an seinem Zorn und das lebhafteste Bedauern fühlten über seine erlittene Behandlung, es ließ sich nicht träumen, daß alle den köstlichsten Spaß an seinem Zorne hätten und alle es ganz begreiflich fänden, daß man so mit ihm umgehe und nicht anders.

Während Mädi die Posaune machte auf dem Felde herum, ging auch daheim etwas vor.

Anne Bäbi hatte Meyelis Kleidung übel vermerkt und sah ihm

mit sauern Augen nach, aber lange sagte es nichts, es hätte lieber gehabt, Jakobli oder Hansli würden davon anfangen; aber die hüteten sich wohl, sie wußten, daß die Mutter am Ende den Verstand habe, sobald nur niemand ihr ihn machen wolle. Richtig brach sie endlich auch mit der Frage los: „Warum leyst (ziehst) du dich so an? Leyder kommt hier kein Straßenmensch.“ „Verzeiht, Mutter!“ sagte Meyeli, „das sind meine besten Kleider. Ich habe sie erhalten, als ich vom Herren kam, und seither ließ mir der Götti keine andern machen, und Geld habe ich keins gehabt, um selber anzuschaffen; ich habe mich müssen leiden.“

„Schäme söttst di, e sellige Götti z'ha!“ sagte Anne Bäbi, „wes mr nit um e Jakobli wär, u daß dLüt nit müßte dFreud ha, uf my armi, ih ließ dr ganz Winter di so desumelaufe. E sellige Staat ga z'ha am Hochzyt u de morndrisch ke gute Fetze am Lyb! Aber so hets die hütigi Welt; du wirsch o es rechts Täschli sy, sust hättisch meh Vrstang gha as eso.“

„Mutter,“ sagte Jakobli, „ds Meyeli vrma si desse nüt, es het dHochzytkleider nit selber agschaffet, u angeri Kleider, het me denkt, chönn me ihm de la mache, wes hie syg.“ „Wer het de die schöne Kleider agschaffet?“ fragte Anne Bäbi, „emal du o nit, oder sy si öppe gar no entlehnt?“ „Nei, Mutter,“ sagte Jakobli, „ds Wirts Tochter zRaxige het dSach gmacht.“ „Wer seyst?“ schnauzte Anne Bäbi. „Ds Wirts Tochter zRaxige!“ antwortete Jakobli.

„Jetz no gar, nei, jetz ist mr nüt meh z'helfe,“ antwortete Anne Bäbi, „jetz ist afe Zyt, daß ih da dänne chumme, u lieber hüt as morn; zur Mutter, wo eim ungerm Herze treyt het, het me kes Zutraue u lauft zun ere Wirtshusmore! O, wien ih doch die Trücher (träg und sinnlich) hasse! Die wird di schön bschisse ha, wohl, u huse mir doch sövli! He nu so de, mira, su gang jetz zu dere u säg, si söll dr o la Kleider mache für e Werchte; ih wott mi nüt dry-mischle, wott nüt säge. Es einzigs King u macht eims eso, lat dMutter hocke u son e donnerschießige Schlarp im Geld krüschle.

So geyhts hützutag, wohl, allbets hätt mes eso sölle mache! Es nähm mi ke wunger, we scho üse Herrgott dWelt umen e Stud (Pfahl) ume schlug, bis si i tusig Fetze fuhr, nei, vrwungere täts mi nit!"

Jakobli hatte Mühe, die Mutter zu besänftigen; je mehr er sich unterzog, desto mehr Ursache glaubte Anne Bäbi zum Aufbegehren zu haben; das ganze Wetter, welchem Meyeli gestern entronnen war, brach heute los, aber es machte schon nicht mehr halb soviel, war es doch nicht mehr der erste, sondern der zweite Tag. Da es immer wieder darauf zurückkam, wie das Donnstigs Trüch ihn werde bschisse ha, so hatte endlich Jakobli den glücklichen Gedanken, die Mutter zu bitten, sie möchte kommen und dSach gschaue, sie werde dann selbst sagen müssen, daß dSach recht sei us niemere wöhlfeler hätt chönne mache. Anne Bäbi rurete (brummte) gewaltig über diese Zumutung; sellig Hoffertschiß begehre es nicht zu sehen, sagte es. Indessen war doch in Anne Bäbi des Weibes Ferse (sein weicher Punkt) getroffen, der immer und alleweil verwundbar ist, gäb wie sonst Leib und Seele geharnischt sind. Wenn von Kleidern die Rede ist, die zu kaufen oder zu sehen sind, da wird wohl selten ein Weib sein, das nicht Ohren hat dafür und nicht Augen, und auf Erden ist sicher keine Schwiegermutter, welche nicht zu bewegen wäre, den Hochzeitstaat ihrer Schwiegertochter in Augenschein zu nehmen.

Es geht die Rede, wenn man einem wilden, jungen Kühlein (um es so höflich als möglich zu sagen) einen nassen Lappen übers Kreuz lege, so schlage es nicht mehr, sondern werde zahm wie ein Lamm; aber würde nicht (wohl verstanden, nicht zusammengezählt) noch manche junge Frau zahm und zärtlich wie eine Taube, wenn ihr der Mann jeweilen, ich will nicht sagen was Nasses, sondern was Neues, einen schönen Shawl oder einen schönen Kittel ums Kreuz legte, wenn es spuken täte im Kopf! Ach, die Weiber haben einen sichern Takt, ein richtiges Gefühl; sie wissen, wie wüst und gebrechlich der Mensch von Natur ist, wie nötig er es hat,

ein neues Wesen zu werden, wenn er Wohlgefallen finden will vor höhern als Menschenaugen. Und wenn sie nun in den Irrtum fallen, daß dieses Neue der Krämer verkaufe und der Schneider mache, wer ist schuld daran als die wüsten Männer, welche die armen Weiber nicht besser brichten und es oft selbst nicht besser wissen!

Immer protestierend gelangte Anne Bäbi vor des Stüblis Türe, es wußte nicht, wie, und als die einmal offen war, da war ihm natürlich nicht mehr zu helfen, und die Hände über dem Kopfe zusammenschlagend trat es zum Tischchen und rief: „O Jocheli, o Jocheli, Herr Jemer, was soll das bidüte? Für kes Lieb möcht ih e Zopfe arühre, das wär ja z'schön für e Ratsherretochter, vrschwyge de für —. Wo ich Hochzeit gehabt, und tausend Pfund hat mein Vater Ehesteuer gegeben, habe ich auch Hochzeitkleider bekommen, und ich habe geglaubt, wie hoffärtig ich sei; aber was? Es sind Hüdeli gewesen gegen die; der Kittel hat sieben Kronen gekostet, ds Gloschli füfzg Batzen und dHafte dryßig, und sonst habe ich neue nichts gehabt, das neuis kostet het als neue Schuhe, und die haben achtzehn Batze gekostet, und jetz selligs, und wer hets la mache, u wo ist dEhstür?" Während dem Reden ließ Anne Bäbi Stück für Stück durch die Finger laufen, hielt sie gegen das Licht, seufzte bei jedem Stück: „Herr Jemer, Herr Jemer, o Jocheli, o Jocheli!" „Hundert Taler machen es nicht," rief es endlich, „und wer hat das zahlen müssen! Wohl, das fängt gut an, und haben wir doch so ghuset u kes Freudeli uns gönnt! Aber wo sind die Göllerketteli?" frug es plötzlich, „bei einer solchen Pracht wirst du doch nicht geliehene annegehabt haben?"

Meyeli hatte schon lange geschlottert, und Anne Bäbis Worte waren ihm durchs Herz gegangen wie die alten Schweizerspieße ehedem den Landsknechten und andern Östreichern. Da rührte sich auch der Satan in seinem Herzen und legte ihm die Worte auf die Zunge: „Ds Wirts Tochter het mr ihre gä gha," und schon waren sie auf der Zungenspitze, als es Meyeli war, es gebe ihm jemand

eine tüchtige Ohrfeige und nehme die Worte ihm ab der Zunge. Es wandte sich um, nahm mit schwerem Herzen die Ketteli aus seinem Bündelchen und legte schweigend der Mutter sie dar.

„Aber nei, aber nei, u wettigi, u wettigi!" rief Anne Bäbi, „selligi sy im ganze Dorf nit; emel füfzehe Krone hey si kostet, u myni werde nit meh als sechse kostet ha, u bin ih doch e Buretochter gsi, u wie wird ech no das Dolder Mönsch, wo alles het müsse chaufe, bschisse u zwüsche use gno ha, daß me möcht Plätze ab pläre! U dr Mutter vrtrauet me selligs nit a, aber ihr werdet zum vorus gwüßt ha, daß si ech selligs Tüfelwerch nit is Hus ließ, e sellige Kittel u e selligs Gloschli u e selligi Scheube u de gar no selligi Ketteli, wo me ja e Stier dran könnt zMärit führe. U de selligi Hüdeli drzu," fuhr Anne Bäbi fort, welches sich während seiner Rede zu Meyelis Bündeli gewandt hatte, „gschauit, luegit doch, wettigi Hemmeli u was für Strümpf! He nu so de, mira, es cha jetz kehrum mache; ei Tag chas probiere, wies i de Hudle isch, u ei Tag, wies an es Ratsherretochter isch; so öppis het me doch üser Lebtig nit erhört. Sy das dyner Sache all?" „Jo wäger, Mutter," sagte Meyeli, „dr Götti het mr nüt la mache, sit ih vom Herre cho bi."

„Säg doch eme sellige Uflat nit Götti!" antwortete Anne Bäbi, „ih wotts nit ha, ghörst? Er wird o über di z'chlage gha ha, junge Meitscheni sy hürmehi nüt meh wert; aber we d scho ds wüstist Trüch gsi wärist, so hätt er di doch nit sölle la gah sövli vrhudlet u nütwertig. E sellige Uflat hey mr doch notti keine i üser Vrwandtschaft, Gottlob!" „Ja, Mutter, u we d wüßtisch, was er mir fürgha het, und wien er mi mit dem Bese vom Hus furtgjagt het! Hudellüt, het er gseit, syge mr." „Es ist dr recht gscheh," sagte Anne Bäbi, „u wenn er di ume no wyter gjagt hätt, warum gheyst unger es selligs Dach? Aber Hudellüt sy mr doch de gottlob nit, u vom e sellige söll me si de nit so la säge, Bub, ghörst?" „Ebe," sagte Jakobli, „han ih du denkt, dä söll gseh, ob mr de Hudellüt syge oder nit, un ha ds Wirts Tochter gseit, uf es paar Neutaler uf oder nieder kömms de nit a, und Meyeli het nit welle, für e Tusig nit; aber es

het du emel müsse sy, u dZyt isch z'kurz gsi, für no angeri Kleider la z'mache, mi hätt süst dra gsinnet gha."

„Dra gsinnet gha," sagte Anne Bäbi, bedeutend besänftigt, „dra gsinnet gha, jawolle, wer het selligs welle sinne, selligs chunnt öppe geng a mi. Aber mi wirds de öppe einist erfahre, wo dr Vrstang hercho ist, wenn er nit meh da isch un ih o nit. U was soll me jetz mache, mi darfs vor ke frömde Mönsch la, u Arbeitslüt, Schnyder u Nähyere u dere Züg darf me nit emal bschicke, si vrbrüllete is ds Land uf u ds Land ab, wie mr es Sühniswyb heyge, keis Bettlermeitli chömm schlechter daher, u gmachti Sache fingt me öppe niene z'kaufe weder öppe a Steigerige, un ih weiß vo ker sellige, u my Sach schickti si dir nüt, am ene sellige Mägerlig (magere Person), am e sellige Meyerysli."

Das sei ihm dr größt Chummer gsi, sagte Meyeli; es hätte scho vo Afang dra denkt, und es heygs duecht, wes ume mit Jakoblis Mutter z'rede cho chönnt, aber dr Götti hätts nit la gah, u cho hätts nit dörfe. „Hets di duecht," fragte Anne Bäbi, „hets di notti duecht?" Aber we me ihm Rustig fürega wett, so ds Nötigist wett probiere z'mache, daß me si de öppe vor de Handwerkslüte nüt z'schüche bruchti! Sy Mutter syg e Nähyere gsi, un es heyg ere gar viel müsse helfe, ehe si gstorbe syg, un si heyg ihm öppe alles zeigt, was nötig gsi syg. „So, e Nähyere isch si gsi, he nu so de, ebeso mähr! Mir hey im Mooshüsli o Huslüt gha, u drei Wyber hingerenangere hey mr gha, wo Nähyere gsi sy bi ihrer ledige Zyt, u das sy die nütnutzigste Wyber gsy, wo uf em Bode glüffe sy. Wo si ledig gsy sy, het öppe üse Herrgott nit höffärtigere gseh, u wo si Wyber gsi sy, sy si vo dene strübste gsi, wo me het welle gseh, mi het längs Stück nit chönne wüsse, was hingefer, was vorfer isch, gäb wie me glueget het. Es sy aber o all drei Husmanne dsHudels gange, u Gmein cha dKing erhalte. Also e Nähyere isch dy Mutter gsi, u du bist o dere Züg?"

Meyele verwerchete seine Tränen, so gut es konnte, und erzählte, wie seine Mutter eine exakte Frau gewesen früh und spät, wie sie

die Kinder zu allem gehalten, weil sie nicht wüßten, wozu es ihnen gut käme, und, je früher man etwas könne, desto weniger brauche man später zu lernen; aber wie Unglück und Krankheit über ihnen gewesen und beide Eltern ins Grab gedrückt, wie sein Nähen ihm bei dem Götti kommod gewesen, und nicht für ihns, sondern für dessen Kinder, denen er nichts hatte machen lassen. Aber deswegen hätte es nichtsdestoweniger draußen gemacht und im Hause; aber zwischenhinein gehe viel, wenn man die Zeit zu ehren wisse.

„He ja, ja," sagte Anne Bäbi, „was me nit gseh het, muß me glaube, un ih wott nit säge, daß de lügist; aber uf dem Desumehöckle u Nähyerle u Lismerle han ih nüt, u no anger Lüt hey o nüt druff, u wenn hützutag eini ful isch u dSunne nit ma erlyde, su gratet si zun ere Nähyere. Aber we d öppis chast u di nit ume drfür usgist, wies hützutag dr Bruch isch, wo jede Schnuderbub alles cha will, here u ds angere o, su ischs mr graglych, we d dr ds Nötigist machst, daß d öppe o eyere glychist, die us eme Burehus chunnt, wo me öppe ds Tuch selber het u nit en iedere Fetze hinger em Zun füregrüblet oder vom ene Hudilumper ytuschet. Chumm, ih will dr füregä, aber ghörst, es Nähyerli bigehre ih de nit ds ganz Jahr im Hus, un ufs Abhaue achte ih mi de, u ds Verschleipfe isch de notti i üsem Hus nit dr Bruuch gsi; wer Geld mangelt, cha ds Mul uftu; wenn er e Biß Brot ychela will, su muß er o."

Anne Bäbi holte die Spycherschlüssel und sagte zu Meyeli: „Chast cho!" „Wie dr bifehlit, Mutter," sagte Meyeli, „sust cha ih ume hie blybe." „Cha ih ume hie blybe," sagte Anne Bäbi, „we di heiße cho! Meinst de, ih well alles eleyni übereschleipfe?"

Der Spycher ist die große Schatzkammer in einem Bauernhause; derowegen steht er meist etwas abgesondert vom Hause, damit, wenn dieses in Brand aufgehe, jener noch zu retten sei, und wenn das Haus angeht, so schreit der Bauer: „Rettit den Spycher, su macht ds angere nit sövli." Er enthält nicht bloß Korn, Fleisch, Schnitze, Kleider, Geld, Vorräte an Tuch und Garn, sondern selbst Schriften und Kleinodien; er möchte fast das Herz eines Bauern-

wesens zu nennen sein. Darum, wenn Diebe Beute machen wollen, so brechen sie in den Spycher, nicht ins Haus; darum ist der Spycher wohl verwahret, gewöhnlich aus sogenannten Helbligen (halben Tonnen) gebaut und mit starken und kunstvollen Schlössern wohl versehen.

Wie der König in seine Schatzkammer das Volk nicht läßt, sondern nur den Schatzmeister, und bei guter Laune guten Freunden die Schätze zeigt, aber selten alle, so geht in den Spycher nur der Bauer und als Schatzmeisterin die Bäurin, und diese ist es dann auch, die jeweilen bei besonderer Laune einer nahen Verwandtin oder Schwester die Schätze zeigt, aber ebenfalls selten alle. Doch wird weder Schwester noch Verwandtin je den Wunsch äußern, in den Spycher geführt zu werden; je neugieriger man ist, desto mehr verbirgt man die Neugierde. Man weiß es aus dem eigenen Herzen, daß, sobald man Neugierde sichtbar werden sieht, Mißtrauen entsteht und sorgfältig verborgen wird, was die Neugierde wissen oder sehen möchte.

Anne Bäbi hatte wenige Menschen noch in den Spycher geführt, aber gar sehr sich gefreut, die Zyberlibüri und ihre Tochter in denselben zu führen, wenn sie zu ihnen zDorf kämen. „Die werde luege,“ sagte es oft zu sich, „was säge si ächt o?“ Daß diese Freude ihm verdorben ward durch Jakoblis eigenmächtige Liebe, war eine bedeutende Mitursache, daß es so hartnäckig auf seinem Willen bestand und so wüst gegen Jakoblis Liebe tat. Es ist viel zu wetten, daß, wenn die Zyberlibüri in ihrem Stolze die Schätze nicht gerühmt, sie geringschätzig angesehen hätte, Anne Bäbi selbst böse geworden und ihnen den Bündel vor die Türe geworfen hätte.

Darum war Anne Bäbi so bereitwillig, das neue Sühniswyb mit in den Spycher zu nehmen. Eine Freude, die man sich ausgedacht, steckt einem gar lange im Kopfe, und wenn sie einem vereitelt worden ist, so erfaßt man umso begieriger die erste beste Gelegenheit, sich dieselbe zu verschaffen. Darum aber war Meyeli auch so bescheiden und gab nicht der ersten Einladung Folge, son-

dern erwartete die zweite, damit die Mutter nicht meine, es sei so gwunderig, daß es nicht warten möge, bis es wisse, was im Spycher sei.

Stolz schritt Anne Bäbi voran und trat mit Majestät in seine heiligen Hallen, Meyeli aber kam demütig nach und schritt fast mit ehrfurchtsvollem Schauer wie in ein dunkles Heiligtum über die bedeutsame Schwelle. Es war noch nie in einem Spycher gewesen, der Götti hatte keinen gehabt und sie noch viel weniger. Was brauchen Hausleute, die keine Schätze haben, einen Spycher! Aber viele hatte es von außen gesehen, hatte viel davon gehört und manchmal gewünscht, wenn es doch nur einmal so in einen sehen könnte nur von weitem, und jetzt ward sein Wunsch erfüllt, und noch dazu trat es in einen, der einmal ihm eigen sein sollte.

Anfangs sah es fast öde aus im halbdunkeln Raume; einige Kleider hingen an Stangen, und Korn lag in Kästen; aber wie die Hexe von Endor Tote aus Gräbern, ließ Anne Bäbi steigen Schätze aus Kisten und Kästen. Wellen Tuch von allen Sorten, gemachte Sachen, gesponnenes Garn und Gspünnst (Spinnstoff), daß es Meyeli fast gschmuecht (ohnmächtig) ward und es einen Ausruf um den andern loslassen mußte, um nur Luft zu kriegen, und das Beste von allem, die Strichlisäckli mit dem Klingenden, unter Schnitzen und Spreuer verborgen, die zeigte Anne Bäbi ihm noch nicht. Die Ausrufungen taten Anne Bäbi natürlich wohl, und es dachte bei sich selbst, ds dümmst u ds umanierligist Mönsch sei das neue Sühniswyb doch nicht, und es wäre noch möglich gewesen, daß Jakobli weit übler hätte fahren können. Indessen ward es in Mitte seiner Schätze nicht weniger stolz und ließ manchen Seitenhieb fallen. Was solches zu tun gebe, wisse der nicht, der seine Sache nur vom Krämer hätte kaufen müssen, sagte es, und das Unglück sei, daß solche Leute, wenn sie Gfellhüng seien und ungsinnet zu solchen Sachen kämen, nicht Sorge dazu tragen könnten und bald mit ihnen fertig seien. Das würde ihm das Herz zerreißen, wenn es das erleben und sehen müßte, wie ein Stück hier aus wandere, das

andere dort aus; aber davor wolle es sein, den Schlüssel gebe es nicht ab, bis der Tod ihns strecke, dann könnte man seinethalb mit der Sache machen, was man wolle. Indessen legte es doch vom schönern Tuch zweg für Hemder, schönen Halblein für ein Kuttli, währschafts Scheubenzeug, und unter seinen Kitteln suchte es nicht den schlechtesten aus für dNot, wie es sagte, ein neuer müsse dann doch sein so für die gmeine Sunntige.

In Meyeli stritten wunderbar ein gewisses Behagen, eine kindliche Freude, Anteil an diesem allem zu haben, der Gedanke, einst selbst Besitzerin von diesen Herrlichkeiten zu werden, die es zum ersten Male mit seinen Augen erschaute; diese stritten mit der unverstellten Demut, ein solches Glück unverdient erhalten zu haben und nie abverdienen zu können. Glück und Reichtum scheinen dem Menschen gar zu oft gleichbedeutend. Einem Armen, der aus beängstigenden Nöten in des Wohlstandes Fülle gerät, ist dieser Glaube zu verzeihen, aber Menschen, die in des Wohlstandes Fülle dennoch unter Seufzen und Stöhnen ihren Lebtag am Angstkarren gezogen, beständig ein Genügen gesucht und keines gefunden, ist es nicht zu verzeihen, wenn sie, um ihre Kinder glücklich zu machen, sie an den gleichen Angstkarren spannen zu müssen glauben, außer Geld keine Seligkeit kennen für sie.

Die Demut gewann in Meyeli die Oberhand, und statt sich zu erheben, begann es zu weinen (einem Herrn soll es einst übel geworden sein, als er hörte, wie groß seiner Frau Reichtum sei; so hat ers gesagt) und sagte Anne Bäbi, wenn es gewußt, wie reich sie seien, und was sie alles hätten, es hätte Jakobli nie warten dürfen, sondern wäre geflohen, so weit es seine Füße getragen hätten. „Du Göhl du, was d bist," sagte Anne Bäbi, „jawolle, laufe, so weit einem dFüß träge, wenn man zu einem reichen Manne kommen kann!" Und wunder nehme es ihns nicht, daß sie es so ungern gesehen, fuhr Meyeli fort, sövli es arms Meitschi, wie es sei, mit nicht einmal einem rechten Kleidli auf dem Leibe. Das sei ihm jetzt so schwer, daß es es nicht sattsam erzeigen könne, daß es

sein Glück erkenne, und wie man noch gut gegen ihm sei und jetzt sövli schöns Tuch für Hemder und e sellige brave Kittel ihm gebe und hätte doch scho söfli Kosten mit ihm gehabt, es wüß ke Mönsch, wieviel. Wie es das alles vergelten solle, wisse es nicht, aber was man ihm auch zumute, keis Brösmeli wells drgege ha.

„Was man dir auch zumutet!“ sagte Anne Bäbi. „Zumutet, es wird dir kein Mensch öppe viel zumuten; ih weiß nicht, was du damit meinst, und ob das soll ghaue oder gstoche sy, öppe die wüstesten Leute sind wir doch notti nit. Aber halts nur nicht mit Mädi; wenn du mir mit dem den Kopf zusammensteckst, su lue o, wies dr geyht, ih schryße dr ne bim Donnstig ab. Und dann mit dem Mannevolk, dene Schnürfline, häbs o nit, u mein nit öppe, daß de dene dHäng unger dFüß lege wellist, sust geyhts nit gut, ih cha drs scho säge. Lue ume uf mi, wie ihs mache! Wey si hüst, so wott ih hott; wey si das, so wott ih äys u gibe de bim Tüfel nit nah; so geyhts am beste, u de weiß me doch de o, wer Meister ist, u wer z'bifehle het. Wenn ihs nit so miech, es wüßt ke Christemönsch, ob mir no e Krüzer hätte, u doch seit mr niemere Dankeygist, ds Guntrári, es wär ne recht, wenn ih ne us Weg käm, je eher je lieber. Aber ih wett e Narr sy un e das zGfalle tue; das würd schön gah, wenn ih nimme wär. Öppe einist wirds wohl müsse sy, aber de chast du furtfahre, we d öppis nutz bist us geng schön mit mir hest. Aber chumm jetz, ih muß ga füre. üses Mannevolch mahnt mi a nüt bas as an e alti Füllimähre, wo Zäng het wie Zunstecke; we die nit e ganze Tag dr Bahre voll het, so überchunnt si es Tags kenist gnue. Wenn ume kene dere Züg wär uf dr Welt! Allbets ischs mr no graglych gsi, aber we my Bub nit wär un ih Herrgott wär, es duechti mi, ih gheyti si all uf em ganze Erdbode i eys Loch u de e brave Stey druf, öppe e siebezentnerige oder meh; si hätte si de öppe still, die Uflät, wo si sy, die Freßhüng.“

Meyeli zog mit seinen Schätzen ins Haus hinüber, ging gleich handlich an die Arbeit, nahm aber nicht alles auf einmal vor, wie so ein junger Sturm manchmal es pflegt, sondern styf eins nach

dem andern. „Bsinn di wohl!“ sagte Anne Bäbi, als Meyeli zuerst Halblein zum Kuttli abschnitt, „bsinn di wohl, es Kuttli ist kes Narrewerch, u so dr Halblin so mir nüt dir nüt so la vrtüfle möcht ih doch o nit, lieber wett ih zletzt e Schnyder.“ „Heyt nit Chummer, Mutter!“ sagte Meyeli.

Aber ihm machte es doch selbst Kummer und noch mehr Jakobli, und während Meyeli mit größter Vorsicht schnitt und maß, schlotterte Jakobli dabei und frug sogar mehr als einmal: „Wärs ächt nit äy Weg besser?“, und bei jedem Schnitt sagte er: „Gib emel brav zu, e Hang oder zwo; es ist gäng besser, alles syg z'groß es as z'chlys.“

Obschon Mädi diesen Morgen nicht fleißig gewesen war und nachmittags ihm ein groß Stück Arbeit blieb, wenn Sami ein Füderchen Rüben heimführen sollte, so kam es doch noch früher als sonst heim und schoß zur Stube hinein wie eine Wespe zu einem Loch hinaus, wenn es endlich eins findet. Der Gwunder hatte ds Mädi heimgetrieben, was Meyeli daheim mache, und was Anne Bäbi diesen Morgen mit ihm angefangen hätte. Es hoffte auf bös Wetter, verplärete Augen und hatte schon seinen Plan sich ausgedacht, wie es Meyeli helfen und gegen Anne Bäbi aufreisen wolle. Es nehmte ihns doch wunder, hatte es gedacht, wenn sie zwei recht zusammenspielten, ob sie dann der alten Surmummle nicht Meister würden.

Jetzt hörte es niemand zanken in der Küche, sah niemand plären hinter dem Hause, und als es die Türe aufriß, sah es Meyeli hinter vielem Tuche und da dreinhauen mir nichts dir nichts, als obs auf hundert Ellen mehr oder weniger nicht ankäme. Es schoß alsobald wieder hinaus. Zur Küche hinein kam eben Anne Bäbi und machte eine fast lächerliche Miene und sagte zu Mädi: „Bisch scho hey?“ „Warum sollte ich nicht heim sein?“ sagte Mädi, „es macht mir meine Sache daheim niemand. Aber dir wärs vielleicht nützer, du wärest drinne, wenn du noch öppe Tuch, das nicht verschnäflet ist, behalten willst. Nit e Handbreit groß bleibt übrig, wenn das noch eine halbe Stunde so geht. U wo me üserein nit e halb Ell

gönnt hätt, chunnts jetz uf es ganzes Stück nit a, mit Schyn." „Ghäb di de," sagte Anne Bäbi, „wes us dym Tuch geyht; es duecht mi, für mys Tuch könntest du mir den Kummer überlassen und einstweilen deine Sachen machen, deretwegen du sövli früh heimgekommen bist."

Daß es nichts recht machen, nichts recht reden könne, das hätte es schon lange gewußt, sagte Mädi; aber daß es ein Faulhung sei, den man seine Sachen müsse machen heißen, das hätte ihm noch niemand gesagt. Öppe gnue gwerchet hätte es allen Leuten, wo es hingekommen sei, und dFulkeit hätte ihm noch kein Mönsch vorgehalten. Aber es sehe wohl, je reicher die Leute würden, desto wüster Hüng würden sie, und sie dächten nicht mehr daran, wo alles hergekommen, und wer ihnen dazu geholfen habe. Es geschehe ihm aber recht, die Leute hätten ihm schon lange gesagt, es werde ihm so gehen, aber es hätte es niemere geglaubt, sövli e dumme Hung sei es gewesen. Aber es mache nichts, sage doch unser Heiland: „Selig seid ihr, die ihr um der Gerechtigkeit willen verfolgt werdet!"; für die angere werde de wohl no öppe e Tüfel sy. Gäb wie Anne Bäbi sagte, es solle schweigen, es hätte ihm nicht gesagt, daß es faul sei, es hörte das eine nicht, und das andere faßte es beim Schwanz und verdrehte es, daß jedes Wort Öl ins Feuer ward. Es sehe wohl, sagte es, warum man es ihm so mache; es sei jetzt überflüssig, und man wolle ihm den Verstand machen, zu gehen, jetzt, wo der Winter vor der Türe sei und alle guten Plätzg besetzt. Aber das mache nichts, es könne Spinnerin sein, oder vielleicht gebe es noch öppe am e angere Ort e arme Bub, der gute Abwart mangle; dr Herrgott werde scho für ihns sorgen, heiße es doch, er gebe auch den Lilien auf dem Felde zu essen. O Jere, dem Werteli (Schoßkind) da inne könne es schon Platz machen, aber Anne Bäbi könne dann sehen, wer dSach mach.

So kifelte Mädi, daß es Meyeli drin ganz angst wurde, aber Jakobli sprach ihm Mut zu, bat ihns, es sollte nichts dreinreden, es werd schon guten, das gehe zuweilen so; aber wenn man sich nicht

hineinmische, so sei die Sache gewöhnlich bald vorbei. Diesmal ging es aber länger. Mädi vertubelte das Essen und ging ungegessen wieder auf das Feld, und am Abend redete es nichts, aß aber wieder, machte dazu jedoch ein Gesicht, daß man nicht recht wußte, war es ein Entlebucher Morgenstern oder ein Kübel voll Bschütti, und was es für fürchterliche Vorsätze und Anschläge in seinem Busen wälzte, war ein Geheimnis; aber einmal sagte es halblaut zur Katze: „Du arms Tierchen du, es schätzt dich auch niemand mehr, mir heys glych; wey mr zämme gah? U wenn ih wüßt, daß Sami mr nicht nachliefe oder sich gar hintersinnete, bim Dolder, noch heute müßte es sein."

Es ist kein Ding auf der Welt, welches nicht zu etwas gut ist, so sagt ein altes Sprüchwort, und richtig gefaßt hat das alte Sprüchwort recht.

Meyelis Hüdeli zwangen es zu einer Beschäftigung, wo es durch die Sache selbst weder Anne Bäbi noch Mädi ins Handwerk griff oder handlangern mußte; es nahm einen ganz neuen Platz ein, wo es niemand in den Weg kam, es mußte sich nicht in die Haushaltung einzwängen wie ein Keil in hartes Holz.

Das war nämlich eine von denen Haushaltungen, in denen weder ein Stich genäht noch ein Lätsch gelismet wurde. Gabs irgendwo ein Loch, so trug man es, bis der Schneider kam, und der kam zweimal im Jahr ordinäri und plätzete dann alles von den Strümpfen weg bis zu den Zwilchhandschuhen, und dann mußte alles halten, bis er wiederkam. Es war wohl auch ein Fadenkörbchen auf der Bank, aber das brauchte niemand als Hansli, wenn er einen neuen Lulli an einen Pfeifenspitz, den er mit dem zahnlosen Mund nicht mehr recht halten konnte, machen wollte, oder Sami, wenn er sich gehauen hatte und mit bloßem Faden, über den er dann Wagensalbe strich, die Wunde verband. Anne Bäbi und Mädi sagten oft, öppis z'schnurpfe wär manchmal kommod, sie hätten nichts darwider, aber das Dolders Fädmen sei ihnen am Weg. Es gebe neue keiner Nadle meh wie allbets;

allbets heyg me son e Fade düregha wie gwünscht, u jetzt well kene meh düre, bald syg dr Fade z'grob, bald das Loch zu klein.

Gespannt sah man dem ersten Produkt der neuen Hauskunst entgegen; Jakobli zitterte, und Mädi sagte, es nehme es auch wunder, das werde öppe e Luzernerkutte gä, die me kem Posterli (Vogelscheuche) alege dörf. Die Kutte aber stand gut; Hansli sagte, er hätte es nicht glaubt, Jakobli lächelte, und Anne Bäbi meinte, kommod wärs doch, we me neuis vrstand, nit ume vom Nähyen, sondern auch vom Schnitt, u bsungerbar fädme chönn es, das gang ihm wie gheret, und es brauch dafür ume nit aparti a dHeiteri z'stah u dFenster ufztue.

Mädi muckelte, das sei keine Kunst, wenn es es gelernt hätte, es könnte es auch und noch viel vrflüchter; aber wenn man ihm schon tausend Pfund geben wollte, es sollte so ein Nähyerli sy, es sieg: „Ih schyße druf". Damit aber, da ihm der erste Schuß hintenausgegangen war, lud es einen zweiten. Es stichelte, wo es anzubringen war, über die Untauglichkeit der Näherinnen in einer Haushaltung, wie sie nichts könnten, nichts erleiden, und wenn nur einmal ungsinnet der Bysluft gang, gäb wie leicht, so nehme er so einer Näherin die Haut weg und manchmal noch das Fleisch, wenn nämlich noch da sei. Anne Bäbi war dies kein ärgerlich Kapitel, es hatte die, welche nicht werchen, das heißt mit einem groben Werkzeug dreinschlagen konnten, selbst auf dr Mugge und wußte gar manche Geschichte zu erzählen, wie es dieser Näherin ergangen oder jener. Es hatte kein Arg dabei, aber es tat Meyeli doch weh. Es nähte daher Tag und Nacht darauf los, nähte, um nur das Nötigste fertig zu machen und zeigen zu können, daß es etwas anders auch konnte als Fädmen und Nähen. Anne Bäbi sagte manchmal, für son es Jungs sei es bsungerbar es Flyßiges u heyg si zur Sach. Dann sagte Mädi, das duech ihns nicht anders für son es Arms, wie es gewesen sei; es werds so haben machen müssen, wenn es nicht hätte wollen Hungers sterben.

Unterdessen, während Meyeli das Nötigste für sich gemacht hatte,

so daß es recht anständig daherkam, war alles hineingewerchet worden, und eines Montagmorgens sollte das Dreschen beginnen. Meyeli, dem Mädis Reden tief ins Herz gegangen waren, stellte sich am Morgen ungeheißen im Tenn, löste die Bänder an den Garben auf und verspreitete das Korn, als ob es sein Lebtag nichts anderes gemacht hätte. Als Hansli dazukam, fragte er, was das heißen solle. Es solle wieder an seine Arbeit, sie hätten es bis dahin ohne ihns machen müssen; er wüßte nicht, warum es jetzt helfen sollte, und wenn man so schnell mit Dreschen fertig würde, was dann das Mannevolk machen sollte den ganzen Winter lang? Aber Meyeli dröschete den ganzen Tag munter und wacker, hielt nieder und stellte den Flegel, daß Mädi ganz schalus wurde; aber Hansli sagte, es sei ein recht kurzweilig Dreschen dä Weg, der Tag sei ihm umegange wie gsunge; das war auch nicht zu verwundern.

Hansli Jowägers Haus war eins von den sehr vielen, wo es ist, als ob immer die gleiche trübe Wolke auf ihnen sich lagere, die Sonne nie recht durchscheinen möge. Sie hatten von allem mehr als genug, hatten keinen eigentlichen Streit, nicht Unfrieden, kein Laster, und doch fehlte das rechte Lebensglück, fehlte fröhliche Heiterkeit, liebliche Freundlichkeit.

Das Weibervolk war reizbar und voll Kiefel, das Mannevolk schweigsam und nahm das Weibervolk kaltblütig; daher ward wenig gelacht, alles ging seinen Trab, über Tisch ward wenig gesprochen, und wenn es nur nicht donnerte und blitzte, so war man froh und mißte nichts, denn man war es so gewohnt, nahm Sauersehen für Freundlichkeit.

Nun war es, als ob in dem Maße, als Meyeli erwarmete, die trübe Wolke über dem Hause dünner würde; einzelne Sonnenstrahlen brachen sich Bahn und verkündeten, daß die Sonne da sei.

Das Wort erwarmen steht nicht umsonst da, es ist ein gar prächtig, herrlich Wort. Wärme ist Leben, Kälte ist Tod. Wenn es kalt uns umweht, wenn dünn der Wind durch dünne Höschen fährt, durch durchsichtige Kitteli, da läuft nicht nur kalt unsere Haut an, schrumpft

das Fleisch zusammen, klappert das Gebein, es zieht sich auch das Herz zusammen, es sinkt der Mut zusammen, es wird trübe über unserer Seele.

Wie aber laue Winde wieder um uns spielen, warm die Sonne über uns scheint, eine warme Stube uns empfängt, dann beginnt es zu rieseln wie neues Leben über unseres Leibes Oberfläche; wohl wird es uns, als ob nach und nach starre Bande sich lösten, als ob auftaue über uns eine harte Eisdecke, es wird uns, wie es dem Veilchen wird, über dem der Schnee schmilzt, und das noch während dem Schmelzen freudig duftet und blühet. Und es taut nicht nur der Leib auf, sondern auch das Herz, das gebunden; in wonniger Behaglichkeit dehnen sich unsere Glieder, und in dem Maße, als wir erwarmen, öffnen sich auch die Türen und Riegel, hinter welchen unserer Seele Wesen und ihre Gedanken verborgen liegen, und frei und fröhlich drängen sie sich zutage wie eine muntere Quelle aus duftigem Waldesdunkel. Es wird uns wohl an Leib und Seele, munter fließt das Blut in den Adern, wohlige Empfindungen füllen das Herz, heitere Gedanken strömt auf fröhliche Weise die Seele aus oder versinkt in ein stilles, süßes Behagen, wo es einem wird, als wäre das Leben eine Ankenschnitte, über und über Honig darauf fingersdick. Das heißt Erwarmen.

(Ein alter herumziehender Soldat und Schnapsbruder aus dem Luzernbiet sagte einmal, allemal wenn er in den Kanton Bern komme, so sei es ihm, als käme er in eine warme Stube.)

Nun gibt es Lebenszustände, wo es einem beständig ist, als hätte man zu dünne Kleider an, als fahre einem der Wind über die Haut, als friere man. Es ist einem unwohl, man weiß nicht, was einem fehlt, aber in unserm Innern wird es starr, und Mißmut lagert sich über unser Gesicht; und Häuser gibt es, wo es ist, als wäre da nie ein warmer Ofen, in denen die ächte, trauliche Behaglichkeit nie gesehen wird, keine fröhliche Freundlichkeit aufblüht weder Sommers noch Winters.

Meyeli war in einem so fröstelnden Lebenszustande gewesen,

hatte die liederlichsten Kleider getragen im strübsten Wetter, und wenn es einmal auf den Ofen sich setzte, so hieß es, man hätte doch geglaubt, es hätte mehr Verstand als so, den kleinen Kindern den Platz zu verschlagen auf dem Ofen, die hätten die Wärme nötiger als es, die könnten noch nicht werchen, wenn es etwas nutz wäre, so könnte es sich erwärmen ohne Ofen. Und zu dieser Kälte kam des Göttis unheimeliges Wesen, dem alles nicht recht war, in welchem der Teufel sein Spiel trieb, während er Gott zu Ehren die Augen verdrehte, der im Gegensatz mit Gott, der niemand etwas vorrucket, dem Meyeli jeden Tag Wohltaten vorruckte und das Gotteswillenbrot und dabei sich nicht einfallen ließ, wie er sich damit gegen seinen Heiland, den er immer sein nannte, verging, der da saget, daß man die Linke nicht wissen lassen solle, was die Rechte tut. Aber der hatte es auch wie mancher, der brauchte von der christlichen Religion nur die Namen; die Lehren machte er selbst, und für sich machte er sie so und für die andern ganz anders. Meyeli hatte bei ihnen keinen Lohn und keine Kleider und durfte weder das eine fordern noch das andere, noch durfte es beides an einem andern Orte suchen, wenn es nicht wollte, daß der Götti den Fluch der Undankbarkeit ihm nachsende und es verbrülle bei Gott und Menschen, so weit es kommen möge; so war das arme Kind böse dran, wie es vielleicht wenige erfahren.

Aber wie es Quellen gibt, welche nie gefrieren, wie streng auch die Kälte werden mag, die immer reich, offen und flüssig bleiben, wenn auch ringsum zu Eis alles wird, so war auch Meyelis Gemüt nicht zu erstarren; eine innere Wärme trotzte der äußern Kälte, unter dem Gletscher hervor, der von allen Seiten über ihm sich zusammendrängte, drängte sich fort und fort heiteres Grün, blühten duftende Blumen empor.

Die Welt redet oft von fröhlichen, leichtsinnigen, liederlichen Häuten, die immer hellauf seien, immer zu lachen machten, nennt sie Hauderidau, Lachbenze, Hurlibuse, redet recht verächtlich von ihnen. O wie unrecht tut die Welt! Die Erde ist ein vergänglich

Wesen und noch dazu ein unvernünftiges, und doch hat sie nicht nur einen Frühling, wo alles jauchzt, alles lacht, sondern ist ein Frühling vorbei, so kömmt nach wenig Tagen ein anderer, und ist er hier vertrieben, so sproßt er in einer andern Weltgegend wieder auf. Und der ewige Mensch sollte hier nur einen Frühling haben und mancher gar keinen, sollte nur wenige Tage lachen und jauchzen und viele gar nie? Sollte eben nicht in ihm, dem Ewigen, ein ewiger Frühling sein voll Heiterkeit und Freude und Früchte dabei und Gottes Segen allenthalben trotz allen irdischen Stürmen, allen menschlichen Zuständen; sollte das Ewige im Menschenherzen nicht emporragen, sichtbarlich trotzend dem Wechsel der Zeit, den Wettern der Erde?

Was dem Verständigsten sooft nicht gelingt, das vermochte Meyelis kindliches Gemüte: es hatte das göttliche Lachen und Weinen noch beisammen, und, wie die Tränen ihm auch rannen, weil die Vorwürfe der Undankbarkeit sein Herz ihm zusammenquetschten, sein Fleiß Faulheit genannt wurde, im Umsehen lachte es mit einem Kinde, das freundlich ihm entgegensprang, brachte mit der herzlichsten Freundlichkeit dem Götti ein zufällig gefundenes Nest voll Eier, welche die Hühner verlegt hatten. Weinen und Lachen lagen friedlich nebeneinander in seinem Herzen, zwei Schwestern, die sich liebten, ablösten, eine der andern unentbehrlich war; aber Groll und Gram, die das Lachen verzehren und das Weinen auftrocknen, die kannte es nicht.

Aus diesen Lebenszuständen und mit diesem Herzen kam es in das neue Haus, wo sonst die Sonne auch nicht schien, wo es aber doch ganz anders war als im frühern Hause. Gift war da keines, weder geistliches noch weltliches, war weder Knickerei noch Heuchelei, und schon anfänglich trat Meyeli wie ein heller Schein ins Haus hinein, und wenn es auch unterm Weibervolk knurrte und brummte, es war mehr das Schnurren der Katze, der man den Balg streicht, als ihr Rauen, wenn man ihr auf den Schwanz tritt; unterm Mannevolk dagegen war ein Wohlbehagen, dessen der wüsteste

Knüder sich nicht erwehren kann, wenn ein lieblich Weibsbild (Frauenbild) in seine Nähe kömmt und gar noch sich freundlich umtut.

Seit Meyeli da war, bartete Sami alle Sonntage statt über den andern; es fange ihn neue an gar zu beißen, wenn er länger als acht Tage alt sei, sagte er; er verwunderte sich gar, warum er ihn erst jetzt zu beißen anfange und früher ihn nicht gebissen hatte; bei allem Nachdenken ergründete er den Grund davon nicht, und als Mädi ihm sagte: „Du alte Möff, wottsch o no dr Göhl mache und die öppe gar no hinger die Jungi la?“, sagte Sami: „Du bist geng ds glich Laschi, emel hinger di mach ih mi nit, häb nit Kummer!“

Aber auch Meyeli blieb nicht das gleiche, es begann zu erwarmen jeden Tag mehr. In den warmen, währschaften Kleidern war ihm unglaublich wohl. Oh, erst jetzt begriff es den Unterschied zwischen einem halbleinenen Kuttli, selbst gefüttert, und einem Kuttli von Aargauerzeug und Schneiderfütteri. Es hatte ein herrlich Bett, niemand jagte es vom Essen; auf dem Ofen konnte es sitzen Sonntag und Werktag, sooft es wollte. Es entstand das Gefühl in ihm, daß es da nicht nur entlehnt sei, sondern von Gott und Rechts wegen hier daheim. Aber es sah auch, daß es ihm unendlich besser ging, als es anfangs fürchtete, daß die Sternschnuppe seinen Wunsch zu Gott getragen und vom gütigen Vater derselbe gewährt worden sei. Es fühlte, daß es jemand lieb war, jemand angehöre, und nicht nur Jakobli, sondern auch Hansli; es sah, daß auch mit Anne Bäbi auszukommen sei und hundertmal leichter als mit dem Götti, daß es niemand absichtlich quäle als vielleicht noch hie und da Mädi, aber Mädi hatte hier eben nicht zu bedeuten, was der Götti dort. Es kam ihns ein Wohlsein an, daß es ihns manchmal dünkte, es möchte zämmefüßlige in den Himmel gumpen, und dann zuweilen eine Wehmut, eine Angst, es könne nicht so bleiben, es sei viel zu wohl, daß es weinen mußte, man hätte die Hände waschen können in seinen Tränen.

Dieses Wohlsein schlug bei ihm aber nicht in Hochmut um und in Anmaßung, die immer mehr begehrt, je mehr sie hat, und nicht genug an die Sache tun kann, sondern Meyeli war in seinem Wohlsein so von Herzen lustig und fröhlich und demütig, daß es ihns dünkte, es müsse allen die Hände unter die Füße legen. Es ging kein Tag vorüber, daß es sie nicht einmal zu lachen machte, was sonst im Jahr kaum dreimal sich ereignet hatte. „Dä Göhl!" sagte dann Anne Bäbi. „Oh, mi weiß nicht, wie dumm me isch, we me jung isch, aber es wird dir scho angers no cho, wart une!"; aber lachen tat es doch, ja es lächerte ihns manchmal, wenn es Meyeli nur ansah.

Mädi sagte, es nehme ihns nicht wunder, daß es so jungs scho e Ma übercho heyg; wenn es so dr Löhl hätt welle mache, es hätt mängs hundert welle übercho, aber es hätt si gschämt; aber auch es lachete und ließ sich zu Meyeli, suchte es gegen Anne Bäbi zu gewinnen.

Aber Meyeli machte nicht Partei, tat jedem, was es ihm an den Augen absehen konnte, plätzete Sami die Zwilchhäntsche und Mädi seine Fürfüße. Man sehe wohl, sagte dieses zum Dank, daß das der Schneider nicht gemacht habe, der mache es anders bravs, es werde öppe nit lang ha, brachte aber dennoch trotz seines Zweifels böse Hember zum Plätzen, und Meyeli plätzete unverdrossen daran, wenn die andern schon längst Feierabend hatten, und gäb wie Anne Bäbi sagte, nit besser, als Mädi es mit ihm meine, wollte es mit seiner Sache sich nicht sövli plage.

* * *

Drittes Kapitel.

Ein Vikari tut einen Fehlschuß.

Daß diese Gestaltung der Dinge wohltätig auf Jakobli einwirkte, kann man sich denken. Er nahm sichtbarlich zu, ward munterer, vom lebendigen Geiste angesteckt, arbeitete mehr als sonst, drosch

neben Meyeli wie tusig, gäb wie Anne Bäbi abwehrte, es wollte es nicht z'gut machen. Aber da es Jakobli so besserte und er zweg war wie nie, so ward es Anne Bäbi auch wohl trotz dem Arbeiten desselben. „He nu so de!" sagte es, „so können sie doch jetzt sehen, wer das Rechte gesinnet hat, ob Anne Bäbi oder öpper angers, und wer mehr verstanden hat, ein Dokter oder Anne Bäbi." Seitdem Jakobli gwybet hätte, dünke es ihns, sei er ganz ein anderer; esse tue er wenigstens ds Halb mehr als sonst und rede fast wien e angere Mönsch.

Dieser Erfolg wirkte natürlich auch mit, daß Anne Bäbi umso eher mit Meyeli sich versöhnte. DHauptsach sei, daß es Jakobli bessere, sagte es, es sei dann zuletzt hellgleich, was er für eine Frau habe. Es sei gar nicht, daß es so an dem Zyberliblock ghanget sei, o Jere, gar nicht, es sei ihm nur wegem Wybe gewesen, und weil es geglaubt habe, wenns mit dieser nichts gebe, so bringe es ihn mit keiner andern mehr zusammen. Es glaub fast selber, dSach sei nicht so bös gegangen, und es sei die Frage, ob die angeri so gut sich hätte schicken können in alles. Darum sei es froh, daß es nicht so wüst getan hätte, wie manche andere Mutter getan hätte; e angeri, die hätt ne murde, bim Schieß! Aber es vergeß nie, was seine Großmutter allbets gesagt habe: weil man nie wisse, wie es komme, so müsse man nie meinen, man wolle etwas erzwingen, sonst könne man vrflümeret reuig werde u dörf doch notti niemere klage. Das vergeß es nie, u drum chönn ihm o niemere nahrede, daß es mein, es müß alles nah sym Gring gah.

Zu seiner Zufriedenheit trugen aber auch die Reden der Leute viel bei. Wenn ein neues Huhn in einen Hühnerhof kömmt, so drehen sich alle Hühneraugen nach ihm, alles marschiert um ihns herum, was Beine hat, hier kriegt es einen Pick, dort wieder einen; sie wollen halt sehen, ob seine Federn gut eingemacht sind, und es ist glücklich, wenn sein Heimischwerden nichts als Federn kostet. Etwas Ähnliches geht vor, wenn eine junge Frau in ein Dorf kömmt. „Hesch se gseh?" fragt Hans Eisi und Stüdi Benz. „Öppe

e aparti Schöni isch si de öppe nadisch nit," sagt Stüdi, „dere hätt er de hie mängi funge, wenn er si nit bräver bigehrt het." „Es ist bsungerbar e styfi, ih wüßt ere hie ume keni z'vergliche," sagt Benz, um Stüdi zu ärgern. „Ih hätt nit glaubt, daß me meh e selligi fung u de ume no mit eym Aug; er muß e Gsellige sy, es gseht ihms o niemer a."

Aber so glücklich wie Benz und Stüdi waren wenige Leute, obgleich nichts unversucht blieb, um ebenso glücklich zu werden. Wer aufs Feld wollte, ging, wenns schon weitum war, bei Jowägers Haus vorbei, und wer irgend nur was ersinnen konnte, hoschete dort an; jemand hatte ein Hauli vergessen, jemand frug, ob man nicht ein Beil gefunden, das man ab dem Wagen verloren, jemand, ob Anne Bäbi nicht reistiges Tuch zu verkaufen hätte, jemand, ob seine Faselschweine ihm nicht feil wären.

Aber wenige waren so glücklich, zum Zweck zu gelangen, wenige hieß Anne Bäbi in die Stube kommen, sondern gab seine Erlässe über die Kirchentüre hinüber, und Meyeli war nicht gwunderig, steckte sein Näschen nicht überflüssigerweise zum Läufterli hinaus. Nur wer das Glück hatte, Mädi in der Küche anzutreffen, kam manchmal in die Stube. Denn hoschete jemand, so sagte es: „Gang ume yche, si sy dinne; du chast nes de selber säge, was d witt!" Und es war nicht, daß Mädi das tat, weil es es nicht besser wußte, weil es übel dressiert war, sondern rein aus Boshaftigkeit. Anne Bäbi putzte ihns allemal ab und sagte: „Warum heißist doch alles ychecho, chast mr nit rüfe?" „Rüfe, was rüfe!" sagte dann Mädi, „das wär mr afe lustig, wenn ih da sött ga dr Narr mache u dLüt ga amelde wie im ene Herrehus! Nei, sellig neu Brüch wey mr notti nit afa; wer Tüfel wett dr Wyl ha, da geng ume- u anezgumpe, u my Sach macht mr niemere, u so wege ere sellige la ih mi de nit plage. Hätt si mira Kleider mitbracht, daß si si zeige dörft; was vrma ih mi desse, daß si ume Fötzeli het, nit emal öppe wien e rechti Jumpfere!" So tat und redete Mädi in den ersten vierzehn Tagen, wo Meyeli am übelsten zweg war; nachher, als dasselbe

ihm Fürfüße und anderes geplätzet hatte, hätte es Mädi nicht mehr getan. So haben es die Menschen, daß sie eben am wüstesten tun, wenn ordlich tun am nötigsten wäre.

Eine große Zahl Leute und namentlich alle Mädchen in Gutmütigen, denen Jakobli entronnen war, blieb also auf den Anblick der jungen Frau gespannt und bildete sich ein, sie werde sicherlich am zweiten Sonntag in der Kirche erscheinen wie öppe üblich und bräuchlich. Denn auf dem Lande, wo man kein Theater hat, stellt sich das Weibervolk nicht ungern in der Kirche dem Publikum vor; es vergißt halt, daß die Kirche nur dazu da ist, sich Gott vorzustellen. Aber warum sollte man das dem Weibervolk, dem schwächern Teil, nicht verzeihen, da das Mannevolk nicht nur in der Kirche (wo es noch selten genug erscheinet), sondern im ganzen Leben Menschengunst nachstellt und an Gottes Gnade nicht denkt, Menschen fürchtet und Gott nicht, seinen Mantel nach den Winden hängt, welche von Menschen, dem Säuseln aber und den Stürmen, die von Gott kommen, Herzen und Ohren verschließt? Hui, da wäre ein Kapitel, wo was zu sagen wäre, aber da würde man nicht nur in einen Ast sägen, sondern kein Mensch wüßte, in wie manchen, muß aber doch einmal sein.

Was üblich sei, das werde auch die junge Frau tun, dachten die Gutmütiger, und wer leicht eine Gwundernase hatte in selbigem Dorfe, der machte sich an selbigem Sonntag zChilche; man kann denken, daß da viele Leute sich einfanden, denn in Gutmütigen sind die Gwundernasen nicht rarer als an andern Orten. Aber selben Sonntag gab es manchen styfen Äcken (Nacken) in den Weiberstühlen; denn sooft man jemand zur hintern Türe hereinkommen hörte, drehten sich alle Köpfe wie aufs Kommando, drehten sich und drehten sich, bis kein Tritt mehr zur Kirche hineinkam, und immer umsonst, denn kein Meyeli erschien. Und seit Gutmütigen stand, wurde nie soviel über Halsweh, und daß man den Gring nicht mehr drehen könne, geklagt als selbigen Sonntagabend.

Es hatte niemand etwas zu rühmen als der — Vikari.

Die Frau Pfarrerin war bekanntlich ein gutes Mutterli. Über Mittag, wenn sie den Suppenteller dem Vikari reichte, sagte sie gewöhnlich: „Herr Vikari, Ihr habt heute wieder eine rechte, schöne Predigt gehabt.“ Ausnahmsweise sagte sie: „On e prächtigi, es dünkt mich, sie sollte allen Leuten zu Herzen gegangen sein; es dünkt mich, die Leute sollten auch mehr darnach tun.“ Zuweilen sagte ihr dann wohl ihr Herr später: „Aber wie hast du doch so was sagen können! Allbets hast du dich recht gut auf jede Predigt verstanden, und jetzt verstehe ich mich nicht mehr auf dich. Du rühmst dem Vikari Predigten, wo doch ume junges Zeug sind, alles durcheinander, ein Krausimausi, wo, was zvorderist ist, zhinderist ghörti, und Einleitungen, wo man gar nicht weiß, wo es hinaussoll, und so lange, daß man meint, die Predigt sei aus, wenns doch nur die Einleitung ist, und Einteilungen, es weiß kein Mensch, nach welcher Logik, es sind nicht Homilien, sie sind nicht analytisch, nicht synthetisch, kein Mensch weiß, was sie sein sollen. Und die rühmst du, als wenn du nie bessere gehört hättest.“

„O Papali,“ sagte dann das Mamali, „zürn mir doch recht nicht! Denk, es ist e junge Herr, dem muß man Mut mache. Bsinn dich, ihr habt ehmals auch nicht ungern gehabt, wenn man euch rühmte; jung Lüt si emel so, und warum sollte man es ihnen nicht zu Gefallen tun? Doch seid ihr in einem Stück ganz anders gewesen, so wie ich mich daran bsinne, das muß ich bekennen. Es ist noch etwas an euch gewesen, und es hat etwas sein müssen, ehe ihr den Mut verloren. Die hütige junge Herrleni sy nume so Plütterlüpfe (Weichlinge), es ist nüt mit ne. Sie machen wohl anfangs Gsichter, als ob sie wollten ohne Fecken zHimmel fahren, aber handkehrum, wenn ne nume e Mus über e Weg lauft, so mache si Gsichter, als ob sie jedem Muheim nachschlüpfen wollten in sein Loch, oder ob sie gar ds Loch suchten, wo me zur Welt uschunnt, Gott bhüet is drvor! Da, Papali, muß me wäger so einem jungen Herrn allbeeinist Mut machen; denk doch, wenns ein Unglück gebte, was man sich für ein Gewissen machen müßte!“

„Oh, häb doch nit unnötigen Kummer!" sagte dann der Pfarrer, „die heutigen Herren bekümmern sich gar nicht darum, was alle Leute loben oder tadeln; sie wissen alles viel besser als wir, und, was wir auch sagen, das ist ihnen ganz gleichgültig."

„Aber Papali," antwortete die Frau Pfarrerin, „zürn mir nicht, aber ich muß dir doch widersprechen. Du bist ein berühmter Pfarrer, keine so, aber so, wies e hütige Vikari, ja, ih möcht sage, all Mönsche hey, hest doch vrgessen. Sieh, wenn ich Visitaz habe und recht angewendet mit Kochen und Braten, so macht mich nichts so böse, als wenn mich niemand rühmt. Wenn ihr da so alles in euch hineinesset, als ob es Krüsch (Kleyen) wäre, so denke ich, he nu so de, so will ich das andere Mal euch geradezu Krüsch anbrühen wie den, ich darfs nicht sagen, wem. Verzieht einer gar den Mund ob dem Essen, nimmt Salz nach oder läßt etwas über, und wenn er auch kein Wort sagt, so macht das mich so böse, ich kann dir nicht sagen, wie, und ich muß immer denken: „O wie froh wäre der, wenn er es alle Tage so hätte!" Aber es ist immer wahr gewesen, daß die am meisterlosigsten sind, die daheim es am schlechtesten haben. Rühmt mich aber einer und sagt, lange oder gar sein Lebtag hätte er nichts so Gutes gegessen, so tut mir das so wohl, du glaubst nicht, wie, Papali, und ich nehme mir vor, es müsse nicht zu machen sein, sonst müsse der, sooft er zu uns komme, etwas Gutes haben, und anwenden wolle ich allemal, soviel mir möglich.

Und doch weiß ich wohl, daß ihr alle vom Kochen nichts versteht, und daß mir einer vielleicht nur ein Kompliment macht und es ihm ganz anders ist, als er denkt; aber ich kann nicht helfen, ds Rühmen tut mir wohl, und ds Tadeln kann ich nicht leiden, und so, denke ich, hats so ein Vikari auch, Papali, emel die hütige. Wenn du ihn allbeeinist rühmtist und nicht allemal ungeduldig würdest, wenn ich es tue, es wäre möglich, er nähmte noch manchmal etwas von dir an, und du könntest ein Vater an ihm sein, während er jetzt tut, als ob er ein ungeschaltes Ei wäre. Es hat mich schon dünkt, allemal wenn ich ihm gesagt habe, er hätte eine herrliche

Predigt gehabt, so hätte er den nächsten Sonntag erst recht angewendet. Aber ich darf es gar selten tun, du machst mir dann ein so saures Gesicht, und ich möchte mein Papali für alles in der Welt nicht höhn machen." Darauf hielt ihr dann das Papali gewöhnlich ein Kapitel über Wert und Folgen des Rühmens, das einen eigenen Platz haben muß.

Als die Frau Pfarrerin diesmal dem Vikari sein Lob abgestattet hatte, tat er bescheiden und sagte, er hätte nur getan, was in seinen Kräften gewesen, den besondern Eindruck hätte er dem Herrn zu verdanken, und er hätte Ursache, ihm zu danken, wenn der Eindruck größer gewesen sei als seine Zufriedenheit mit sich selbst. Darauf schwieg er und ließ den andern Platz zum Reden; da aber niemand es tat, räusperte er sich endlich und sagte: er sei seit einiger Zeit recht mutlos gewesen, und er hätte beinahe geglaubt, der Herr hätte ihn geprüft und in einen unfruchtbaren Acker gestellt, um zu sehen, wie lange er da aushalte, und er hatte des Geistes geharrt, der ihn aus der Wüste treibe. Wie er sich auch angestrengt, die Leute seien in ihrer Gleichgültigkeit verharret, und wie er auch gepredigt, die Kirche hätte sich nicht gefüllt, während an den Tanzsonntagen die Leute immer weniger Platz in den Pintenschenken hätten.

Jetzt scheine die Sache sich wenden, das Höhere zum Durchbruch kommen zu wollen, und er erfahre es, daß das Ausharren noch immer vom Herrn gesegnet sei. Schon am vorigen Sonntag hätte es ihm geschienen, als sei die Kirche angefüllter als sonst, und da sei es ihm gewesen, als fühle er klar ein eigenes Geisteswehen, und mit besonderer Kraft und Klarheit habe er gepredigt, wie der natürliche Mensch der Hölle verfallen sei, wie die Gerichte Gottes vor der Türe seien und ohne schleunige Zerknirschung und Umkehr ein greulich Ende. Es sei ihm fast zumute geworden, als sei er der Prophet Jonas, und als liege zu seinen Füßen die Stadt Ninive und hinter ihr Gottes schauderhafte Zorneswolke, und da habe er so recht feurig den Zorn Gottes in die Herzen hineingeredet, aber nicht wie Jonas in der Freude am Tode des Sünders, sondern in

der Freude an seiner Bekehrung. Und heut habe er die Erquickung gehabt, daß endlich sein Wort durchgebrochen, das Volk wie das zu Ninive der Bekehrung sich zugewandt; die Kirche sei fast ganz angefüllt gewesen, und, was ihn am meisten gefreut, er habe so manches Unterweisungskind wiedergesehen, das er lange nie in der Kirche gesehen, endlich scheine der Same, der unter dem Schnee gelegen, zum Leben gekommen zu sein. Das, er müsse es sagen, habe in ihm eine solche Freudigkeit erweckt, wie er sie noch nie empfunden.

„Verzeiht, Herr Vikari!" sagte Sophie, in deren Mundwinkeln es schon lange geblitzt hatte, „die vielen Leute sind dagewesen, um Jakobli Jowägers Frau zu sehen, man redet viel von ihr, und die wenigsten haben sie noch gesehen."

Die Mama stieß mit dem Ellbogen, konnte aber das Töchterlein nicht erreichen, welches sich in die nötige Ferne gesetzt hatte; der Papa machte ein streng Gesicht, aber das Töchterlein sah es nicht an. Der Vikari hatte noch ein schönes Stücklein Wurst auf dem Teller gehabt, das aß er kaltblütig, dann stand er auf voll heiligen Zornes, warf einen vernichtenden Blick auf die arme Sophie und schmiß sich schmetternd aus der Türe.

Als die Türe versurret hatte, sagte die Mama: „Aber Sophie, bist du doch immer das gleiche, und welch Verdruß machst du uns? Kannst du nichts als necken und die Leute plagen; willst du nie lernen, was Friede ist, und wie man ihn suchen muß?" „Aber Mamali, schmälet nicht!" sagte Sophie, „ich wollte den Vikari nicht beleidigen und trieb auch nicht Spott, aber er sagt immer, man müsse die Wahrheit sagen unter allen Umständen, und da habe ich auch nichts als die Wahrheit gesagt. Ds Peterlis Meyi hat mir gestern gesagt, als es Eier brachte, heute werde es viele Leute in der Kirche geben, es wolle alles ds Jowägers junge Frau sehen, es heiße, es sei gar eine hübsche, und sie hielten sie wie versteckt. Da habe ich denn gedacht, er müsse doch den wahren Grund wissen, ich sei es der Wahrheit schuldig, und er hat mehr als einmal

gesagt, wenn man unumwunden die Wahrheit sage, so könne man nicht wissen, ob man nicht eine Seele aus dem Rachen des Teufels reiße." „Sophie," sagte der Pfarrer streng, „mit solchen Dingen spottet man nicht. Wenn man dich um die Wahrheit fragt, so sage sie; jetzt hat dich niemand um sie gefragt. Wenn du allen Menschen die Wahrheit sagen wolltest, diesem: ‚Ihr habt rote Haare,' und jenem: ‚Ihr habt schwarze Zähne, wüste Augen, einen unflätigen Mund,' oder dir zum Beispiel ein jeder: ‚Mamsell Sophie, Ihr habt einen Fuß, daß Ihr barfuß übers Meer laufen könntet,' wo käme man hin, und was würdest du sagen?" „O Jere, Papa, so einen großen Fuß habe ich doch wahrlich nicht; wenn ich Sackgeld genug hätte, meine Schuhe beim Trechsel machen zu lassen, ich hätte einen Fuß so schön als irgendeine. Aber so muß ich hier beim ersten besten Holzbodenbaggler schustern lassen und kriege darüber allerdings Tatzen, als ob der alte Bär im Graben mein Götti wäre, dem ich nachschlage." „Sophie, Sophie," sagte der Papa, „das ist wieder Spott; aber ich möchte dich mahnen, an den Spruch zu denken vom Splitter und vom Balken, und wenn du deinen Balken haben willst, so brauchst du nur deine Hand nach deinem Gesichtchen zu strecken, so kriegst du ihn zu fassen."

„Das ist eben," sagte Mameli, „was mir Kummer macht. Du bist so schnippisch gegen den Vikari und hängst ihm etwas an, wo du nur kannst, und wie oft habe ich dir schon gesagt, er werde dir das so auslegen, als sei es lauter Kyb, weil er nichts von dir wolle, weil er auf jedem Suppenbröcklein zu verstehen gibt, er verplämpere sich nicht, sondern er habe sehr gute Aussichten, mache Ansprüche an hohe Bildung, an eine religiöse Richtung und habe Hoffnungen, alle seine Erwartungen erfüllt zu sehen, mehr, als er sich je hätte dürfen träumen lassen. Das sei der Grund, warum er hier nicht wohl sei, warum du namentlich ihn verfolgest, und wenn er dir Hoffnungen machen, mit dir, wenn auch nicht im Ernst, sich abgeben möchte, so würde man ihn auf den Händen tragen, aber so etwas verböten ihm seine Grundsätze."

Da stand Sophie glührot auf, und zornige Tränen rollten ihm die Backen ab, und ohne das Stücklein Fastenbrot auf ihrem Teller anzurühren, sagte es zornig: wenn die Eltern so seine Worte auslegten, so wüßte es allerdings, was es von fremden Menschen und namentlich von einer eiteln Seele zu erwarten hätte, aber es sei ihm gleich, es wisse am besten, wie unrecht man ihm tue, und wandte rasch sich nach der Türe.

Das sei eben die Frage, sagte der Papa, nahm ein Stücklein Brot und trank einen Schluck Wein. Mamali kannte dieses Zeichen wohl; es war gewöhnlich die Einleitung in ein langes Kapitel, diesmal wahrscheinlich über die Schwierigkeit der Selbsterkenntnis. Oh, so ein Mamali ist Goldes wert, sie kennt ihr Papali durch und durch, um und um, nicht nur jede Falte des Gesichts und jeden Ton der Stimme, sondern jegliche Gebärde, weiß, woher sie kömmt, wohin sie führt. Und diese Kenntnis hat sie sich erworben nicht aus Schlauheit und um das Papachen zu betrügen, wie listige Liebchen pflegen, sondern getrieben aus Ehrfurcht und Liebe, um Schmerz ihm zu ersparen und Ärgernis, um Liebes ihm anzutun und sein Wohl zu pflegen; er war ihr der Stellvertreter Gottes auf Erden, sie seine Priesterin, die ihrem Herrn opferte Dichten und Trachten, für ihn lebte, für ihn starb.

Da, während der Pfarrer noch seinen Wein dem Brot nachsandte, sagte sie: „Hör, Sophie, wie machst du aber und fährst auf bei dem geringsten Wort! So wirst du nie witzig, von wegen man kann dir nie erklären, wie man es meint, und meint man es doch so gut mit dir. Ds Papali hat ganz recht: wenn der Vikari artiger gegen dich wäre und nicht so vom Himmel oben aben, so würdest du nicht so jedes Stäubli an ihm sehen und mit Gelegenheit daran stichelen. Wenn ein Herr nicht höflich gegen uns ist, es macht uns allemal bös, und bsunderbar wenn er uns von weitem schon den Verstand machen will, er sei für uns, was für eine Katze eine Speckseite im Kämi ist. Das ist so unsere Art, auch wenn wir im mindesten nicht meinen oder wünschen, daß er uns nehmen solle,

aber es macht uns böse, wenn man uns so unter dem Arm durch behandelt. Aber eben da müssen wir nicht dergleichen tun, am allerwenigsten, daß wir böse seien, müssen die jungen Herren mit ihren Einbildungen manövrieren lassen, als ob das alles uns nichts anginge, und höflich sein und bleiben; das ists, was wir müssen. Ich bin auch eine Pfarrerstochter gewesen, und wir haben auch Vikarine gehabt, gäll, Papali! Aber geh und sieh doch, sind nicht Hühner im Garten? Das ist mir doch e tusigs Sach: hey mir selber keine, und jetzt plagen uns alle Tage fremde, und dürfen nichts sagen, sie kaum jagen."

Über ihnen schritt mit starken Schritten der Vikari auf und ab, studierte nicht seine Kinderlehre, sondern was er gegen solche Bosheit vorzukehren, wer solches wohl der Tochter eingegeben hätte, ob Papa oder Mama, oder ob sie es verschmähter Liebe wegen selbst ersonnen.

Der arme Vikari! Er war stark in der Exegese, und seine Professoren hatten ihn im Hebräischen und Griechischen stark gefuchset, und wenn er auf eine dunkle Stelle kam im Hiob oder in den Sprichwörtern, so kriegte er Angst, zog Stiefel an und lief auf Bern, denn es war ihm heiliger Ernst um die Sache. Wenn ihm dann dort einer sagte, es sei ein Punkt versetzt, oder das Ding beziehe sich aufs Nachfolgende und nicht aufs Vorhergehende, ihm den Schlüssel zum verschlossenen Heiligtum in die Hände gab, so ward er wieder glücklich, lief heim, den Kopf voll Licht, lief herum daheim mit langen Beinen, und es dünkte ihn, es sollte ihm jedermann ansehen, was er Neues heimgebracht, welch tiefen Grund er gefunden.

Aber ach, über die Exegese des Lebens hatte kein Professor ihm was gesagt, für die war an der Hochschule kein Lehrstuhl, und Vater und Mutter, die sonst sehr oft in solchen Dingen gelehrter sind, die größten Utüfle von Professoren, hatten ihn in diesem Punkte auch nicht gehörig gefuchset. Es ist prächtig, wenn man in Platos Gesprächen grübeln kann nach dem, was Plato eigentlich

meine, und wenn man im Cicero lesen kann, wie er dem Verres den Marsch macht, und wenn man weiß, wie viele Codices man für das Neue Testament hat, und welche die besten sind, und was nach Altgriechischem schmeckt, oder was chaldäische Anklänge hat, und ob und wie die Mythen von Vorderindien und Hinterindien zusammenhängen. Das ist alles prächtig, ja notwendig, will ich sogar sagen.

So ist der Mensch glücklich zu preisen, welcher ein Auge hat, denn was ist der Mensch, wenn er kein Auge hätte! Aber schöner und besser als ein Auge sind zwei, und zwei hat Gott dem Menschen gegeben, und halbblind ist und bleibt der immer, der nur eines hat. Und wie Gott dem Menschen zwei Augen gegeben hat, so hat er ihm auch zwei Bücher gegeben, das heilige alte Buch, das nicht bloß ein Vikari soll exegisieren können, sondern jeder Christ verstehen, aber auch das wunderbare Buch, das alt ist und doch jeden Tag neu wird, das wunderbare Buch, das aus göttlichem Quell entsprungen, wie durch unzählige Bäche ein Strom genährt wird, durch Quellen aus jedes Menschen Brust, das Gott mit lebendigem Atem durchhaucht und Blatt um Blatt beschreibt vor der Menschen selbsteigenen Augen.

Und wie die beiden Augen einander helfen auf unerklärliche Weise und eins ohne das andere verwaiset sich fühlt und einsam und nur noch halb so gut als früher, so hat es auch ein Buch mit dem andern Buch; ein Buch wirft Licht auf das andere Buch, beide strömen Leben sich zu, und halbdunkel wenigstens bleibt ein Buch ohne das andere Buch.

Ein Mensch, der nur in einem der Bücher lesen kann, ist gleichsam nur ein halber Mensch, nur halbwitzig, oder ist, als ob er nur ein Auge hätte. Kann er nur lesen in der alten, lieben Bibel, so kömmt er wohl zur Erkenntnis dessen, was gewesen ist, aber nicht dessen, was ist; er erkennt wohl, was Gott ist, wie er aber waltet, das bleibt ihm verborgen, zur Rechtgläubigkeit kömmt er, aber im Leben findet er sich nicht zurecht. Wer aber nur im Leben lesen

kann, liest und liest und kömmt nie zum Verständnis, findet Satz um Satz, aber nie deren Sinn, zieht Perlen um Perlen an einen unendlichen Faden, aber zu einer Kette kömmt er nicht, läuft und läuft, aber an den Ausweg gelangt er nicht, sucht, und das Rechte findet er nicht, im Leibe findet er den Geist nicht, in der Welt Gott nicht, und darum findet er das Heil nicht, denn das ist allein bei dem Heiligen, der unser Vater im Himmel ist. Wo nun das erste Buch vor Augen liegt, da wird dem Menschen begreiflich der Fall und Ungehorsam der ersten Eltern im Paradiese, und wie notwendig zur Auferstehung dem Menschen ein Heiland geworden, aber den eigenen Fall, und wie er selbst sich aufzurichten, begreift er nicht, und wo er nur siehet ins andere Buch, da wird ihm sein Fall nur zu begreiflich, aber ein Heiland scheint ihm nicht nötig; die Auferstehung, welche das Leben fordert, scheint ihm zu liegen im Bereiche der eigenen Kraft.

Aber wo der Mensch mit beiden Augen in beide Bücher sieht, da nahen sich Himmel und Erde, ist der Himmel offen, Engel Gottes steigen auf und nieder, strömende Offenbarungen Gottes verklären das Leben, heiligen die Zustände, die Bibel gibt dem Leben seine Weihe, das Leben macht die Bibel lebendig. Gott wird ihm lebendig und klar der Mensch in der eigenen Brust. Er sieht, wie Gott den Menschen ziehen will nach oben, der Mensch dagegen Gott niederkämpfen will in den Staub, er fühlt den Kampf in der eigenen Seele, in tiefer Demut erkennet er sein sündig Wesen in jeglicher Verzweigung, in froher Zuversicht aber auch seine hohe Berufung und die Macht Gottes über die Sünde. Gott ist sein Leben, und sein Leben ist Gott, und was trennt ihn nun noch von Gott, wenn er so mit Andacht und Heilsbegierde mit beiden Augen in beiden Büchern lieset?

Aber eben das ist das Unglück, daß die meisten nur in einem lesen, die einen in diesem, die andern in jenem, und meinen doch, sie lesen alles, was zu lesen sei, und dann hat der eine dies gelesen und der andere etwas anderes, und dann zanken sie sich fürchterlich wie

Halbblinde, von denen der eine nur die Blumen links gesehen, der andere die rechts, die einen waren rosenrot, die andern himmelblau, und der eine will, alle Blumen seien himmelblau gewesen, der andere rosenrot, und einer schiltet den andern, einer legt Hand an den andern, beide wähnen sich im heiligen Recht, und keiner denkt, daß er nur links gesehen oder nur rechts. Freilich geschieht es wohl auch, daß die Augen gehalten sind; sie mögen lesen, in welchem Buch sie wollen, sie finden die Wahrheit nicht, finden nichts in ihm als den Irrtum, in welchem ihre Seele befangen ist. So fand zum Beispiel der Antoni Unternährer in der Bibel die Schweinereien, welche in seiner begehrlichen Seele gewachsen waren; so finden andere im Leben nichts, als was ihr eigen Herz in ihre Seele wirft, buchstabieren aus demselben nichts heraus als ihre Lust, ihre Liebe, ihr Wünschen und Hassen, ihr Neiden und Trachten, und was sie zu finden meinen, soll absolute, objektive Wahrheit sein; darum zanken sie sich wie eingefleischte Philologelein, und mögen sie mit Worten nicht kommen, so werden sie handgreiflich. Da ist Heini wie Hans und Hans wie Heini, und Anne Mey, das nichts als spinnen kann, und zwar nur Kuder, ist nicht schlechter als ein Pädagögelein, das nur Wursts Ding im Leibe hat und ds Buße Rechenbüchlein an den Fingern.

Aber, und das ist eben vom übel, daß die Gstudierten mehr und mehr das Leben verachten und dagegen als natürliche Wirkung das Volk das heilige Buch, daß die einen meinen, das Buch sei veraltet, die andern, das Leben bedeute nichts, und dessen Verständnis lerne man von selbst wie die Buben das Pfeifen; daß die einen meinen, wenn einer im Urtext herumfahren könne wie eine Hex, so sei er ein Hexenmeister, und wenn er blindlings die Klassen der Engel aufzählen könne, so sei er selbst ein Engel; die andern aber, daß, wer das Leben am besten auszubeuten wisse zu seinem Nutzen und zur Stillung seiner Triebe, so sei er selbst Gott geworden, des Lebens Herr. So entsteht eine fürchterliche Einseitigkeit, welche in die klarsten Dinge Verwirrung bringt, eine Kluft, welche unwieder=

bringlich die Menschen scheidet, eine babylonische Sprachverwirrung, wo keiner den andern mehr versteht, keiner dem andern mehr ein Bruder zu sein vermag.

Ach, unser arme Vikari, wie der die Stube auf und nieder rannte, an Rache dachte, und wie immer und immer wahr bleibe, daß dem Guten der Neid auf der Ferse folge, und wie hier sein Bleiben nicht sei, wo man seines Tuns nur spotte, seine Erfolge ihm nicht gönnen möge, der Feind so sichtbarlich umhergehe und am heiterhellen Tag Unkraut in seinen Acker streue! Es reute ihn nur eins, daß er die Gärnase nicht zurechtgewiesen, ihr so recht vaterländisch den Text gelesen und ihr gesagt, sie solle doch nicht an sich selbst abnehmen, warum andere Leute in die Kirche gingen, das ungebildetste Mädchen in Gutmütigen hätte höhern und christlichern Sinn als sie. Das hätte er ihr sagen sollen, das hätte sie geschlagen; aber sie müsse es doch noch einmal hören, gelobte er sich.

So ging es der armen Sophie mit ihrer Erklärung einer Tatsache, mit ihrer Exegese; es ging ihr immer so arg wie manchem Professor mit der Erklärung einer Stelle, ja es hätte ihr gehen können wie vor alten Zeiten den Ketzern, mit denen man kurzweg ins Feuer fuhr, wenn nämlich der Vikari Papst gewesen wäre. Und doch, wer hatte recht?

Das hätte der Vikari bei jedem Stüdi vernehmen können, aber er frug nicht; warum fragen, wenn man eine Sache bestimmt weiß?

Der Gwunder lag so unverhehlt und arglos zutage, daß bei der geringsten Berührung des Predigtfleißes jedermann ihm gesagt hätte, es werde den andern Sonntag vielleicht noch mehr Leute geben, denn da werde doch, so Gott wolle, des Jowägers Sühniswyb sich afe dörfe zeige.

Das wäre aber noch die Frage gewesen, wenn nicht der Hechler kühn die Sache ins Gleis gebracht hätte. Der ging nämlich hin und nahm Meyeli zur Gotte.

* * *

Viertes Kapitel.

Meyeli tritt in der Welt auf.

Das war ein Ereignis in Jowägers Hause, aber noch ein größeres für Meyeli. Als der Hechler seine Bitte in wohlgesetzter Rede anbrachte, war es Meyeli, als schnaagge (krieche) ihm das Doggeli aufs Herz, oder als gieße jemand einen Kessel voll heißen Wassers über ihns aus. Sein Lebtag war es nie Gotte gewesen, sein Lebtag noch nie in Gutmütigen zur Kirche, sein Lebtag noch nie als junge Frau in irgendeiner Kirche, und alle diese Dinge sollte es auf einmal bestehen, und zwar schon nächsten Sonntag! Mit Mühe brachte es die Antwort heraus, es müsse erst mit seinen Leuten reden, denn wie üblich hatte der Hechler geheimnisvoll in apartiger Audienz sein Anliegen angebracht.

„Herr Jeses, Mutter, Herr Jeses, es wott mi eine zur Gotte, was soll ih o mache?" rief es Anne Bäbi zu, das eben Brot einschnitt in der Küche. „He, du Göhl!" sagte Anne Bäbi, „du hättest mich bald erschreckt; was wottisch mache?" „O Mutter, chönnt me nit öppis zWort ha un ihm öppis gä? Er nehmte es sicher gern." „Wohl, das wär mir e suferi Sache," sagte Anne Bäbi. „Was wurde dLüt säge, wenn du gingist ga absäge u scho ds erstmal; es wurd grad heiße, mir dörfte di nit zeige." „Aber Mutter, ih bi no nie Gotte gsi, ih darf wäger nit." „Das wär mr afe!" sagte Anne Bäbi. „En iederi Sach muß einist ds erstmal sy, du Göhl." „Aber Mutter, das kostet viel u git groß Köste, bis alles usgrichtet ist." „Su gäbs!" sagte Anne Bäbi, „wenns anger Lüt vrmöge, su vrmöge mirs auch; das wär mr afe, wenn me deretwege nicht wett eim ga zuchestah (Gevatter stehen), wos mangelt." „Aber Mutter, ih chenne dr Ma nüt." „Aber ih," sagte Anne Bäbi, „es ist üse Hechler. U gang mr jetz u säg ihm zu und heiß ne mit is cho zNacht esse! Er chunnt is de ds angermal öppe zur rechte Zyt, we me ne heißt cho, u führt is nit so desume, wies sust dHechler im Bruuch hey. Ghörst, gang mr jetz, was wird er o sinne!" Mit

schwerem Herzen mußte Meyeli gehen, mußte sagen, wenn es nichts anderes gebe, so werde es kommen, er solle auf ihns zählen. Als ob man Wasser auf eine Mühle gelassen hätte, wirkte diese Gevatterschaft im stillen Hauswesen.

Hansli und Jakobli freuten sich, aber still; sie mochten den Sonntag fast nicht erwarten, um Meyeli in seinem stattlichen Putz aufziehen zu sehen, denn das war eben eine Gelegenheit, zu welcher die Hochzeitkleider wohl paßten, und zu schönen Kleidern und einem so schönen Weibchen drinnen, was mußten dazu die Leute nicht alles sagen? Mädi war rumpelrurrig. Die schießige Löhle, sagte es, meinten, für eine Gotte mangle es eine Bäuerin oder eine Bauerntochter; aber es hätt scho mänge gä, und es wär ihm nützer gsi, er hätt dJumpfere gno as dTochter. Es gäbte de dere Bure, won es fast lieber dr Tüfel zum Götti wett; Ybung (Patengeschenk) gäbte si doch e kene, aber am Mahl fräße si für siebe, u de söll me ne no danke, daß si cho syge. Öppe e rechti Jumpfere wüßt, was si zu tun hätte, und schämte sich, nit öppe o z'tue, wies dr Bruuch syg, und öppe o eini, die wüß, wie me tue söll i dr Chile, wo scho meh drbygsi syg. Was doch eine drvo hätti, wenn er scho lang e hoffärtigi Gotte heyg u de die nit wüß, wie si tue söll un er Schang an ere erleben müß für syr Lebtig.

Von dem Zeitpunkt an konnte Mädi den Hechler wegen seinem Unverstande nicht mehr leiden. Verflümeret gern hätte es gehabt, wenn das Kind ein Mädchen gewesen wäre. Es hätte nichts zu machen sein müssen, oder Mädi wäre die andere Gotte geworden, damit doch die Leute sehen könnten, was ds Jowägers Bub für e Löhl sei. So ausgebildet war Mädis Takt nicht, zu denken, wie das für den Hechler ein unüberschreitbarer Stein des Anstoßes sei, Jumpfere und Meistersfrau zusammen zu Gevatter zu nehmen.

Es gibt halt auch Etikette auf dem Lande. Anne Bäbi war das Ding recht; da sollten die Leute jetzt recht sehen, wie witzig es sei und wie eine gute Schwiegermutter, daß es ke bessere gäbt uf dr Welt. Mit den Geschenken hatte es weit mehr zu tun, als es je

gehabt, wenn es selbst zu Gevatter gestanden. Das Korn für die Züpfe faßte es selbst und mehr als je und vom besten, Eier rechnete es mehr als sonst und befahl Sami, der die Sache zum Beck führen mußte, dem Beck, dem Bschyßhung, zu bifehle, daß er ganz guten Anken nehme; es hätte keinen beigelegt, weil sie die Nidel gar zusammensparen müßten, ehe sie anken könnten, und so werde er nie süß, gäb wie frisch er sei. Hansli mußte all sein Geld erlesen, um den schönsten Neutaler zum Einbund zu finden, und Jakobli den schönsten Spruch abschreiben, um ihn dareinzuwickeln.

Einen langen Rat gab es, ob man die Näherin wolle kommen heißen, um die Bkleidig für das Kind zu machen, oder ob man gleich alles beim Krämer nehmen wolle, da man ohnehin wegen einigem zu ihm müsse. Endlich gab Anne Bäbi den Ausschlag für das letztere; öppe gar wöhlfeler mache man es nicht, sagte es, wenn man die Näherin kommen ließe, die verschnäfelten eim dSach mängist vom Tüfel, daß me zwo Bkleidige hätt chönne chaufe, bsungerbar we si öppe e Bub im Gring heyge oder e Tanzsunndi vorständs, u de wüß me nie, wo dr Fade hichömm, ob dKäfer drhinger syge oder öpper anger. „Du kannst diesen Abend ins Dorf gehen und dSach kaufen," sagte es zu Meyeli, „dr Ätti söll dr Geld gä."

„Aber Mutter, wie wollte ich gehen?" sagte Meyeli, „ich weiß ja nicht, wo der Krämer wohnt, und der Krämer weiß nicht, wer ih bi." „He," sagte Anne Bäbi, „was brucht er di z'chenne, we dSach nit dings nimmst? Was wurde dLüt säge, wenn ih für di ging ga ychaufe! Mr dörfte di nit zeige oder dörfte dir ds Geld nit avtraue!" Nach langem Streit war man endlich einig, daß beide zusammen gehen sollten, und Hansli sagte zu Anne Bäbi: „Du weißt ja, wo ds Geld isch, nimm!" „Ih wott ds Geld nit," sagte Anne Bäbi, „du chasts Meyeli gä, sust chönnte dLüt glaube, ih syg ume deretwege mitcho, damit ih wüß, wieviel dSach chost, u sövli e mißtreue Hung bin ih de notti nit." Hansli nahm aus dem Gänterli ein Päckli, tat es auf und zählte es; 's sei recht, sagte er,

u no bravi Münz, er hätts nit glaubt, er heygs vom ene Wirt. Dazu tat er noch einige Fünfunddreißiger, und als Meyeli sagte, soviel brauchte es nicht, er solle sie wieder wegtun, entgegnete er: „Nimm se, es schickt si neue nit, wenn e jungi Frau dBatze so muß zämmelese i de Säcke u so dBrotbrosme fürechehre muß." „He nu, Vater," sagte Meyeli, „su will dr de Rechnig gä." „Manglet si nüt," sagte Hansli, „bhäbs ume, su bruchst mr nit geng z'heusche, we de öppis manglist." „Was wett ih o mangle?" sagte Meyeli, „und denn habe ich auch noch Geld." „'s wird öppe nit viel sy," sagte Hansli, der seine Freigebigkeit doch nicht gerne vor Anne Bäbi verhandeln hörte von wegen dem Eindruck.

Draußen polterte Mädi mit der Waschgepse und schnauzte dem vorbeigehenden Sami nach, wenn das so gehen solle, so werd öppe niemere mehr lang hier sein können; was si zUnnutz bruche, das werd me de a ihne welle erspare. Es wüß wohl, wie es gehe: dest hoffärtiger ds Burevolch werd, dest minger heyge dDienste z'fresse. Wer zu ihm selber luege un öppis für ihn selber astelle well, werd Zyt ha. Sami sah spöttisch zurück und sagte: „Am Glust hätts dr scho lang nit gfehlt, mir ischs no lang wohl eso." „Du Dolders Möff," schrie Mädi, „last mr dTür geng off!" und schmetterte dieselbe hinter ihm zu, daß Sami mit Not seinen letzten Fuß in Sicherheit brachte.

Es war ein wichtiger Gang, den Anne Bäbi und Meyeli jetzt miteinander taten. Es ist allemal ein wichtiger Gang, wenn eine Schwiegertochter und eine Schwiegermutter zum ersten Male miteinander ausgehen und absonderlich in einen Krämerladen. Sind ihre Herzen leicht mißstimmt, so entzweien sie sich sicherlich, und der erste Gang legt das Fundament zu all andern Gängen, und eine nimmt immer größeres Ärgernis an der andern, und das Ärgernis durchsäuert das ganze Verhältnis und wird immer sichtbarer, jedoch nach Stand und Gemüt. Wie manche Schwiegermutter und wie manche Schwiegertochter sind vom ersten Gang zurückgekommen, und die Schwiegertochter sagte zu ihrer Seele: „O wettsch, was ist

das für es alts Räff!" Und die Schwiegermutter zeigt in allen Zügen die Überzeugung: „Die macht meinen Sohn unglücklich, was ist sie? E Gans ist si und leider Gott dazu no e hoffärtigi Gans, e lötige Täsch, es Beel, e Mugge!"

Böses hatten aber unsere beiden Weiber nicht im Herzen. Anne Bäbi fühlte einen gewissen Stolz, denn ein gattlich, styfs Fraueli war Meyeli jedenfalls. Zudem wollte es den Leuten zeigen, daß sie einig miteinander seien, und daß dasselbe nicht wider seinen Willen im Hause sei. Und wenn eine Schwiegermutter eine neue Sohnsfrau ausführt und sich nicht ein gewisser Stolz in ihrem Herzen regt, so ist es selten recht gut. Meyeli dagegen ging mit einem eigenen Gefühl den ersten Gang aus dem Hause, welches es mit so schwerem Herzen betreten hatte. Es hatte ihm gewohlet, es war erwarmet nicht nur im Hause, sondern, wie es ihm schien, in der Welt; es dünkte ihns, es dürfe viel besser niedertrappen, es begriff, was man damit sagen will: „Der geht einher, als ob die ganze Welt sein wäre," es hatte jetzt auch teil an der Welt, das heißt ein Stücklein davon war sein.

Es ist ein eigenes Gefühl, nicht nur einfache Hüdeli zu haben, sondern zweifache Sonntagskleider, mindere und bessere, Geld im Sack zu haben und einen Mann daheim und das Gefühl im Herzen, daß man jemand lieb sei, und eine Schwiegermutter an der Seite, hundertmal gutmeiniger, als man gefürchtet. Der Gang war Meyeli viel leichter, als es gefürchtet, und es durfte die Leute ansehen, und wenn sie gegen ein Haus kamen, wo Leute davor saßen, so sagte es nicht: „Mutter, cheu mr nit hingedüre?", sondern es wünschte ihnen freundlich Zeit und fragte, ob sie Feierabend hätten. Die Krämerin empfing sie recht freundlich, hieß sie innefürcho und sagte: „Gseht me doch einist die junge Frau? Mi het afe gmeint, dir heyget se im ene Schaft inne, u doch dörfet ihr die wohl fürela, die stieng jedem Haus wohl a, dr Jung het wohl usglese. Er versteyht si schynts no druf, mi gsäch ihms nit emal sövli a."

Im Laden zeigte sich Meyeli sehr verständig, wußte, was Farbe

hielt und Stich, und sah die Schabenlöcher im Wollenen trotz der herrschenden Finsternis, denn in gar vielen Läden ist immer Sonnenfinsternis, wenn schon keine im Kalender steht. Die Krämerin ermangelte auch nicht zu sagen, sie verstehe sich darauf mehr als manche, man sehe wohl, daß sie nicht das erstemal einkaufe. Nit, bei ihr hätte man es nicht nötig; wenn eine Sache einen Fehler habe, so sage sie es selbst, sie begehre niemand anzuführen. Aber sie wiß e Ort, wo so junge Weibchen oder Meitleni, die nichts verstünden, erbärmlich angeführt würden. Selligi sollten doch immer sehen, zu wem sie gingen, Meyeli aber hätte das öppe nit nötig, es könne selber luege u chenn öppe dSach. Das tat Anne Bäbi grusam wohl; denn es betrachtete alles, was zu ihrem Hause gehörte, als seine Sache, Mann, Sohn, Schweine und Kühe; und daß alles so war, wie es war, das hatte man ihm zu verdanken. Darum, wenn man etwas rühmte, so rühmte man ihns; es war hoch erhaben derowegen über alle Eifersucht. Einzig mit Mädi machte es eine Ausnahme; das wußten aber auch alle Leute und richteten sich darnach.

Als Meyeli fertig war mit Einkaufen, so begann auch Anne Bäbi sich vorlegen zu lassen und kaufte eine Kappe, ein Gloschli, kurz, kramte aus dem ff. Es geht gar manchen Weibern in einem Krämerladen, wie es den Männern mit dem Wirtshaus geht. Es gibt Männer, die monatelang nie ins Wirtshaus kommen und Ragger sind fürchterlich; sind sie aber einmal drin, so sitzen sie fest, trinken Halbe um Halbe, können nicht fertig werden, bis es ihnen obenausläuft. So gibt es Weiber, von den huslichsten, die im Märten um einen halben Vierer sich fast die Zunge schinden und daheim auf jeden Kreuzer sitzen wie eine Henne auf den Eiern; sind sie aber einmal in einem Krämerladen erwarmet, so kömmt der Gugger los, und die Eva rührt sich. Das dünkt sie schön und jenes noch schöner, dies haben sie nötig und jenes noch nötiger, dies kaufen sie, jenes kaufen sie, kaufen eine Burde zweg, bis es sie dünkt, es sei Zeit aufzuhören, wenn sie ihnen nicht zu schwer zum Heimtragen werden

solle. Freilich überschlägt dabei manche fortwährend Milch-, Anken- und Eiergeld; aber, je mehr sie kauft, desto mehr wird sie überzeugt, daß fortan ihre Kühe mehr Milch geben, ihre Hühner besser legen würden.

Das Erkennen und Benutzen dieser Schwachheit macht eben den Unterschied zwischen den Krämerinnen aus, und eine, die sich darauf wohl versteht, ist fünfundzwanzigtausend Franken wert wie Schnupf, wenn sie schon keinen Kreuzer erbt.

Anne Bäbi hatte auch etwas von dieser Schwachheit an sich; diesmal jedoch regierte sie es nicht alleine. Es schien der Krämerin schon lange, Anne Bäbi kaufe so wunderiich ein, daß, als dasselbe noch Scheubetuch verlangte, sie sagte: „Du wirst es für dich wollen? Siehe, hier ist bsunderbar schöns u doch aständigs, gradso fürn e älteri Person, wie du bist.“ „Ich will es aber nicht für mich,“ sagte Anne Bäbi. „Du wirst es für dy Jumpfere welle?“ fragte die Krämerin. „Du bist mir heute e Gwunderige!“ sagte Anne Bäbi, „nei, für mys Sühniswyb wott ih neuis. Ih ha ihm no nüt kramet, u wil ih doch ds erstmal mit ihm bim Krämer bi, es wird öppe nit viel gscheh, su han ih däicht, es syg o öppe aständig, daß ih ihm öppis krame, ume so, daß es o wüß, daß es mr nit unaständig syg, u daß ih mit ihm zfriede bi.“

Natürlich war der Krämerin jetzt aufgeholfen, da sie merkte, wo Barthlome Most holt, und wenn sie mit dem Maul nicht eine Hex gewesen wäre, so wäre sie in Verlegenheit gewesen, wie sie ihr Rühmen zwischen Meyeli und ihrer Ware verteilen sollte; aber dieser machte so was nicht einen Buß, sie rühmte links und rechts, daß die Schwarten krachten und Anne Bäbi nicht fertig geworden wäre mit Kramen, gäb was Meyeli wehrte, wenn sie nicht die Nacht abgetrieben hätte.

Der nächste Sonntag war einer von den schönen Wintertagen, welche oft so klar und lauter aufgehen über der Erde, daß der Mensch wähnt, der Sommer wolle zurückkehren, oder der Frühling wolle schon kommen. Aber wenn er sich recht umsieht, so ist es nicht der

Sommer, nicht der Frühling, der am Himmel steht, so hell, weich und lieblich ist kein Frühlings-, kein Sommerstag; es ist ein Tag, dem Auge des Greises gleich, das von der Erde Dunst und Nebel gereinigt umso heller in den Himmel sieht, je näher es dem Brechen ist. Früh war Meyeli auf, früh alles im Hause, und doch mußten sie mit dem zMorgenessen warten über Gebühr, denn Mädi hatte zum Feuern das grünste Holz genommen, welches ums Haus herum zu finden war. Anne Bäbi machte das Kammermeitli mit Strählen und Züpfen, und als endlich Meyeli fix und fertig dastand in vollem Putze, den nur Jakobli noch am Tage gesehen, so konnten alle nicht genug luegen, und als es dem Dorfe zuging, sagte Anne Bäbi, es stang fry am Hus wohl a, und es mahne ihns akkurat an ihns, wo es jungs gsi syg; ume sei es e wenig ds Töllere gsi. Wenn e angeri die Kleider anhätte, sagte Mädi, mi chönnt de luege, wie die wär, u de son es Gsicht für e Sunnde möchte es nit ha, wo dr Bruuch nit erlyde mög. Mi chönn de luege äys Jahr, wie das drygseh werd, öppe nit viel besser as e gibleti (gestorbene) Geiß. Emel es tuschete noch lange nicht.

Bangen Herzens ging Meyeli seiner Wege. Es hatte Kummer, es könnte sich verfehlen bei der Taufe, gäb wie es gefragt hatte um hiesigen Brauch, ob der Pfarrer die Kinder im Deckeli nehme oder nicht, ob er allen zusammen den Segen gebe oder jedem besonders und so weiter; es hatte Angst vor den Leuten, die es gschauen und zerlegen würden, und wie es bestehen möchte in ihrem Urteile.

Allerdings waren der Leute viele, die auf Meyeli schauten, und als der Vikari in die Kirche kam, überflog ein eigener Schein sein Gesicht: „Mamsell Sophie, Gäxnase, was säget ihr zu diesen Leuten?"

Als Meyeli einmal in der Kirche war, schwand ihm die Angst, und gar seltsam ward ihm zumute. Es wiegte sanft das Kindlein in seinen Armen, damit es nicht erwachen, nicht schreien möchte, und wie es wiegte, ward es ihm, als schmiege das Kindlein an seine Brust sich an, als fühle es dessen warmen Hauch in seinem Herzen, und in unaussprechlicher Liebe schwoll sein Herz, und ein innig

Sehnen trieb es an, das Tauftuch zu heben, des Kindes Gesichtlein zu schauen, es zu küssen, es fest an seine Brust zu drücken.

Als es endlich das Tauftuch heben konnte, das friedliche Gesichtchen in süßem Schlummer sah, da brannten seine Augen in heißer Liebe; seine ganze Seele senkte sich in den Segen hinein, den der Herr über das Kindlein gab, und als es dasselbe draußen der Frau abgeben mußte, um es heimzutragen, dünkte es ihns, es gebe etwas vom eigenen Herzen weg; es konnte sich nicht trennen vom Kindlein, der Tränen konnte es sich kaum erwehren, als die Frau mit dem Kinde dahinging.

Träumerisch kam es in die Kirche zurück, das Guggen und Schauen der Leute achtete es nicht, seltsame Ahndungen wogten in ihm auf und ab, bald ward ihm so süß zumute wie noch nie, dann wieder so weh, daß es den Kopf zum Sterben hätte legen mögen, und Tränen rannen über seine Wangen, es fühlte sie nicht. Als die Predigt aus war, war es ihm, als erwache es aus tiefem Traume, und was es geträumt, wußte es doch nicht, und anstrengen mußte es sich, ordentliche Sehkraft wieder in seine Augen zu bringen und Worte zu finden, die freundlichen Grüße zu erwidern, welche ihm außerhalb der Kirche von mancher Seite her gebracht wurden. Freundlich und lieblich begegnete es jedem, und alles ging seines Lobes voll nach Hause, was mit gerechter Wage die liebliche Erscheinung wog. Natürlich, daß allenthalben Leute sind, die Pfeffer in den Zucker streuen, denn wo findet sich der Neid nicht, das tausendzüngige Ungeheuer, das alle Freuden trübt, das Wohlwollen saugt aus jeder Brust, in die es sich den Eingang bohrt?

Auch im Wirtshause war es wie ein Licht am dunkeln Orte. Sehr oft ist eine Taufmahlzeit das, was man eine langwierige Fröhlichkeit nennt. Man sitzt hinter Essen und Trinken, alles ist vollauf da, aber die rechte Würze, die Heiterkeit und das kurzweilige Gespräch fehlen. Da sitzt man hinter dem Tische und ißt, und das Essen gleicht fast dem Mahlen der lieben Kuh, wenn sie in frischem Stroh liegt, die Augen behaglich halb schließt und langsam

die Kinnlade hin und her bewegt, wiederkaut. So sieht man oft Gestalten halbe Tage hinter dem Tische sitzen, und die Kinnlade geht immerzu, aber langsam, es ist, als ob sie wiederkauten, und ist es doch nicht; denn mächtige Stücke schieben sie von Zeit zu Zeit ins weite Maul hinein, aber lange machen sie dann daran, das ist wahr. Wer nun die Würze bringt zu solchen Mählern, der ist gar sehr willkommen, und ein kurzweiliger halber Tag ist dem Menschen eine halbe Seligkeit. Meyeli mit seinem freundlichen, gesprächigen Wesen, kommend aus fremdem Dorfe, wo manches zu erzählen, manches zu fragen war, brachte diese Würze mit, und der Abend war da, ehe man es sich versah.

Anne Bäbi nahm es mornderst verflümeret wunder, was man eigentlich zu seinem Sühniswyb sage im Dorfe, und wie es sich aufgeführt im Wirtshause. Und das ist sich an einem Anne Bäbi nicht zu verwundern, gibt es doch Leute, die, wenn sie einmal ein Wort von sich gelassen, wie wild rumlaufen in allen Kneipen und in allen Ecken fragen, wie es gerochen.

Wie abgeredet stund die Wirtin vor der Türe und frug: „Woaus, Anne Bäbi?" „Nit wyt," antwortete dasselbe, „ist dr Wirt daheim?" „Nein, aber er wird gleich kommen, komm unterdessen hinein!" „Ich habe ihn nur fragen wollen, ob er auf den nächsten Markt eine Sau mangle, es wär mr aständig, eine vorabzgä. Aber du chast mr das o säge," antwortete Anne Bäbi. „Chumm du yche!" sagte die Wirtin, „er chunnt uf dr Stell, u du chast de selber mit ihm rede. Ih glaub nit, daß er eini het, aber du weißts wohl, wies dManne hey, si säge de Wybere nit alles. Es Schöppli soll ih bringe?" sagte die Wirtin. „Es halbs," antwortete Anne Bäbi. „He, ih wett es ganzes näh, es halbs ist gar bös z'breiche u het nüt dar," entgegnete die Wirtin.

Und als sie mit einem ganzen wiederkam, hub sie an, ehe Anne Bäbi zum Protestieren kommen konnte: „Aber nein, was du doch auch für ein Sühniswyb hast! Unsereim sieht öppe viele Leute, bsungerbar öppe an Märkten und Tanzsonntagen, aber ein styfer

und manierlicher Weibervolk ist mir seit langem nicht vor die Augen gekommnen, u de gar es lächerligs isch. Der halbe Tag ist herumgegangen, ich wußte nicht, wie, und gar manchmal hab ich vergessen, Wein zu holen, daß ich ihm ha müsse ablose, ih ha möge welle oder nit. Es het chönne tue, mi het nit gnue chönne luege, nit öppe so wüst u uschafelig u ugattlig, wie so ungwahnet Gotte mängisch im Bruuch hey, wo nit chönne rede, bis si voll sy, u de graduse brülle wie hungerig Säu. Es hets chönne so aständig wie die vornehmste Buretöchter, wo öppe viel unter den Leuten sind, u het müsse z'brichte vo diesem und äym, mi het nit gnue chönne lose. Da hat man gesehen, wie doch die Leute lügen können. Haben die nicht gesagt, Jakobli hätte ein Bettelmönsch nehmen müssen ab dr Gaß, zu dem er gekommen, er wisse selbst nicht, wie, und in Fötzeln hätte er es dahergebracht, daß man es keinem Menschen hätte zeigen dürfen. Und jetzt ist das eine, bkleidet de fry fürnehm, un im ganze Dorf wüßt ih de fry keni, die dere z'vrglyche wär; da gseht me aber, wie dLüt lüge chönne."

Öppe eine Reiche sei sie nicht, sagte Anne Bäbi, aber sie sei ihm notti aständig; sie könnten es machen, wenn Jakobli schon nichts erheirate. Vo rechte Lüt nache sei sie, das sei wahr, und das sehe man ihr von weitem an. Aber ihre Leute hätten Unglück gehabt und seien viel zu gut gewesen, und böse Leute hätten sie um ihre Sache gebracht; sie seien früh gestorben aus Verdruß, der Hof hätte müssen verkauft werden, und Verwandte und Gvatterleute hätten die Kinder zu sich genommen. Zwischen jedem Satze nahm Anne Bäbi ein Schlücklein, und es war wunderbar, wie mit jedem Schlücklein seine Phantasie wuchs und seine Erzählung schöner wurde, und als diese nicht mehr schöner werden konnte, tat sich auch das Herz immer mehr auf, und es erzählte, wie Meyeli zu einem wüsten Hung und Götti gekommen, und wie der es gehalten nicht wie ein Mönsch, sondern wie ein Türk, nicht halb genug zu essen ihm gegeben und keine Kleider, daß es kaum mehr vor die Leute konnte und hätte doch alles machen müssen. „Aber warum ists nit furt-

gloffe?" fragte die Wirtin, „wohl, am e sellige wett ih!" Anne Bäbi nahm einen Schluck und fuhr dann herzhaft fort: „Das hab ich auch gesagt, aber es hat der Göttis Frau, die wohl gewußt hat, wie wüst ihr Mann ist, auf dem Todbett versprechen müssen, in keinen andern Platz zu gehen, und Jakobli hat fry grusam anwenden müssen, bis es begriffen hat, daß e Platzg un e Ma nit ds glyche syg. U dä Uflat vo Götti hets i Kleidlene la laufe, daß kes Bettelmönsch se leider het; was es noch gut gehabt, das hat er ihm nicht mitgelassen und will doch de no besser sy as anger Lüt." „Aber wie sind die zusammengekommen?" fragte die Wirtin, „daß er sie hätt nehmen müssen, selb ist de nit, darauf verstehe ich mich de zu gut."

„Ja," sagte Anne Bäbi, „glaube täte ich selligs nicht, wann es mir öpper anger erzählte," und führte dann eine Geschichte zweg, wo die Wirtin ein über das andere Mal die Hände über dem Kopf zusammenschlug und ausrief: „Herr Jemer, ists möglich, nei, so öppis han ih no nie erlebt!" „Ih o nit," sagte Anne Bäbi, „und ih wills gerade heraussagen, afangs ist mir die Sache gar nicht aständig gewesen. Ich hatte eine andere für meinen Buben im Biet, die mir grusam gerühmt worden ist, und dSach war soviel als richtig, und daß er eine andere im Kopf hat, seit mir dä Tropf nit, bis er fast gar gstorbe gsi isch. Er ist de ne gute, das muß ih säge, u we mr nit uf apartigi Wys drübercho wäre, ih glaub, er wär gstorbe, ehe er mrs bikennt hätt, ume will er gseh het, daß ih öppis angers im Biet ha, ume will er glaubt het, es mach mr Verdruß, wenn er jetzt mit ere angere chäm, u no drzu mit son ere Arme. Aber als ich einmal darüberkam, da sah ich gleich, was das Beste sei, und daß der lieb Gott das well, und wenn der einmal was will, so ist mit dem nichts mehr zu machen; my Hansli chann ih öppe no äne umedräye.

Und dazu habe ich noch Sachen vernommen, es hat mir übel gruset; da bin ich froh gewesen, ist es so gegangen, wir hätten können unglücklich werden alle zusammen mit dem Trampeltier, vo wege ih bi e gutmütige Göhl gsi u hätt dr Löffel us dr Hand

gå, eh mr gesse gha hätte, u hätt dr Täsche alles la vrschrybe." „Mi sött das nie mache," sagte die Wirtin. „Was witt," sagte Anne Bäbi, „we me dKing liebhet u meint, sie heyge eim glych lieb? Nu, vom Jakobli hätten wir nichts zu fürchten gehabt, aber er wäre nichts mehr Meister gewesen. Aber wo ich einmal gemerkt habe, wie dSach liegt, wohl, da habe ich ihr du dr Tätsch gå, u du ischs richtig gsi.

Aber glaubs mr oder glaubs mr nit, då Hung vo Götti hats noch schier nicht tun wollen, hat gesagt, wir seien Hudelleute. Aber wohl, da haben wir ihm gezeigt, wer wir seien; isch es gester nit öppe agleyt gsi, daß mes het dörfe la luege?" „Bsungerbar schön," sagte die Wirtin, „es hat mir nicht bald ein Bkleidig so gfalle wie die, aber Geld het die kost, alles i allem hätt ih se nit für hundert Krone welle la mache." „Öppe wyt bist nit drvo," sagte Anne Bäbi, „aber meh hätt mi nit greut, ume daß sie wüsse, ob mir Hudellüt seien oder nicht; dessetwege chömme mr notti doch nit über nüt." „Wer weiß!" sagte die Wirtin, „aber wenn ihr nichts mehr habt, so kommt zu uns, wir wollen euch dann entlehnen." „Gut, daß me selligs weiß," sagte Anne Bäbi, „mi weiß nie, was es eim gå cha. Aber wenn ume dr Wirt chäm, ih muß wäger hei; si wüsse nit, wo ih bi." „Was wottsch mit ihm?" frug eine Stimme aus dem Dunkel hervor, in welches die zwei Weiber geraten waren, sie wußten nicht, wie.

„He dr Sacker!" sagte Anne Bäbi, „jetz wär ih bald erschrocke u ha fast gmeint, es syg e Geist!" „Nei wäger," sagte die Wirtin, „das ist ke Geist, då ist de z'handlige fürn e Geist u handlet z'gern um alles, was es isch; ih glaubti, er handleti um mi, wes erlaubt wär."

* * *

Fünftes Kapitel.

Wie eine Hebamme zu Ader läßt, um ein schweres Herz leichter zu machen.

Anne Bäbi meinte sich also je länger je mehr mit seinem Söhnisweib; nur eins wünschte es, da Mädi so oft vrblümts darauf rede, wie rahn (schlank und mager) es sei, daß dasselbe zunehmen möchte, und zu dem Ende sollte es toll essen. Aber Meyeli nahm eher ab als zu, sah leid aus, mochte immer weniger essen, klagte fortwährend über Zahnweh und wußte, wenn man von Ausreißen sagte, doch nicht recht, in welchem es sei, indem es ihm von einem in den andern schoß.

Das ganze Haus nahm Anteil an diesem Leiden und ärgerte sich ob Meyelis Abnehmen, nur Mädi machte eine Ausnahme, mit dem Munde wenigstens. Wenn es schon Zahnweh hätte, daß es ihm den Gring obe absprengte und es graduse brülle müßt, daß mes im Weltsche hinge ghörti, es luegti niemere nebe ume, u doch syg es o e Mönsch so gut as e angers. U zletscht sygs de ume nit emal Zahngweh, sondern öppis ganz angers, u die Göhle sinne nit emal dra.

So redete Mädi in seiner eigentümlichen Widerhaarigkeit; es konnte mit Recht sagen, Wüsttun sei sein Gutmeinen, denn was es an Linderungsmitteln kannte, gab es an und suchte es auf, und was es Meyeli zuvortun konnte, unterließ es nicht; denn es hatte Meyeli lieb, aber es wußte es nicht, und sein Maul war so gewohnt ans Widerbelfern und Aufbegehren, daß seine innigste Liebe keine Ausnahme machte. Anne Bäbi wollte nicht glauben, daß bei Meyeli öppis angers sei, und es wisse das doch besser als Mädi, wos nie selber erfahren habe, soviel emel es wüß, sagte Anne Bäbi. „Was erfahre!“ sagte dann Mädi, „soll das ghaue oder gstoche sy? Aber wenn is bigehrt hätt z'erfahre, wer weiß, ob ih nit so gut e Büri wär as mängi angeri, o Jere! U de wärs bös, we me dSach geng selber müßt erfahre, für z'wüsse, wies syg. Wenn ih scho nie i dr

Höll gsi bi, su weiß ih doch, wies öppe drin isch." „Das glaube ich wohl, aber das ist drum ganz öppis angers," sagte Anne Bäbi, „u Zahngweh han ih nie kes gha, ds Konträri, es het mr besseret drmit, aber überga han ih mi müsse e ganze Tag, es het mi duecht, es well nüt meh by mr blybe."

„Drum hets du on e leyde Bub gä," sagte Mädi. „E leyde Bub, was, e leyde, so chumm mr de notti nit, du — was du bist! Dr Jakobli ist ds schönste King gsi, wo me het welle gseh wyt u breit." „Ja," sagte Mädi, „won ih ne du zweggfutteret gha ha, aber afangs ist er nit größer gsi as e große Dumefinger; es hat eim duecht, emel dä sött nit fürcho, es hets o ke Mönsch glaubt." „Jetz schwyg mr de, jetz isch Zyt, sust frage ih de, wer ne sövli vrchaaret heyg, daß er ume eys Aug het, ih weiß, was dr Dokter mängisch gseit het." „Was het er gseit? Was? Was vrchaare? Sött ih öppe das sy? Säg ume, säg, ih wotts wüsse!" „Frag ne selber!" sagte Anne Bäbi, „er wird drs scho säge." „U, u, jetzt soll ich noch gar das sein, das Jakobli vrchaaret het, soll dSchuld sy, daß er halbbling isch; jetzt bhet mi niemere länger hier e ke Stung!" So heulte Mädi, ging indessen doch nicht fort, sondern ließ sich besänftigen, bald von Meyeli, bald von Jakobli.

Indessen war man durch diese Disputazen doch nicht klar über Meyelis Zustand, und derselbe schien sich noch zu verschlimmern. Zu den Zähnen kamen noch schwere Beine, Müdigkeit in den Gliedern überhaupt, eine gewisse Weichheit oder Wehmut; es duechte ihns, es müßte weinen ob jedem Wort, und wenn es sich nur einmal ausweinen dürfte so recht von Herzen, so wäre es ihm fast gleich, wenn es schon nachher sterben müßte, und doch mußte es wieder weinen, wenn es nur von weitem ans Sterben dachte.

Anne Bäbi focht mit Melissetee, so streng es mochte, aber es half nichts. Hansli mahnte, da Wagensalb hier nicht anzubringen war, an das Elixier. Es war noch ein Rest vorhanden, der ward Meyeli aufgenötigt, aber erst jetzt ward es ihm so recht ums Sterben. Es war ihm, als fahre man ihm mit einem Garbenknebel im Leibe

herum, als wollte endlich auch die Seele aus dem Leibe. Darauf ward es grusam schwach und manchmal bloß ab dem Spinnen fast gschmucht (ohnmächtig). Das könne nicht so gehen, erkannte man im Familienrat und wollte Meyeli zum Doktor schicken, aber es wollte nicht. Doktor kenne es hier keinen, sagte es, und so einem Stockfremden dürfe es nicht sagen, wie ihm sei, und zu einem Gütterler habe es kein Zutrauen mehr, seit jener seiner Base immer Besserung versprochen hätte, bis sie tot gewesen sei. Es sei alles ygricht auf dr Welt für e Bschiß, seufzte es, je eher man hinauskomme, desto wöhler gehe es einem, und begann zu weinen, daß man die Hände unter ihm hätte waschen können.

Anne Bäbi ward nicht wohl bei der Sache, es ging einmal wieder selbst ins Wirtshaus und forderte ein schönes Stück Fleisch. Bratis wär ihm recht, wenn sie hätten, sagte es, und eine Maß Wein vom besten. Ob sie Dorf hätten oder neuer franks, fragte die Wirtin. Da leerte Anne Bäbi sein Herz und jammerte, wie sie doch die ungfelligste Leute seien; kaum hätten sie angefangen, sich aneinander zu gewöhnen, so wolle es schon ga sterbe. „Du bist doch e Göhl!" sagte die Wirtin, „ga sterbe, jawolle! Es wird öppis angers sy." „Ja, wes das wär," sagte Anne Bäbi, „es wär mr recht, aber es ist das nit, kes einzigs Mal het es si müsse übergä, ih ha gut ufpasset, u wo ih mit em Jakobli gange bi, het kes Brösmeli welle by mr blybe. Es het mi mängist duecht, dr letzt Darm well obsig." „Das cha wohl sy," sagte die Wirtin, „aber geng ischs nit so. Glaub mr, ih ha sibe King gha, u de wäger bi mängem han ih mi kes einzigs Mal müsse übergä, und ds Esse het mi nie besser duecht als grad z'selbisch, und we me mr es Stoßbocki voll Kaffee gmacht hätt, ih hätt ne ustrauche."

Und nun erzählte die Wirtin die Geschichte aller ihrer sieben Schwangerschaften und überzeugte Anne Bäbi zuletzt, daß es etwas angers sein könnte. Wenn es dasselbe nur für gwüß wüßt, sagte es, su hätt sy Seel doch o wieder e weneli Ruh; dä Weg könns bald nimme schlafe. „Weißt du was, gang du zur Hebamme, es

ist bsungerbar e witzige Frau, die wird dr scho chönne drushelfe und säge, was es isch." „He ja, du hast recht," sagte Anne Bäbi, „das wird ds Witzigist sy; daß eim doch das nit selber cha zSinn cho!"

Wenn die Not über das Weib einbricht, welche Eva ihren Töchtern zugezogen, wenn das Weh kömmt, das man nicht näher zu bezeichnen braucht, um verständlich zu werden, da es das Weh aller Wehe ist, so bedarf das Weib einen Beistand, der seiner sich annimmt und zu glücklichem Ende das Weh bringt. Darum nennt der Deutsche das Weib, welches hilfreiche Hand bietet der Armen in ihren Nöten, Wehmutter, nicht weil sie des Wehes Ursache ist, sondern weil sie die Leidende in ihrem Weh pflegt mit mütterlichem Sinne, wie eine Mutter ihr Kind pflegt. Hebamme nennen wir sie, ein herrlich, bedeutsam Wort.

Unser Kind ist unser Schatz; für seine Kinder warf Winkelried sich in die Speere, für sein Kind tat Tell seinen Schuß, sein Kind ists, für das der Schweizer sein Vaterland wahret; aber auch sein Kind ists, dem er das Vaterland übergibt zur heiligen Hut. Wer das Kind ihm entbindet aus seiner dunkeln Kammer, es ihm darbringt zum ersten Kusse, der hat einen Schatz ihm gehoben, ist ihm hoch und wert; sie ist eine heilige Priesterin im Hause, und ein rauhes Wort wird ihr nie.

Sagefemme nennt sie der Weltsch. Wer stellt sich bei diesem Worte nicht vor eine wunderbare, luftige Gestalt, weiß, schwebend, geisterhaft, die erscheint und verschwindet, im Himmel und auf Erden wohnt, den Sterblichen Himmlisches bringt und Kunde von ihrem Treiben nimmt, Rat gibt, Hülfe leistet, die jenseits menschlicher Kräfte und Einsicht liegen? Weise Frauen waren die Priesterinnen der Alten, welche den Göttern dienten, den Menschen rieten, des heiligen Feuers warteten auf den Altären, das Leben des Menschen pflegten, wenn es verglimmen wollte in seinem schadhaft gewordenen Gehäuse. Und wer sollte wohl würdiger an ihre Stelle treten als die Sagefemmes, welche himmlische Gaben bringen den sterb-

lichen Menschen, Kinder aus Gottes Schoß, ohne welche das Leben nichts, die Erde bald ein großer Kirchhof wäre, welche das glimmende Leben pflegen mit kundiger Hand, daß es aufflammt und zu stätiger Flamme kömmt? Und stehn sie nicht an den Pforten, welche das Sichtbare trennen vom Unsichtbaren, auf der Schwelle, welche zwischen Gottes unendlichem Schoße und unsrer endlichen kleinen Wohnung liegt, über die er seine Kindlein sendet, welche er für diese Wohnung bestimmt hat? An diesen Schwellen stehen sie, die Sagefemmes, und empfangen in kundige Hände Gottes heilige Gaben, heben über die Schwelle sie, geleiten sie ins Leben ein. Wer wollte diesen Dienst nicht einen heiligen nennen, und wen, der ihm sich weiht, sollte er nicht heiligen?

In alten Zeiten verrichtete diesen Dienst, wen Gott dazu berief, wer der Not am nächsten war, wer das meiste Vertrauen der gesegneten Schwestern sich erworben hatte. Fürstinnen leisteten ihn ihren Dienerinnen, königliche Hände glaubten sich dazu nicht zu königlich, und lange ward er bei uns kein Gewerbe, kein Beruf, er blieb ein Freundesdienst, und noch jetzt wird bei uns manche Dorfschaft sein, wo der Dienst ein freiwilliger Dienst, wo die vornehmste Frau der Berufung sich nicht weigert, im allgemeinen Vertrauen eine Ehre findet und hohen Stolz darin setzt. Und allerdings ist es des Stolzes wert, wenn einmal, wenn der Vater sie heimrufet, alle Weiber weinen, alle Weiber fragen: „Wer wird jetzt unsere Mutter sein in unsern Wehen?"

Indessen fehlt an manchem Orte die weise Frau und die kundige Hand, die über die Schwelle dem Kinde half, und die kluge Sorgfalt, welche das glimmende Leben zu wahren und anzufachen, der Mutter das ihre zu erhalten verstand. Oh, es ist eine schwere Stunde, wenn im Tode ein Leben vom andern scheidet, und manche Mutter möchte dem sterbenden Kinde nach in den dunkeln Schoß der Erde, aber die Stunde ist noch viel schwerer, wo Leben vom Leben sich scheidet, aber nicht zum Tode, sondern zum Leben; und wie des Kindes Leben auflodert, glimmt der Mutter Lebensflamme schwächer und schwächer,

kömmt so gerne dem Erlöschen nahe, es ist, als wenn sie ihr Leben hingegeben, damit ein Kind lebe und Gottes Wunderwelt sich freue. Daher bedarf ihr Leben kundige Sorge so gut als des Kindes Leben; diese aber fehlt so oft, und rauhe Windzüge, die durchs Leben fahren und durch so viele Häuser, löschen so manches Leben aus.

Kinder sind des Staates größte Schätze, wie sie des Hauses reichste Gaben sind, aus den Kindern blühen die Kräfte auf, welche bessere Zeiten schaffen sollten, sie sind jedes Gemeindewesens höchster Zweck, und in welcher Kinderseele die größte, reinigendste Kraft verborgen sei, weiß der klügste Staatsmann nicht. Darum ist ein jedes Kinderleben von heiliger Bedeutsamkeit und eines jeden Kindes Tod ein schmerzlicher Verlust, dessen Größe niemand zu ermessen vermag. Sind dem Staate die Kinder so bedeutsam, so sind es ihm auch in ebendem Grade die geheimnisreichen Schatzkammern, in welche Gott seine Gaben niederlegt; der Mutter Leben ihm kostbarer als funkelndes Gesteine, als gelbes Gold. Darum begann er für kundige Hände zu sorgen, die Schätze zu heben, die Leben zu wahren, damit aus Mangel an menschlicher Hülfe oder durch unverständigen Beistand nicht Leben verloren gingen; er sorgte dafür, daß, was Menschen dabei tun können, gelehrt werde verständigen Weibern und Mädchen, er sorgte, daß Hebammen sowenig als möglich irgendwo fehlen möchten im Lande, Wehmütter, weise Frauen allenthalben seien. So ward dieser Dienst mehr und mehr zum eigentlichen Beruf, und zwar zu einem der höchsten und bedeutsamsten, der, wenn er auch nicht hoch emporragend im Staatsdienste, desto tiefer seine Wurzeln ins häusliche Leben schlägt, der, wenn er auch mit fremden Mächten nicht im Verkehr steht, weder Frieden schließt noch Krieg ankündet, desto mächtiger wirket in des Hauses innigsten Verhältnissen.

Wie in Waldesdunkel, wenn Blitze leuchten, Bäume brechen, der Pfad verloren ist, einem bebenden Wanderer wird, wenn eine Fee erscheinet, ihn schirmet und aus dem Dunkel führt, wie geheim-

nisvolle Schauer ihn durchrieseln und doch wieder Sicherheit und Ruhe ihm ins Herz zurückkehren, die Fee eine freudige Erscheinung ihm ist, an deren Hand er getrost durch das Dunkel geht: so etwas Ähnliches geht auch im Weibe vor, wenn die Hebamme ihm erscheinet. Wie manches „Gottlob!" hat sie empfangen, wenn sie eintrat zu einer Türe, und es war fast in der angstvollen Stube, als wie es war auf dem See Genezareth, als im Sturme der Herr sich erhob und auf seinen Wink Wind und Wellen sich legten. Wenn die rettende Fee später erscheinet und nicht in Stunden der Angst, so bringt sie Freude, es ist, als ob ein heller Schein über des Menschen Wesen fahre, als ob dessen Herz ihr entgegenspringen wolle; so haben es so viele Weiber mit ihren Hebammen und selbst sehr vornehme Weiber.

Ist eigentlich ein Weib vom andern unterschieden in den Stunden ihrer Angst, und ist die Hebamme dem reichen oder dem ärmsten von mehr oder minderem Werte? Die Königin ist so hülflos, so hülfsbedürftig, so zagend, so unendlich froh über eine Mutter in der Not als das ärmste Taunerweib.

Aber, je einsamer ein Weibchen ist in seinen Lebensnöten, je ärmer in seinen Umständen, desto weiter wird der Kreis, in welchem die Hebamme hülfreich wirket. Sie sorget für seinen Bedarf, für Hüllen, das Kind zu empfangen, sie läßt es erwarmen im Leben, sie sorget für eine Suppe, daß die Mutter wieder erwarme zum Leben, sie gibt ihm ihre Räte, sie gewährt ihm Trost, zeigt ihm, wie an andern Orten noch viel größer das Elend sei, sie ist seine Fürsprecherin, und mit dem Schlüssel zu soviel Herzen in der Hand öffnet sie ihm die, welche sie milde erfunden hat für fremde Not.

Aber auch wo keine Leibesnot vorhanden ist, ist sie Freundin als weise Frau, und wenn sie erscheint, glänzen der Bäurin Augen, als wenn Gabriel der Erzengel erschienen wäre in eigener Person, der beste Kaffee wird gemacht und dazu, was das Haus vermag, und dann im Hinterstübchen ein vertrautes Wort gesprochen. Was es niemand sagt, was der Mann, die Schwester nicht vernehmen,

die geheimsten Dinge der Ehe oder des Herzens, vernimmt die Hebamme, auf ihren Rat kömmt das Wichtigste an. Es kömmt der Bäurin hinter dem trauten Kaffee vor, als sei die Hebamme für sie allein in der Welt, und als liege sie, die Bäurin, ihr alleine am Herzen, und als könne sie ihr deretwegen alles sagen, was in ihrem Herzen sei, noch viel besser als dem lieben Gott. Und, je mehr zum Trost und zum Vergessen ihr die Hebamme von hieher und von dorther zu sagen weiß, und wie es in dieser Haushaltung und wie in jener zugehe, desto weniger denkt sie daran, daß die Hebamme auch noch eine andere Freundin haben und auch in einem anderen Hinterstübli sitzen und ihre gegenwärtigen Mitteilungen dort zum Trost und Vergessen auftischen könnte, sie vertraut ihr unbeschränkt.

Und wenn etwas zwischen ihr und ihrem Manne ist, so ists die Hebamme, welche es vernimmt; sie ist die natürliche Mittlerin in gar vielen Dingen zwischen Mann und Weib. Wie manchen Mann hat nicht schon die Hebamme nebenausgenommen und ihm gesagt: „Los, bis doch nit son e Uflat, los, du mußt doch o Vrstang ha; sinnist dann gar nichts? Denk o a dyni arme King, u we d scho e Hübscheri, un e Rychi wieder überchämist, was hättisch drvo, we de dr dyr Lebtig es Gwüsse mache müßtist? U de ist de scho mänge gsi, die zweuti het ihm die ersti wieder gutgmacht, u scho mänge het by mr pläret u het gseit, wenn er die ersti wieder lebig mache chönnt, es duech ne, es reuti ne kes Geld nüt, er wett alles gå, was er hätt. Aber so gangs em Mönsch: we me nie zfriede syg, su werds eim ytriebe; mi wüß, was me heyg, aber nit, was me überchömm."

So lesen die Hebammen den Männern die Kapitel, wie sie ihnen niemand liest, und sie alleine können es, denn selten hat je eine ein rauhes Wort von einem Manne erhalten; eine Art von Zauberschild schützt sie, und wenn je ein Wort, so wird das ihre respektiert. Darum empfangen sie aber auch Opfer, Priesterinnen gleich; leer gehen sie nicht oft aus einem Hause, es müßte denn wirklich nichts

in selbigem vorhanden sein; sonst wandert etwas unter das Fürtuch oder ins Körbchen, und manches fliegt noch ins Haus, sie wissen kaum, woher.

So ist ihre Stelle, sobald sie nur wollen, sobald sie Wehmütter, Hebammen bleiben, als weise Frauen sich bescheiden wollen mit dem, was ihnen zugewiesen ist, mit dem, was sie verstehen, mit dem, was an sich so hoch und herrlich ist. Aber, wie gesagt, wo etwas Herrliches ist, da legt der Teufel seine Eier hinein, und die Zeit brütet sie aus, und was so vielen ein Stein des Anstoßes ist, warum sollten die Hebammen, die am Ende doch wieder nur Menschen sind, sich nicht daran stoßen? Und das ist der Mißbrauch ihrer Stellung, und das ist der Hochmut.

Davon will ich nicht reden, daß es welche gibt, die dem Tode die Hand bieten, nicht dem Leben, welche aus dem Dienste Gottes in des Teufels Sold hinübertreten, Sünde und Frevel sündiger Menschen decken oder fördern. Dunkler Macht sind die verfallen; ihre Hände verdienen zu verdorren und ihre Seelen den ewigen Brand, ihre Nächte sollten füllen sterbender Kinder Todesseufzer und des Tages sie verfolgen die Angst vor dem eigenen Schatten, dem sie nicht zu entrinnen vermögen, solange es Tag ist, sowenig als ihre Seele dem Teufel, solange eine Hölle ist. Es ist aber auch nichts grauenvoller als so ein Untier von Weib, das schon von Natur von Gott zum Schutz hülfloser Wesen bestimmt ist, das nun noch vom Staat dazu privilegiert ist und seine lästerliche Hand an Kinderleben legt, Kunst und Vertrauen dem Morde weiht; für ein solches Untier ist keine Strafe zu hart, kein Fluch zu fürchterlich und keine Verdammnis zu schauerlich.

Ich will hier auch nicht reden von denen, welche das Vertrauen mißbrauchen, Weiblein verraten oder verführen, den Frieden zwischen Männern und Weibern, zwischen Nachbaren und Nachbaren stören, die bösen Geister spielen in ihrem Bereiche und Gift ausspritzen auf den Wegen, die sie wandeln. Es geschieht natürlich hier auch wie in allen andern Berufen, daß um des Vorteils willen, oder

weil ihr Verstand diese Richtung hat, Menschen einen Beruf wählen, zu dem sie gemütlich durchaus unfähig sind; Kenntnisse halber muß ihnen das Recht, ihn auszuüben, erteilt werden, ja in mannigfacher Kunde und Fertigkeit mögen sie hervorragen unter ihren Berufsgenossen, und dennoch wird das Recht, das sie erhalten, der Beruf, der zum Schutz oder Heil der Menschheit geordnet und geschützt wird, zum zweischneidenden Dolch, mit welchem sie in den Herzen der Menschen wühlen.

Dies geschieht im Hebammenstand nicht mehr als in allen andern Berufen; aber eines ist, das bei ihnen mehr geschieht als anderswo, allfällig die Apotheker ausgenommen, welche in diesem Punkt auch Vögel sind. Apropos von Vögeln: wie doch die Apotheker schreien wie Elstern, wenn sie nesten, sobald in ihrer Nähe eine Apotheke errichtet, in ihre Rechte soll gegriffen werden! Und wenn einer aus ihnen dem Doktor ins Handwerk pfuschet und die Herrn Provisors unter der Hand mit Salben und Tränkern fechten wie Ketzer, was sagen sie da?

Gar viele Hebammen bleiben nicht mehr Sagefemmes, sondern überschreiten die Schranken, welche ihnen gezogen sind, wagen sich in Gebiete, die ihnen durchaus unbekannt sind, wo sie nichts sehen und nichts als tappen, ungefähr wie die Kühe werden getappet haben während der ägyptischen Finsternis.

Der Hebamme ist ihr Gebiet und die Zeit ihres Wirkens durch Gesetz und Natur ziemlich scharf begrenzt; wenn sie will und bescheiden bleibt, sie kann nicht irren.

Ehe die schwere Stunde kömmt, ist die Hebamme nichts als eine weise Frau; mit guten Räten kann sie beistehen, unerfahrnen Weibern sagen, was andere von Mutter und Großmutter vernommen, vor Unbesonnenheiten warnen, zur Vorsicht mahnen und zum Arzte schicken. Kömmt ihre Zeit des Wirkens, so schreibt die Kunst ihr Tun ihr vor und bezeichnet genau wieder die Umstände, wo sie nicht mehr genügt, ein Kundigerer zur Stelle muß. Ist das Kind geboren, sind die Umstände, wie sie sein sollen, so hat sie mit Sorg-

falt und Treue beide Leben zu wahren und besonders darauf zu achten, ob keine Störungen eintreten, Gefahr verkündigende Zeichen sichtbar werden. Und wo sie solche Zeichen sieht, da hat sie dem Arzt sie zu zeigen, denn sie selbst ist weder unterrichtet in der Heilkraft der Mittel, noch vermag sie zu beurteilen die Bedeutsamkeit der Gefahr selbst noch ihre eigentümliche Gestaltung in der Natur der Kranken, deren Kraft und Schwäche, deren Eigentümlichkeit überhaupt. Es hat keine Hebamme zu mitteln und zu doktern, sonst wird sie zur unweisen Frau und weiß nicht, wie schwer sie sich versündigen kann.

Nun gibt es aber eben viele Hebammen, sie bannen sich in diese Grenzen nicht, halten sich nicht in ihrem Gebiete, überheben sich, fallen in Dünkel und Sünde, ja es gibt deren, sie heben sich über den Arzt, urteilen über ihn, als wenn sie sein Professor und er ihr Zögling gewesen wäre, suchen das Zutrauen zu ihm zu schwächen und dasselbe sich selbst zuzuwenden, und auch die besten können sich selten enthalten, wenigstens Ader zu lassen oder zu schräpfen nach Lust und Belieben, und wann und wo es sie ankömmt. Es mag zuweilen sein, daß eine ältere Hebamme in einzelnen Hand- und Kunstgriffen erfahrner ist als ein junger Arzt; das macht sie aber nicht zum Doktor, sowenig einer ein Gelehrter ist, wenn er Bücher binden oder abstäuben kann.

Es soll in der Medizin gehen wie in der Theologie. Was eine Zeitlang die Gelehrtesten trieben, das soll ihnen erleiden und dann nach und nach runterkommen von den Gelehrtesten zu den Gelehrten, von den Gelehrten zu den Halbgelehrten und endlich von den Halbgelehrten unter das Volk, unter den Pöbel, zu den Quacksalbern und Hebammen und da hängen bleiben. So geht es ja auch mit den Moden: von der Hofdame gehen sie zur Edeldame, von der Edeldame zur Madam, von der Madam zur Mamsell und von der Mamsell zur Jumpfer, an der Jumpfer bleiben sie teilweise hängen, teilweise schleppen sie sich noch bis aufs Gassengesindel herab und zu den Kellermägden.

So soll zum Beispiel unter den größern Medizinern einst das Blutlassen Mode gewesen sein und für alles gut und das Blut herumgesprützt haben, als ob in jedem Hause ein halbes Dutzend Sprützbrunnen wären, und ein andermal soll es Mode gewesen sein, die Leute alle Fingers lang zu purgieren und zu laxieren, daß ein Krachen und ein Bühren gewesen sei, daß man auf der Welt sein eigenes Wort nicht mehr verstanden hätte. Beides erleidete den Gelehrten bald, nach und nach auch den Halbgelehrten, aber beides spukt dato noch unter dem Volke, den Krämern und Hebammen, beides scheint so natürlich, daß männiglich damit hantiert nach eigner Lust und auf eigene Faust. Was rauslaxiert und -purgiert wird, ist das nicht der unflätigste Uflat, wo es geben kann, und je mehr der Gattig aus dem Leibe ist, dest besser muß es sein, dest reiner und appetitlicher wird der Leib. Laxieren und purgieren kann also nicht nur allweg nicht schaden, sondern muß nützen, und je stärker, dest mehr: so räsoniert man.

Im Blut aber stecken deren Teufelchen in Menge, die einen beißen, die andern machen sturm, die dritten kurzen Atem und die vierten schlotternde Glieder. Diese Teufelchen muß man bändigen, austreiben; je mehr böses Blut raus ist, dest besser, und da bekanntlich ein Teil der Speisen in Blut sich verwandelt, so muß doch natürlicherweise von Zeit zu Zeit das alte rausgelassen werden; wie Tüfel sollte sonst zuletzt alles Platz in unserm Körper haben!

Man denkt auch hier nicht daran, daß Gott fürs rechte Maß gesorget habe bei dem Menschen wie bei dem Tiere, und man weiß nicht, daß einige Stunden, nachdem man zu Ader gelassen, man schon wieder gleich viel Blut hat, nur schlechteres, es ist, als ob man Wasser in Wein getan. So laxiert und purgiert, schräpft, läßt man zu Ader nach Herzenslust, läuft zum Krämer und holt eine Laxierig, welche Apotheker dort im Verlag haben, so gleichsam selbstgestiftete Filiale ihrer privilegierten Apotheken, oder läuft zur Hebamme, läßt schräpfen oder Blut raus. Wenn die erste Elster im Sommer sich wieder zeigt, so geht das Blutlassen, daß es ein Graus ist. Die

Elstern mausen sich nämlich im Sommer wie die andern Vögel, verschwinden aber während dieser Zeit, man weiß nicht, wohin; eine Zeitlang sieht man keine einzige mehr. Sobald sie sich wieder zeigen, was gewöhnlich einige Tage vor oder mit dem Eingang der Hundstage geschieht, da soll man zu Ader lassen. Wenn daher die erste Elster sich zeigt, potz Blitz, wie da die Weiber laufen, wer zuerst! Und wohin sie laufen, da läßt man ihnen zu Ader für ein Batzen oder zwei, und keiner denkt, wie er damit sich versündigen könne, und was er für eine Verantwortung auf sich lade. „He, e wenig mehr oder e wenig minger Blut, was wett das mache!" sagt er.

Jüngst wurden beide Methoden des Abführens und Abzapfens auf geniale Weise in Verbindung gebracht, wie es kaum dem Doktor Eisenbart in Sinn gekommen wäre. Es schnitt sich nämlich einer mit einem scharfen Instrument in den Schenkel, traf eine Ader, und das Blut sprützte heraus wie aus einer kleinen Röhre, fast fingersdick. Die Blutung verstund man nicht zu hemmen, und statt den Tourniquet anzulegen oder auf andere Weise zuzuringgeln, um des Blutes Umlauf zu hemmen, was machte man? Man machte ihm noch ein Loch, das heißt, man ließ ihm zu Ader. Man wird entweder gedacht haben, je mehr Löcher man mache, desto eher höre die Blutung auf, oder aber man hat sich das so gedacht wie bei einer Wässerung, wo man das Wasser auch durch einen andern Graben reiset, wenn man den einen Graben flicken will. So wird das Blut zum neuen Loch haben herauslaufen sollen, im ersten Loch aber aufhören zu fließen. Zu gleicher Zeit gab man dem blutenden Patienten noch ein Abführungsmittel, wahrscheinlich, um einen Gegenreiz zu verursachen oder die Bewegung noch gegen ein ander Loch zu ziehen oder aber zu verhindern, daß die noch im Leibe sich befindenden Speisen sich ebenfalls in Blut verwandelten, kurz, wegen etwas muß es gewesen sein. Die Kur gelang auch prächtig, die Blutung hörte total auf, kein Tropfen Blut floß mehr, weder aus dem einen noch aus dem andern Loche;

fatalerweise stund bald darauf, man weiß nicht, warum, der Puls still, und das Herz hörte auf zu schlagen, der Patient hatte wahrscheinlich innerlich einen Fehler am Herzen gehabt. Wenn das nicht zufälligerweise dazugekommen wäre, der arme Bursche lebte dato noch, und die Wissenschaft und die Kombination hätten einen ihrer schönsten Triumphe gefeiert.

Das hat keine Hebamme getan, aber ähnliche Grundsätze stecken doch den meisten im Leibe und veranlassen sie nur zu oft, bei Weibern, die guter Hoffnung sind, zu einer Vorkur. Eine Hebamme besucht je zuweilen ihre Kundsame, wie schon gesagt, hört sie klagen, und welches Weib in solchen Umständen hätte nicht seine Beschwerden! „Du mußt dich leiden," heißt es dann, „ganz helfen kann ich dir nicht, aber öppe, daß es mingeret un de chast drby sy, will dr Blut usela, un de öppe bald no einist; wes di nüt nützt, su schadts emel nüt, ds Blut usela isch geng gut u schadt nüt. Un allweg hest emel de e liechteri Kindbetti, un es isch minger gfährlig wegem Blute."

Es herrscht nämlich eben dieses Vorurteil, daß, je mehr man Blut herauslasse, desto leichter sei das Gebären, und, je weniger Blut eine habe, desto weniger riskiere sie Blutstürze, dest minger Druck heyg ds Blut. So wird dann geaderlasset in die Kreuz und in die Quer, bald am Fuß und bald am Arm, und allerdings ist noch ein artiger Nebenverdienst dabei. Nun ist aber die Sache ganz einfach, daß ein Mensch desto schwächer ist, je weniger Blut er hat, und wer hat größere Kraft wohl nötig in seinen Nöten als das Weib, und welche Weiber erliegen dem Kampf in dieser Stunde am meisten, die starken oder die schwachen? Und hinwiederum, wer ist den Blutungen mehr ausgesetzt, schwache oder starke Personen?

Blut auslassen ist eine gefährliche Sache, und wann sie vorzunehmen, versteht weder ein Babi noch eine Hebamme. Meinen es aber; sind halt auch im Seminar gewesen, und, s'ist halt eine böse Zeit von wegem Hochmut. Es mag einzelne Fälle geben, wo das Blutlassen bei einem Weibe in diesen Umständen gut ist, es mag Naturen geben, welchen es wohltut, aber darüber zu entscheiden, ist

nicht Sache der Hebamme; denn die Hebamme weiß weiter nichts vom Menschen, nichts vom Mittel, sie weiß nur: einmal war das und das gut, und also wird es allemal gut sein, schließt sie, und dieser Schluß ist gerade so dumm, als wenn einer sagen wollte: „Einmal brach einer ein Bein, da nahm man es ihm ab, also muß man alle Beine, welche gebrochen werden, abnehmen." Würden sich schön bedanken, die Menschen, über eine solche Logik.

„Allah ist groß," sagt der Türk, „groß ist die Kunst," sagt der Arzt, und allerdings ist sie es, und die weiß, wann gegen besondere Gefäße ein zu mächtiger Blutandrang ist, sie weiß, ist er abzuleiten oder nicht, und wohin er abzuleiten, und bei welchen Naturen dies möglich ist. Daraufhin ist die Hebamme nicht brichtet, und ihr Verstand geht nicht weiter; geht sie aber eben zum Schluß: einmal hat man einem, der aus der Nase blutete, zu Ader gelassen, also muß man einem aus der Nase Blutenden zu Ader lassen, und was in zwei Fällen gut sein mag, tut sie in allen hunderten, so ist sie eben ein Babi. Und wenn ein Arzt nicht tut, was sie im Gring hat, wird sie sagen, er sei ein Esel, und wenn er einmal schräpfen läßt, wo sie einmal gehört, daß Blutegel angewendet worden, so begehrt sie auf wie ein Nachtwächter, und wenn sie einmal für eine Sache am Fuß zu Ader gelassen, so bringt sie kein Gugger dazu, das oben Blutigel anzusetzen — sie kennts.

Sind einmal die Grenzen eines Berufs überschritten, so sind keine Schranken mehr; es gibt nicht nur Vorkuren, sondern auch Nachkuren, nicht nur Blutlassen, sondern auch Tränker und sonstige Mittel, und zuletzt baggelt die Hebamme nicht nur am Weibervolk herum, auch am Mannevolk, an allen Kindern laxiert und purgiert sie, wie es sie eben ankömmt; sie, die des Arztes treuste Dienerin sein sollte, wird dessen giftigste Feindin. Wohlwollende Schonung des Weibes hat dafür gesorget, daß weibliche Hände kunstfertig bereit seien zu seiner Hülfe. Der Staat hat für seine Mütter gesorget, aber jetzt mißbrauche man seine Güte nicht, ehre seinen Willen und erkenne die in der Natur der Sache und der Hebamme liegende Begrenzung!

Es ist ein sehr schönes Verhältnis, und für Mutter und Kinder ein sehr heilsames, wenn die Hebamme die in jeglicher Beziehung höhere Stellung des Arztes anerkennt, ihn benachrichtigt, sobald Zeichen der Gefahr sich zeigen, über deren Verlauf wachet, wachet, daß der Wille des Arztes herrsche über Bett und Wiege, wenn sie des Arztes Auge ist, das am Bette sitzet, und treuen Bericht zu geben weiß über alle Vorgänge. Aber mehr und mehr scheint auch das leidige Emanzipationsfieber über sie zu kommen, das Haschen nach der heutigen Selbständigkeit, das Trachten des Knechtes, der sich über seinen Herrn setzen will, der Hochmut, der, weil er den großen A kennt, sich einbildet, er habe nicht nur das Pulver ersinnet, sondern sogar das ganze A B C von A bis Z.

Man sollte glauben, der Staat könnte hier ein kurzes Ende machen und Annelisi oder Marei sagen: „Bis hieher und nicht weiter! Und gehst du weiter, so setze ich dich ab und stelle dich wieder ans Spinnrad oder an den Mistkratten, denn ich bin es, der dich hat lernen lassen, und zwar unentgeltlich, und damit Punktum!" Wenn der Staat so ganz kurz Recht und Pflicht übt und überall gleich, es wäre bald wieder Ordnung und jedes wieder an seinem Platz.

Aber für was wären dann Rücksichten und Ansichten? Ich frage. Und wenn der Staat der Tschalpi der Pintenwirte wird, warum sollte er nicht ebensogut der Trappi der Hebammen sein? Aber wohlverstanden, verstehe ich unter Tschalpi und Trappi weder den Großen, noch gar den Regierungsrat, Gott behüte mich vor solchen Greueln.

Wenn meine Frau oder meine Sohnsfrau eine Hebamme hat, oder wenn die Hebamme meine eigene Freundin wäre, und ich wäre hoch oben am Brett, sollte ich da nicht Rücksichten für sie haben können? Ich möchte doch fragen, was mehr sei, regieren können oder Rücksichten haben, und wenn mir das Recht zum Regieren gegeben ist, so ists eben deswegen mir erlaubt, zu machen, was ich will, und also Rücksichten zu haben, für wen ich will.

Und wenn ich Gerichtspräsident oder Regierungsstatthalter wäre, und ich hätte die Ansicht, daß man die Leute nicht plagen sollte, daß jedem erlaubt sei, zu machen, was er wolle, heute zu predigen und morgen zu doktern und übermorgen Geschäftli zu machen, sobald er mir immer den Hut abziehe, „Hochgeachter Herr!" sage und nicht in meinen grünen Sessel begehre, so möchte ich doch fragen, ob mir, dem „Hochgeachteten Herrn", nicht erlaubt wäre, diese Ansicht zu haben? Den möchte ich doch sehen, der zu mir käme und mir sagte: „Herr Regierungsding, Ihr seid ein Tropf und dumm dazu; wenn das regieren heißt, so heißt f..... musizieren." Oder gar den möchte ich sehen, der mir zumuten wollte, ich sollte ein schlechter Kerl sein und gegen meine Überzeugung, gegen meine Ansicht stimmen; der müßte mir in den Bärengraben auf der Stelle oder gar in eins der Löcher, in die man Menschen steckt und ihnen deswegen „Käficht" sagt, wo aber nicht einmal die Wentele gerne bleiben. So würde ich reden, wenn ich Regierungsding wäre, potz Hagel! Es ginge also den Hebammen gut, wenn ich ans Brett käme, es wäre also ihr Vorteil, wenn sie ihren Kredit aufböten, mir mit einem schönen Amt, wo man das Recht zu Rücksichten und Ansichten hat, als wie mit einer währschaften Wurst das Maul zu verschoppen.

Zu einer solchen Hebamme sandte die Wirtin Anne Bäbi, und Anne Bäbi glaubte der Wirtin und machte sich mit Freuden zu ihr auf den Weg. Wenns nur das war, so war sein Kummer weg, und es hatte die Aussicht, Großmutter zu werden, und das ist halt Weiberschwachheit: wenn eine nicht mehr die junge Frau machen darf so recht herzhaft, so wird sie nichts lieber als Großmutter. Da ist sie dann wieder was Neues und ist imstande, wenn sie es recht anstellt mit Flattieren, Lebkuchen und Täfelene, einen neuen Hof um sich zu versammeln, ihre Großkinder alle, und aus jedem Großsohn einen treuen, zärtlichen Liebhaber zu machen. Weiber geben nämlich das Liebhabern erst mit dem letzten Atemzuge auf.

Die Hebamme, zu welcher Anne Bäbi ging, war gar berühmt

und nicht von den bösen eine. Sie war eine Friedensstifterin, dokterte eben aparti nicht und namentlich das Mannevolk nicht, aber wenn sie mit Aderlassen oder Schrepfhörnlene zwegkommen konnte, so hätte dr Tüfel se nit epha.

Als sie Anne Bäbi gegen das Haus kommen sah, fuhr ihr ein Freudenstrahl durchs Herz. Sie erriet den Handel gleich, und ein gutes Haus und eine junge schöne Frau darin, das ist für eine Hebamme ungefähr, was ein kleines Kapital, welches sie am Zins hat. Indessen hielt sie sich wie üblich nicht dafür, sondern sagte das Gegenteil von dem, was sie dachte. „Geh, sieh," sagte sie zu ihrer Tochter, „was die will! Öppe hoffetlig ke Kindbetti, sust erleideti es mr de afe bald, drbyzsy. Ke Ruh meh ha, dr Tag nit u zNacht nit. Ih wett lieber dKundsami abgä as dere neu aznä. Das ist mr doch es schießigs Züg, daß geng alles ume zu mir wott; es sy angere o noch, gange si zu dene, u wie wäre die grusam froh, wenn neuer chämti!"

Das sagte sie nun Anne Bäbi nicht, sondern empfing es mit dem Spaß, daß, wenn sellige Weiber die Hebamme noch nötig hätten, so möchten sie nicht mehr alles gferggen, und wenn ds Halb mehr wären, so wären noch immer ds Halbe zwenig.

„Häb nit Kummer!" sagte Anne Bäbi, „ih wott di nimme plage für mi, ih überla das jetz angere; aber ih chumme für mys Sühniswyb, du wirst o scho von ihm ghört ha."

Nun erzählte Anne Bäbi Punktum alle Umstände, wie vorhin der Wirtin, und dann was diese ihm gesagt, und was es ihr wieder gesagt, u du was si gseit het, u was es wieder gseit heyg, und jetz nehms es wunger, was dHebamme säg.

Die machte ein sehr weises Gesicht und sagte endlich: „Los, Bstimmts cha ih dr da nüt säge, bis ihs selber gseh ha; es cha das sy, es cha äys sy, bi junge Wybere isch das gar wunderlig, es isch scho mänge gschichte Doktor bschisse worde. Mir, ih muß es säge, hets öppe nit grad gfehlt. Ih glaub, es syg neuis angers, du weißt, was wett me bi junge Wybere angers erwarte sy as grad das! Aber de chas e Uszehrig o sy, mi weiß es nit.

Allbets het me neue vo sellige wenig gewüßt, dLüt syn ech neue erst gstorbe, wes het müsse sy, un Lüt hets gä no bi mym Bsinne, die, es weiß ke Mönsch, wie alt worde sy. Aber mit de hütige Lüte isch neue nüt meh, es git ume no so Blütterlüpfe; u bsungerbar dMeitli dueche mi, syge afe ume so Spinnhubbele, ume so für e Sunnde oder hinger ds Glas; aber dr Werchte u dSunne ma neue bald afe keis meh erlyde, u wenn eini es King ha soll, so meint si, si müß zweumal sterbe, u we si drvochunnt, so mahnt si eim grad an e lebige Schneeflocke, dere me Bei ungere gmacht het u so desumelauft. Allbets isch das nit so gsi, da hei dWyber dKing neue übercho, si hey si desse ume nit viel gachtet. Mengi het chum nebeumegluegt un ihri Suppe selber gmacht u het dr Tag dur gankt wie Ketzer un e Kopf gha wie es jungs Meitschi, wes dr erst Kilter gha het.

Nei, es ist neue nüt meh, jetz wott alles sterbe u ghet si, wie wenn me se lätz gmacht hätt; u wenn eini drvochunnt, su sött me ere siebe Jahr lang dr Wy wärme u ds Brot bäye. Drum los, Anne Bäbi, cha ih dr nüt säge, ume so vom Ghöre; ih muß die Jungi selber i dKur (dSchul) näh u de öppe no selber luege. Die nächste Tage chumme ih byn ech vorby u will de zuchecho; ih leu se afe grüße, u si soll si nume afe dry schicke, das gang eso, we me ghüratet syg."

Mit bangem Herzen wurde die Hebamme erwartet, und als sie kam, fand sie es, wie sie geglaubt hatte, und verkündete ihnen, daß sie nicht Kummer haben sollten, öppe nach Pfingsten werde es schon bessern. Aber Blut usela chönnt nüt schade, das mache Meyeli leicht auf dem Herz; wenn der Sommer komme, so könne man noch einmal.

So geschah es, und Freude war im ganzen Haus; sogar Mädi sagte halblaut, daß es hören konnte, wer wollte, wenn das nicht wäre, es behielte es kein Mensch länger da; aber wer de zu dem armen Würmli z'luege dr Vrstang hätt, wenn es nicht da wäre? Auch Meyeli freute sich, und eine Fröhlichkeit sprudelte aus seinem Herzen, an dem die ganze Haushaltung teilnahm. Jakobli verlor sein träu=

merisch Wesen mehr und mehr; Anne Bäbi brummte weniger, denn es hatte für das Großkind zu sorgen, und niemand widersprach ihm dabei; ja es mußte manchmal selbst herzlich lachen und sagte dann Meyeli: „Du bist doch e Lachgöhl, aber wart, es wird dr o no angers cho, we de de einist pläre mußt, was de jetz lachist, du hesch es de, es zahlt si alles uf dr Welt."

Anne Bäbi kannte die Fröhlichkeit nicht, die eine andere Quelle hat als Leichtsinn und junges Blut, und wie hier Sonne und Regen einander aufwägen, so meinte es, Lachen und Weinen gleiche sich ebenso aus. Das ist eine Meinung, aber keine Regel. Gibt es nicht an andern Orten einen Himmel, der selten sich trübt, sollte es nicht ebenso Gemüter geben, über denen ein heiterer Himmel immer beständiger wird, sich immer klarer wölbet? An den Wolken am Himmel kann der Mensch nichts machen, aber den Wolken über seinem Gemüte zu gebieten, fände da nicht jeder Mensch in sich die Macht, wenn er sie suchte?

Indessen weinte Meyeli doch auch, aber es verbarg es, so gut es konnte; es kam ihm manchmal so bang übers Herz, daß es weinen mußte, es mochte wollen oder nicht. Das geschah ihm besonders des Sonntags, wenn die andern in der Predigt waren, oder wenn es nachmittags alleine war, und, je mehr der Frühling grünte, die Bäume blühten, desto mehr nahm sein Bangen zu. So schön ward alles um ihns, „und wer weiß, sehe ich das noch einmal, wer weiß, ob ich übers Jahr nicht schon gestorben bin, vielleicht weiß man dann sowenig mehr von mir, als man von den jetzigen Blüten weiß? Und doch, wie lebte ich so gerne, und warum jetzt sterben, wo es mir so wohl geworden, wo ich so glücklich bin?" So dachte es bei sich.

Es stieg vor Meyeli auf sein Glück in vollem Glanze, die Liebe, die es genoß, das gute Leben, das ihm geworden, stieg ihm auf Haus und Hof und die Anwartschaft, alles sein nennen, alles regieren zu können, es, das vor kurzem noch so ein armes Mädchen war ohne Liebe, ohne Kleider, ja ohne Plätze, seine Hüdeli zu flicken. Das alles stellte sich vor sein Auge und glänzte immer schöner, und immer

sicherer meinte es zu fühlen, daß es sterben, daß es die schwere Stunde nicht überleben werde. Das seien Ahnungen, meinte es, und die täuschten nicht; vielen Leuten kämen sie als sichere Todesboten, und darauf zählen könne man, daß sie in Erfüllung gingen. Es ward ihm dann fast ebenso elend und weh zumute wie damals, als es auf dem Steine saß, das Bündelchen neben sich, und nicht zum Hause durfte, und schwerer ward ihm das Aufrichten, und keine Sternschnuppe fuhr an heiterhellem Tage an ihm vorüber. Wenn dann seine Leute heimkamen, Jakobli zu ihm trat, so war es ihm, als müßte es sich fest an ihn klammern, so fest, daß Gott es nicht wegreißen könne von dessen Herzen; es ward so weich und innig, als ob es die nächste Stunde Abschied nehmen müßte, daß es Hansli oft die Augen übertrieb.

Man borgete ihm immer mehr mit Speis und Arbeit. Erdäpfel wollte man es keine mehr essen lassen, ungsung, meinte man, seien die, öppe gut für die, denen nichts fehle. Die guten Erdäpfel müssen sich böse Nachreden gefallen lassen. Wenn mich Mädchen und Weiber nicht dauerten, welche jahraus jahrein nichts als Erdäpfel kriegten, wenn sie den Männern nicht den Glauben beibringen könnten, die Erdäpfel seien ungesund besonders zu gewissen Zeiten, so hätte ich Lust, die armen Erdäpfel in Schutz zu nehmen.

Im Garten ließ man es mit dem Meyenzeug fechten und zur Not Kraut säen; aber aufs Feld wollte man es nicht nehmen, man hätte es angeri Jahr auch gemacht ohne ihns, es werde dieses Jahr auch gehen, bsungerbar da auch Jakobli helfe, noch nie so, und ganz halb Tage schaffe, mi gseh fry ke Ungerscheid meh zwischen ihm u am ene angere Mönsch. Sy Schwiegere, sagte Anne Bäbi, chönnts de öppe nit i alle Stücke rühme, e Zwänggring heyg die gha, es heyg fry no kene so atroffe, es syg o besser, mi schwyg drvo; aber das müß es säge, wo es so zweg gsi syg, si heyg ihm o borget u syg minger wüst gege ihm gsi; es wüßt nit, warum es nit no meh öppe zum Sühniswyb luege sollte, vrglych es sich doch noch lange nicht mit seiner Schwieger.

Als Pfingsten kam, ging Meyeli zum Nachtmahl. Gar manches Weib, das Gott ein ganzes Jahr, vielleicht zwei, drei Jahre lang vergessen hat, geschaltet und gewaltet hat über Kinder und Haus nach eigenem Belieben, die Welt im Herzen getragen und keinen Platz dann hatte für Gottes Wort und Willen, den Sinn gestellt hatte auf irdische Dinge und verstocket gewesen war für alle bessern Regungen wie Pharao, dem kömmt es doch endlich wieder, daß Gottes Hand alleine es sei, die das Leben bewahre, den Tod sende, die es wohlbehalten führen könne durch der schweren Stunde große Not; es fällt ihm doch wiederum ein, daß das Recht am Himmel, das Erbe des ewigen Lebens das größte Recht, der beste Schatz sei, und daß es Not sei, sich selbigen jedenfalls zu sichern sich und dem Kinde, das geboren werden solle.

So erscheinen sie dann, die bangen Weiber, an des Herrn Tische, wie ehedem den Kriegern auch des Herrn Mahl ausgeteilt wurde, ehe die Schlacht begann. Manche kömmt und denkt nicht weiter, als daß des Herrn Wein und Brot zu leichter Geburt ihr helfe, das Leben ihr sichere. Manche will mit ihrem Erscheinen das Recht zum Himmel bewahren, es möge gehen, wie es wolle, will Christus sich zum Fürsprech gewinnen, weil sie wohl fühlt, daß nichts sonst für sie redet. Und dieses will sie sich sichern mit dem bloßen Erscheinen am Tische des Herrn, wie man sich auch oft durch Visiten den Platz im Testament eines reichen Vetters sichert oder durch einige Kratzfüße die Fürsprache eines Menschen bei einem andern Meister. Doch so sind nicht alle. Manche kömmt und fühlt in tiefer Demut ihr sündig Wesen und bittet brünstig um Gottes Gnade und bringt heiße Gelübde, daß es anders werden müsse in ihrer Seele, in ihrer Familie, wenn sie überstehen werde die dunkle Stunde.

Manche kömmt schwer beladenen Gemütes, der Last ihres Hauses ist sie fast erlegen, die Not nahm für sie kein Ende, und wenn sie Brot ihren Kindern gab, blieb keines für sie, und wie es in Zukunft gehen solle, weiß sie nicht. Sie kömmt und wirft ihr Anliegen auf den Herrn, bittet ihn, er, der die jungen Raben am Bache speise,

den Sperling bewahre, daß er ohne seinen Willen nicht vom Dache fällt, daß er doch ansehen möchte ihre Not, milde Hände ihnen öffnen, bessere Zeiten geben, ihre eigene Kraft und Zuversicht sich vermehren möchte. Sie bittet zu Gott in brünstigem Flehen und mit gläubigem Herzen, zweifelt nicht, daß der, der die unaussprechlichen Seufzer höret, auch das Flehen aus treuer Mutter Brust vernommen.

Und manche kömmt her matt und schwach; nicht bloße Ahnungen, trübe Nebel, bange Herzen haben ihre Seele verdüstert, nein, sie hat das Picken des Totenwurmes vernommen, nicht neben dem Bett in der Wand, nein, dicht neben dem Herzen in ihrer Brust, schon schlägt matt und langsam dieses Herz, und als ob sie des Todes kühlen Hauch wehen fühle aus der Nähe her, scheint es ihr. Nicht nur für sich will sie bitten, sie sehnt nach Ruhe sich, Leib und Seele sind zum Tode ermattet auf schweren Wegen. Ach, sie möchte eines bitten, sie möchte ihr Kindlein mit sich nehmen, möchte im Tode eins mit ihm bleiben, möchte es auf eigenen Armen tragen über des irdischen Lebens Schwelle, möchte sehen, wie es da zum Leben erwacht, wie seine Augen sich erschließen zu des Himmels Freuden, möchte es segnen lassen von dem, der die Kindlein zu sich kommen hieß, möchte es tragen mit selbsteigenen Armen an des Vaters Thron, möchte bei ihm bleiben in alle Ewigkeit.

Und dennoch bittet sie es nicht, um des Kindes Tod kann sie nicht bitten, auch wenn das ewige Leben auf ihn folget, um Leben und Freuden der Erde kann sie ihr Kindlein nicht bringen, aber sie bittet schwer bewegt, daß der da oben selbst sein Vater sein, es führen wolle mit eigener Hand, ihm gute Menschen erwecken, es wolle finden lassen den rechten Weg, ein seliges Ende; daß er ihre Seele nehmen wolle in sein Reich und, was er jetzt trenne, er einst droben wieder einigen möchte. So bittet sie wehmütig, aber ergeben, und mit tiefem Beben genießt sie des Herrn Mahl; es ist das letzte Mahl auf Erden, das nächste Mahl wartet ihr in des Vaters Reich. So ist es ihr, und immer feierlicher wird es ihr im Gemüte. Es

kömmt ihr vor, als wäre sie angekleidet in feierlichem Gewande am heiligen Sonntag und warte, bis die Glocken läuteten, um in die Kirche zu gehen, als wäre sie der Brautjungfrauen eine, voll wäre ihre Lampe, und des Bräutigams harrete sie. Und so harret sie still ergeben, bis der Herr kömmt; sie weiß es, in seine Hände kömmt ihr Geist, und ihres Kindleins Vater wird er sein.

Oh, es ist ein eigenes Gefühl, Weib um Weib treten zu sehen an des Herrn Tisch und auf jedem Gesichte zu lesen der Seele Sinn, des Herzens Bitten.

Schwer und matt wandelte auch Meyeli diesen Gang, aber weder lebensmüde noch lebenssatt; es hatte auch des Totenwurmes Picken nicht vernommen, aber einer bangen Herzenstrübe Gedanken hatte es für sichere Vorzeichen, untrügbare Ahnungen genommen und schied doch so ungerne vom Leben; noch war ihm alles so lieb und teuer, womit Gott es beschert hatte. Das Herz war ihm so voll, es dachte nichts, es konnte nicht beten, nicht dieses, nicht jenes, nicht um längeres Leben, nicht um ein seliges Ende, nur bange Seufzer rangen sich los, aber die Seufzer verstand der Vater.

Aber Meyeli wußte nicht, daß der Vater ihns verstanden hatte, und fast noch schwerer, als es gekommen war, ging es heim; es war ihm immer, als sei es zum letztenmal in der Kirche gewesen, gäb wie man es ihm ausreden wollte, man redete es ihm nur hinein. Die Glocken hätten noch hintendrein angeschlagen, gerade als es auf den Kirchhof gekommen, und das bedeute, daß es ihm bald aparti läuten werde zum Grabe, sagte es.

Am Nachmittag kam die Hebamme. Als sie es so schwer im Gemüte fand, sagte sie, das sei nichts anders, es hätten es viele Weiber so, das komme vom schweren Geblüt, man müsse daher noch einmal zur Ader lassen, dann werde es schon bessern. Öppe nicht unerchannt, sagte sie, aber doch auch, daß es etwas abtrage; wenn man einmal das Loch gemacht habe, so gehe es in einem zu, gäb ein wenig mehr oder ein wenig minder. Da machten sie doch so jung Doktere taub, und es hätte sich schon mancher übel verderbt

damit; die wollten nie zu Ader lassen, und wenn sie es täten, nur so einen Fingerhut voll. Was doch das helfen wolle? Und dr Bur säg, für en Halbbatzen lasse ihm der Vehhansli noch einmal soviel hinaus als der Doktor für einen ganzen Batzen, und da wollte er doch ein Narr sein, zum Doktor zu gehen.

Nebenbei tröstete die Hebamme, Meyeli solle nur nicht Kummer haben, es stehe bis dahin alles gut, und wie sie sich darauf verstehe, werde es gut gehen, es sei kein einzig böses Zeichen da. Zudem sei ein gutes Jahr, es gebe fast alles leichte Geburten, und übel sei es noch an keinem einzigen Orte gegangen, sie hätte es noch nie so erlebt; sie wüßte doch nicht, warum es gerade hier übel gehen sollte, und noch dazu bei einer so jungen, gleitigen Frau, denen es am wenigsten tue. Dagegen habe sie schon Jahrgänge erlebt, wo einem das Leben erleide und alles tromsig gehe; die einen Kinder kämen zu früh, andere wollten gar nicht kommen, und wenn man meine, alles überstanden zu haben, und es sei alles gut, so komme ein Fieber und nähm se wie dFleuge. So tröstete die Hebamme und ließ dann zu Ader. Und es ist wahr, es leichtete Meyeli, freilich nicht in den Gliedern, die wurden noch matter und schwerer, aber ums Herz. Es hatte nicht mehr so schwere Gedanken, glaubte mehr ans Leben als an den Tod, konnte sich der Zukunft freuen und mochte wieder lachen, erlaubte sich sogar hin und wieder eine kleine Neckerei.

„Da siehst du,“ sagte die Hebamme, „was das Blut usela hilft, u wies gut ist. Si wey mrs geng vrbiete oder säge, mi müß si grusam drmit i acht näh. Aber das ist ume Vrbaust (Mißgönnen); am Blut usela isch mr no niemere gstorbe, aber vielne hets besseret, oder dir öppe nit o, red, du chasts säge? Es het mi duecht, fast eh no ds Blut glaufe syg, heygist o es angers Gsicht gmacht.“

* * *

Sechstes Kapitel.

Wie nur ein klein Kind ins Haus kömmt und dasselbe doch ganz voll Gebrüll wird.

Eines Tages, als die Sonne schön warm schien und alles auf dem Felde war bis an Meyeli und Anne Bäbi, denn das erstere ließ man nicht mehr alleine, nahm Anne Bäbi den Spycherschlüssel und hieß das Söhnisweib mitkommen. Dort hielt Anne Bäbi erst Musterung über die vielen Dinge, ob in nichts Schaben oder Milben seien, und um die Menge sich ins Gedächtnis zu prägen, an der Schönheit und Güte derselben sich zu erquicken. Solche Musterungen sind besondere Privatvergnügungen, haushälterischen Frauen ungefähr, was dem Geizhals das Geldzählen ist. Endlich machte es sich über alle Kästen, stöberte manchen aus und brummte bei jedem ärger, wer ihm wohl genistet oder gar neuis verkräzt hätte. Bis zum letzten war es gekommen und bis auf den Boden desselben und brummte immer ärger; da schien es endlich zu finden, was es suchte, und zog eine alte Kutte hervor, und als sie damit ans Licht kamen, sah Meyeli, daß es eine alte Mundur (Uniform) war. „Das ist meines Mannes Hochzeitkutte," sagte Bäbi. „Allbets hat man in der Mundur Hochzeit halten müssen, wo noch etwas mit den Leuten gewesen; jetzt, wo alles ume so Schyßere sy, ist jeder Hudel gut genug für sie," und somit hing es die Mundur an eine Stange an die Sonne und klopfte sie wacker aus. „Wottsch se öppe bruche?" fragte Meyeli. „Allweg," sagte Anne Bäbi. „Was wottsch drmit?" fragte Meyeli. „He, das wirst de erfahre," sagte Anne Bäbi.

Es ging darauf nicht lange, so kam einmal abends Anne Bäbi ängstlich in den Stall gelaufen und befahl Sami, er solle gschwing gschirren, ein Ladli aufs Graswägeli binden und die Hebamme holen; „u ghörst," sagte es, „spreng allbeeinist, u we si nit daheim ist, so fahr ere nah, bis se hest. Aber we di dLüt frage, wo d us wellist, su säg, du müssest ga es zMühli reyche (eine Portion Mehl

zum Backen), dr Mühlikarrer, dä Löhl, heygs vrgesse z'bringe. Darauf eilte Anne Bäbi über ihren Schrank, nahm die alte Mundur zur Hand und begab sich ins Stübchen, wo Mädi der jungen Frau eben zu Bette half. „Seh," sagte Anne Bäbi zu Meyeli, „leg die gschwing a!" „Warum nit gar!" sagte Mädi, „öppis Dumms eso." „Sygs dumm oder nit dumm," sagte Anne Bäbi, „so geht es dich nichts an; gschwing, gschwing leg se a!" sagte es zu Meyeli und hielt sie demselben zum Einschlüpfen zweg. „Aber Mutter," antwortete dasselbe, „ist es auch recht, gerade wo man nicht weiß, wie es einem geht, so dr Narr ga z'mache u si ga zvr-kleide?" „Schlüf du ume!" sagte Anne Bäbi, „das ist nit dRed vo dr Narr z'mache, das ist ganz öppis angers, u wenn drin bisch, so will ich es dir dann sagen."

Da gehorchte Meyeli in Gottes Namen, schlüpfte in Hanslis alte Mundur, die Anne Bäbi eiligst zuknöpfte; in derselben legte das bange, arme Weibchen sich zu Bette und nahm sich seltsam aus als Soldat in solchen Zuständen. Es mußte halb lachen über sich, halb weinen und frug noch einmal: „Aber Mutter, was soll das sein, und wenn es jemand sehen würde, was würde er sagen?" „Ho, in den Kalender kämet ihr," sagte Mädi, „und würdet ausgelacht, nicht für Spaß, aber es gschächt euch recht; nur schade, daß dann alle umeha müssen statt ume die, wos vrdient hätte." „Ghörst, es geyht di nüt a," sagte Anne Bäbi, „u mira lach, wer well, es ist mr glych; ih mache, was ih will, un öppe, wer witzig isch u o no öppis glaubt u Religion het, wird nit lache, selb weiß ih. Los ume!" sagte es zu Meyeli, „ich will dir säge, wie es mir gegangen ist.

Als ich auch so zwegkam wie du jetzt, da kömmt meine Schwieger-mutter mit ebender Mundurkutte, die du jetzt anhast, und will sie mir anziehen. Da tue ich wüst und will nicht. Ich war ein junger Gahli (unbedachter, unachtsamer Mensch) und wußte nicht, was dr Brauch war; sie ist aber auch eine böse gewesen, wie es nicht viele gibt, und hat alles zwängen wollen im ganzen Haus, daß ich mich manchmal z'tauberwys dr Sach ha müsse anäh, daß nicht

alles nach ihrem Gring gang. We d e selligi Schwiegere hättisch, du wurdest de erfahre, was e Schwiegere cha, jetzt weißt dus nicht.“ Es würds bald vernäh, sagte Mädi, es mangelte nur, daß es anfing z'widerrede un ihms z'mache, wies öppe angeri Sühniswyber o mache. Aber Anne Bäbi achtete sich auf Mädis Reden nicht, sondern sagte: „Ja, wüst ta han ih, si isch aber o drnah eini gsi, u han ere dMundur hingere Ofe gschosse un ere gseit, daß si mr nimme drmit zum Lyb chömm, sust chönn si de luege, was ih mach. Da hat si sich doch neue gschoche un isch mr nimme cho mit dr Kutte, aber gseit het si: ‚Es ist mr nit wege dir, o Jere, aber wegem King ischs mr, das duret mi, u we dMutter tut wien e Uflat, su sinnet si nit, was si am King anemacht.‘ Ich erschrak, als ich das hörte, aber dafür hätte ich mich nicht gehalten, daß ich gefragt hätte, was das bedeuten solle, un dSach isch vorbeigegangen ohne Mundur.

Da erzählte ich einmal der Hebamme, als wir alleine waren, wie mich die Alte habe plagen wollen, und wie ich es ihr gemacht, und was für Worte sie dann ausgestoßen habe. Da wollte die Hebamme nicht recht mit der Sprache hervor, und erst als ich ihr zweimal sagte: ‚So red doch, warum sagst du nichts?‘, antwortete sie: ‚He, dSach isch jetz, wie si isch; aber we d meh drzu chunnst, su leg ume dMundur a, du wirst di nit greuig sy.‘ Und als ich fragte, warum, sagt sie mir, es gehe leichter, und man möge es besser überstehen, und dann würden die Kinder bsunderbar gsund und stark, so rechte Kriegsmanne und alti Schwyzer, und an allen rechten Orten, wo man noch etwas auf Religion halte und auf alten Bräuchen, legten die Weiber die Mundur an, aber öppe so recht unter die Leute ließe man es nicht. Da bin ich gleich reuig geworden und habe gedacht, es hätte gefehlt, aber merke han ihs notti niemere la, dSchwiegere het nit müsse dFreud ha.

Aber du siehst, wie es gegangen ist; Jakobli ist schwach und kränklich geworden, und syr Lebtig ist er für e Soldat nüt nutz gsi, und mängisch han ih isgheim pläret u denkt, ih syg dSchuld, u hätt ih dMundur agha, su wär er e angere worde. Aber verredet habe ich

mich manchmal bei mir selber, wenn Jakobli heirate und seine Frau käme dä Weg zweg, so müsse sie dMundur anziehen, sie möge wollen oder nicht; was an Jakobli verfehlt worden, das müsse doch nicht an seinen Kindern auch geschehen. Und wenn du nicht gewollt hättest, ih hätt di zwängt, du hättisch müsse. U jetz ists gut, daß de gfolget hest; aber wer weiß, we de e Schwiegere gha hättisch wie ih, wie wüst du getan hättest."

So hatte Anne Bäbi erzählt mit mancher Unterbrechung, und Meyeli schickte sich immer besser in die Mundur, und, je größer seine Ängsten wurden, zu desto größerem Troste ward sie ihm; denn, je größer die Not wird, desto gläubiger fassen wir nach allem und gebrauchen es als Anker in der Not.

Endlich kam die Hebamme, als man schon an ihrem Kommen verzweifelte. Als sie Meyeli in der Mundur sah, sagte sie: „So ists recht, häb ume nicht Kummer, es muß gut gehen. Es freut mich allemal, wenn ich in ein Haus komme, wo noch Glaube ist und Religion, aber die sind nicht dick mehr. Die Jungen wollen nichts mehr glauben und lachen über alles, un drum gits so leid Lüt, so nütgrechtsig (unansehnlich), aber es gscheht ne i Bode yche recht. Ume herzhaft, Fraueli, dSach chunnt gut!"

Und richtig kam sie gut; in kurzer Zeit krähte ein munterer Bube in die Welt hinein und brüllete die Mutter kannibalisch an wie ein junger Krieger einen alten, den er mit Geschrei überwältigen will, weil er mit der Kraft es nicht vermag. Es war aber, als ob sein Geschrei voll Zaubertöne sei, nach welchen zu tanzen sämtliche Hausgenossen Lust hatten, also sein Hals jenem Horne gleich, dessen Töne in unwiderstehlichen Tanz Alte und Junge rissen; selbst in den Stall schienen sie zu dringen, denn die Mähre wieherte und scharrte wie wild, bis Sami endlich merkte, daß Krippe und Bahre leer seien.

Und doch konnte Anne Bäbi sich nicht überwinden, als es zu Mädi, welches feuerte und für Warmes sorgte, in die Küche kam, zu sagen: „Kummlig ists doch, we me no e Religion het, mi hets wieder

chönne gseh.“ „Öppis Dumms eso,“ sagte Mädi, „es wär sust o gange.“ „So, du meinsts?“ sagte Anne Bäbi. „Aber es ist notti trurig, we me scho meint, mi heyg öppe es fromms Hus u tüy recht, u anger Lüt chönnte es Byspiel näh, daß alles nüt bschießt, nit ychegeyht u me muß Lüt um si umeha, wo me geng förchte muß, dr lieb Gott tüy es Zeiche an ne u zeig ne selber, was Glaube u Uglaube isch, u mi chönnt selber o es Näggis drvo übercho.“ He, sagte Mädi, es mangle des Stichelns nicht, und seinetwegen solle es nichts zu fürchten haben; es bruchs ume graduse z'säge, su gang es. Aber de öppe, daß dr lieb Gott es de minger breiche chönn, söll es nicht glauben. Dr lieb Gott syg nit so dumm, und öppe wege ere alte Mundur fürcht es ihn nicht; aber wenn es öppe geng ds Zangge zvorderist hätt wie anger Lüt un e Zwänggring, daß nüt eso syg, de wohl, de fing es si a z'förchte u glaubti, es wär niene sicher.

Doch das war nur eine vorübergehende Wolke, die man, ihres Kommens und Gehens gewohnt, nicht achtete; der Freude Stern glänzte hell über dem Hause, und man wußte nicht, über welchem einzelnen Haupte am hellsten; selbst über Mädi stand er, obgleich es seine Freude nicht viel anders zu erkennen gab als eine Katze, welcher man im Balge kratzt. Das Kind war der Gegenstand der größten Bewunderung; Jakobli trug es von einem zum anderen, und jedes fand neue Wunder an ihm, ein solch bsunderbar Kind hatte noch keines gesehen. Ja, Jakobli hätte es zu seinen Hühnern und Tauben hinausgetragen, zu der Mähre im Stall, wenn ihm die Hebamme nicht verdeutet hätte, ein neugebornes Kind trage man nicht spazieren.

Anne Bäbi aber mochte nicht warten, bis ihm die Hebamme erlaubte, einen Brei zu kochen; dann ging es mit großer Feierlichkeit über seinen Schrank, nahm ein schönes Testament daraus, welches es von seiner Gotte erhalten hatte, blätterte darin, sagte, wenns nur wüßte, wo es am besten wäre, aber es werde wohl graglych sein, wo, und riß ein Blatt hinaus. „Aber Mutter, was

machst!" sagte Jakobli, der eben wiegelte, als ob er das Kind gen Himmel sprengen wollte; denn er meinte, mit dem Wiegeln sei es gleich wie mit dem Reitiseilen, je strenger man es treibe, dest lüstiger gehe es.

„Kumm, lue!" sagte Anne Bäbi, und da das Kind verstummet war, so folgte Jakobli dem Ruf.

Draußen hatte Anne Bäbi das Breipfänni auf den Kohlen, verrupfte nun das Blatt aus dem Neuen Testamente in lauter kleine Stücke, streute diese in den Brei und suchte sie so gut als möglich darin zu verrühren. „Aber Mutter, was machst?" fragte Jakobli. „Was machst?" antwortete Anne Bäbi, „öppis mache ih, öppis, es wüsses nit all Lüt, aber my Mutter selig hets a mir gmacht, un ih has a dir gmacht, un bedimal hets nit gfehlt un isch gut usecho. Wenn man einem Kinde neuis vom Neuen Testament in den ersten Brei rührt un ihms styf z'esse git, su wirds fromm un überchunnt ke Untuget, und was ist wohl meh i dr Welt als Frömmigkeit, und wenn me öppe sterbe sött, was chäm eim de chummliger, emel öppe nit dHoffert! Ih ha myner Mutter sider mängist drfür danket, daß si dMühy nit gschoche het a mer, bsunger wenn ih öppe gseh ha, wies schlecht Lüt gä cha. Un wenn ih öppe sterbe sött u du no meh King übercho (zviel bigehre ih nit, ih muß es säge): vrgiß das nit, rühr es Blatt us em Neue Testament i erst Brei, es ist graglych, wo ds nimmst, ob hingefert oder vorfert."

Es wird auf Erden nicht viele Eltern geben, welche ihre Kinder nicht gerne fromm hätten, auch wenn sie selbst nicht fromm sind; nun sind aber gar viele, die eigentlich nie wissen, was Frömmigkeit ist, und trotz ihrem Wunsche, die Kinder fromm zu haben, gerade alles mögliche mit ihnen vornehmen, um sie unfromm zu machen, sie mit ihrem ganzen Leben zur Sünde anführen. Vielleicht fühlen das viele dunkel, und wie sie sich selbst Hoffnung machen, im Abendmahl das Recht zur Seligkeit gleichsam essen und trinken zu können und dann ohne weitern Schenur leben zu dürfen, so möchten sie es sich ebenfalls kommod machen in Beziehung auf die Kinder und

diesen die Frömmigkeit gleichsam einimpfen, wie man die Blattern einimpft, möchten sie ihnen eingeben, wie man ihnen Kindlipulver eingibt oder Meerzwiebelnhonig oder etwas anderes. Es ist seltsam, daß noch in unsern Tagen die menschliche Natur den meisten noch so ein unenthüllt Rätsel ist, und merkwürdig, wie die Dümmsten und die Klügsten in der gleichen Sünde befangen sind, nur daß die einen mit dem Aberglauben sich an ihr versündigen, die andern mit dem Unglauben, die einen sie heilen wollen gleichsam mit sympathetischen Mitteln, die andern aber meinen, sie mangle gar nicht Heilens, sondern sei gerade recht so, wie sie sei, und, je mehr sie zugreife mit allen Fingern nach allem, was sie gelüste, um so rechter sei sie.

Kurz und kommod wärs allerdings, wenn mans den Kindern mit dem Brei eingeben könnte, was sie nötig hätten, um recht zu leben und selig zu sterben, aber doch ein Tüfels Streich für die Pädagogen; die sind ja eben am Ersinnen des Pulvers, welches den Menschen erst zum Menschen macht, und was sie ersinnet, probieren sie flugs drauflos am Menschen, obs das Rechte sei. Bisher war zwar noch nichts das Rechte; aber wenns ein Blatt vom Neuen Testament wäre, im Kindsbrei eingenommen, dann wäre es austubaket mit dem Ersinnen, und was wären sie, die armen Tröpfe, dann anders als das fünfte Rad am Wagen?

Man glaubt gar nicht, was so ein klein Ding und Blütterlüpf in einem Hause, wo lange kein klein Kind gewesen ist, für Rumor und Randal macht. Alles hat alles nur mit ihm zu tun, alle Ohren sind beständig gespannt, und ertönt nur der kleinste Bäg, ja nur ein ganz gewöhnlich Gruchsen, so springt alles auf fast wie eine Räuberbande auf den Pfiff des Räuberhauptmanns, stäubt auseinander wie ein Haufe Gemsen auf den Pfiff der Wachtgeiß. Wo aber in einem Hause zum Beispiel vier Haushaltungen wohnen, und es gibt in jeder Haushaltung alle Jahre zwei Kinder, im Jänner eins und im Christmonat das andere, da wird man schon kaltblütiger, und wenn ein halbes Dutzend brüllen, so sieht man sich nicht um,

und wenn alles brüllt, so schläft man eben am ruhigsten, gerade wie der Müller zwischen Mühlrad und Rönnle, der erst dann erwacht, wenn eins oder beide stocken.

So ging es bei Jowägers, und alle hatten soviel zu tun mit der Sache, daß es ihnen wohlkam, daß es zwischen Heuet und Ernte und in keinem Werch war, sie hätten nicht Zeit gehabt dazu. Es soll manchmal drauf und dran gewesen sein, daß Sami oder Hansli ans Windlewaschen hinmußten. Was es da zu raten und zu werweisen, zu machen und zu laufen, zu kummern und zu denken gab, es wäre nicht zu erzählen. Auch soll die Hebamme zu anderweitigen Vertrauten sich geäußert haben, so hätte sie es noch nicht bald gesehen, und wenn ein Kronprinz geboren worden wäre, sie könnten nicht ärger tun, man wisse nicht, wer narrochtiger. Aber wenn eins nach dem andern käme, so werds doch de wohl mit mingerm abgah, sust bigehrti si de fry nit meh drbyz'si, wes sust öppe no brav Lüt gnu wäre. Es wird daher auch niemand etwas darwiderhaben, wenn wir gleich zum Tauftag springen, wie es auch so manche Gotte machen möchte, die, einmal gebeten, nicht warten mag, bis sie das Kränzchen aufsetzen, das hoffärtige Büschelemüli machen, hinter den Tisch sitzen und die Füße ob Wein, Voressen, Bratis und Tateren erwarmen lassen kann.

Am auserwählten Sonntag früh fuhr ein stattliches Wägelein vor Jowägers Haus, ein munteres Mädchen sprang rasch ab und schüttelte gar herzinnig Meyeli die Hand, das unter der Küchentüre stand und nicht vors Dachtrauf hinausdurfte, weil es den Kirchgang noch nicht getan hatte. Es war Röseli, die Wirtstochter, welche zur Gotte auserwählt worden war. Meyeli hatte schon lange ein sehnlich Verlangen nach ihr getragen, aber seit seinem Hochzeittage sie nicht gesehen. Es dachte daran, sie zur Gotte zu nehmen, aber Anne Bäbi hatte sich geäußert, es wäre ihm gleich, Gott zu sein, wenn man es dafür hielte; natürlich schwieg Meyeli und zerdrückte seinen Wunsch. Da sagte eines Morgens Anne Bäbi, wenn sie etwa daran gesinnet hätten, ihns für Gotte zu nehmen, so sollten

sie für jemand anders sehen, es wolle damit nichts zu tun haben. „He, Mutter, warum nit?" sagte Jakobli, „wir haben auf dich gezählt, und wen sollten wir nehmen? Es ist jetzt schon wohl spät, und Verwandte haben wir ja nicht, die uns dazu anständig wären." „Da kannst du luegen," hatte Anne Bäbi gesagt, „nimm, wen d witt, aber ich will nicht; ich habe diese Nacht einen Traum gehabt, der hat es mir erleidet, nicht um viel Geld wollte ich alle Nächte einen solchen ausstehen. Zuerst war es mir, als täte ich Flöh fangen, und, je mehr ich fing, desto mehr sprangen an mir herum, es war alles schwarz; und da war ich gsunndiget wie zum Nachtmahl, hatte ein Kind auf dem Arm und wollte es zur Taufe tragen, hatte aber ein Kränzlein auf dem Kopf. Ich rief allen Leuten, sie sollten es mir doch abnehmen, aber niemand achtete sich mein, und nirgends konnte ich das Kind abstellen, um mit eigenen Händen das Kränzchen abnehmen zu können, und himmelangst ward es mir, was doch die Leute so zu einem alten Narr von Frau sagen würden, welche ihr Großkind mit einem Kränzchen auf dem Kopfe zur Kirche trage. So kam ich vor die Kirche, und am Taufstein stand schon der Pfarrer und wartete, und geschwind wollte ich hinein, aber plötzlich war ich wie verhexet. Sowie ich vor die Kirchtüre kam, war es mir, als drehe mich jemand um, und hintersich sollte ich zur Kirche hinein. Lange wehrte ich mich, aber immer war wieder der Stärkere voran, und endlich mußte ich doch so hinein, und alle Leute sahen so wunderlich auf mich, und da wollte ich geschwind machen, um zum Taufstein zu kommen, und sah den Tritt nicht hinter mir, stolperte und fiel mit samt dem Kinde schrecklich um. Da erwachte ich, war bachnaß, ganz sturm und wußte lange nicht, wars oder wars nicht. Nun, es war gottlob nicht, sondern bloß geträumt; aber Gotte sein will ich nicht, nehmt meinethalben, wen ihr wollt; es weiß kein Mensch, was mir begegnen könnte."

Als man in Verlegenheit war und lange werweisete, wen nehmen, äußerte endlich Meyeli seinen Wunsch, und allen wars, als ginge

ihnen ein Licht auf, und als könnte niemand Gotte sein als Röseli; sogar Anne Bäbi sagte, es sei ihm recht, es möchte das Tüfels Meitschi auch einmal sehen, wo die Leute so zum Pfarrer jage, gäb sie wollten oder nicht. Jetzt wolle es ihm die Sache öppe nit vorwerfen und deretwege mit ihm händle, ds Gunträri, es sei ihm recht, daß es so gegangen. Aber wenn es nicht gut gekommen wäre, so hätte es dem doch noch einmal wüst sagen wollen, und das vaterländisch, und wo es sich getroffen hätte, im Wirtshaus oder in der Kirche, auf dem Märit oder auf dem Weg.

Jakobli mußte selbst hin; es war ein schwerer Gang für ihn. Schon von weitem hatte ihn Röseli kommen sehen, stand ihm unter der Türe zweg und rief ihm entgegen: „Du kommst daher, als ob du zLycht (zum Leichenbegleit) oder zGvatter bitten wollest. Nu geschwind, komm und sag, welches von beiden, öppe so Gott will, das letzte! Und es geht gut bei euch, wie ich gehört habe, wenn ihr schon keinen Gux mir habt apart zukommen lassen; aber solang es Kachelträger, Hudilumpen und Schwummfraueli gibt, weiß man öppe geng manche Stund herum, wenn man will, was geyht. Sogar deine Alte hat sich zufrieden gegeben und das Sühniswyb nit gfresse, wie ich anfangs gefürchtet. Es ist ihr aber wohlgekommen, ich habe gut aufpassen lassen, und auf my armi türi, wenn die Alti dr Uflat gmacht hätt und du dr Fösel und dr Alt dr Dukemüsler, ih wär selber cho un hätt ech gseit, was Ornig wär, und wies gah müßt, daß ihrs dann gewußt hättet, oder hätt ech ds Meyeli wieder furtgno, kuyiniere hätt is de notti nit gla. Also zur Gotte willst du mich? Du hast noch mehr Verstand, als man dir ansieht; aber nicht wahr, du hast ihn nicht gehabt, sondern deine Frau? Mein öppe nit, ih chömm nit, o Jere, das tät ich dir nicht zu Gefallen und auch deiner Alten nicht, die sieht mich doch ungern; oder ist sie öppe gwunderig z'luege, wer ihrem Bub zu einer Frau geholfen hat? Ich weiß nur nicht, ob ich unser Roß haben kann; aber kann man nicht reiten, so läuft man. Und dann wärs dr Tüfel, wenn im ganze Dorf keiner ein Roß

hätte für mich, wo ich mir doch fast die Füß ablaufe muß, dStäge uf und ab ihretwege, wohl, denen wollte ich!"

So wäre es eine Freude, zu Gevatter zu bitten; kein Davonlaufen, Verstecken, Verweisen vom Vater zur Mutter, will man kommen oder jemand anders schicken, kein Vorbehalt von Wind und Wetter, Steg und Weg, und ganz preußisch kam Jakobli heim, und herzinnig freute Meyeli auf Röseli sich, freute sich ihns zu sehen, ihm sein Kind zu zeigen, zu zeigen Haus und Hof, Garten und Spycher, zu rühmen, wie gut man gegen ihns sei, wie gut es es gemacht, und wie es wünsche, daß es Röseli bald noch viel besser gehen möchte.

„Aber Herr Jemer, wie siehst du aus!" sagte Röseli zu seiner Freundin und hielt sie bei der Hand, „nicht wieder erkannt hätte ich dich, so leid siehst du aus. Ists so bös gange, oder geben sie dir nicht genug zu essen? Seid mir Gottwillche, Mutter, und zürnit nüt, ih bi es uverschants, aber mein es doch notti nit bös; ih packe us, das hingerm Türli gyge ma ih nit. Aber gället, ich habe Euch zu einem freinen Söhniswyb verholfen, zu so einem wäret Ihr Euer Lebtag nicht gekommen. Ein wenig rauch habe ich es mit dem Geld gemacht; aber die da haben mich geheißen, und ich habe gemerkt, daß Ihr es habt, und gedacht, wenn man die Rustig einmal habe, so stehe sie dem Hause wohl an. Aber taub werdet Ihr anfangs über mich gewesen sein, nicht wahr?" He, sagte Anne Bäbi, es wär sich auch nicht zu verwundern gewesen, wenn sie schon ein wenig taub geworden, dSach sei doch wirklich strengs gewesen; aber weil es gut gekommen, so seien sie längst zfriede.

Das resolute, kuraschierte Wesen von Röseli gefiel Anne Bäbi bsungerbar, und es sagte es ihm selbst. „Wenn ich noch einen Buben hätte, so müßte es nicht zu machen sein, oder er müßte dich haben," sagte es. „Daraus gäbte es nichts, ich will es Euch fry graduse säge, Mutter," sagte Röseli. „Ich und Ihr nähmten einander beim Gring, ehe vierzehn Tage um wären. Ich lasse mir nicht gerne befehlen, und was ich im Kopfe habe, ist mir nicht in den Beinen, und

was ich öppe mag vermerke, hat in einem Hause zum Regieren niemand Platz neben Euch, und wenn der Bube noch Jakobli gliche, so gebte es aus der Sache erst nichts. Wenn ich heirate, so will ich einen kuraschierten Mann und eine freine Schwieger; eine kuraschierte Schwieger und ein freiner Mann, das ist das Böste, wo me ermanne cha; es steinigs Höfli un es glöcherets Hus wäre mir zehnmal lieber."

„Warum?" fragte Anne Bäbi. „He," sagte Röseli, „das ist ganz natürlich. Ein freiner Mann wäre ans Gmeistertwerden durch die Mutter gewöhnt und würde meinen, ich sollte durchs gleiche Loch, und wenn ich auch redete, so würde er meinen, der Fehler sei an mir, und würde mir zusprechen, und wenn es nichts hülfe, so würde er es mit der Mutter halten, und da wäre ich verlassen und verraten und müßte eine Hex sein, ein Reibeisen, kurz, kein Mensch weiß, was alles. Und ich bin doch das freinst Meitli von der Welt, wenn mir niemand befiehlt und alle machen, was ich will." Da lachte Anne Bäbi und sagte: „So hätte es noch manche; aber da mußt du nicht einen kuraschierten Mann nehmen, sondern eben einen freinen, gerade so, wie Jakobli ist; ihr wäret gewesen wie füreinander gemacht."

„Ja Mutter," sagte Röseli, „verstehe mich nicht unrecht, ich meine kuraschiert gegen andere Leute, nicht gegen mich. Aber gewiß hat dich schon manchmal nichts so böse gemacht, als wenn du deinen Hansli jemand anreisen wolltest, er jemand den Marsch recht machen sollte und er das Maul nicht auftun, kein Bein machen wollte, gäb wie du gsi, gsi machtest. So einen will ich nicht. Meiner muß ausgschirren können dem Tüfel ebe, daß all Lüt ne förchte, ume ih nit." „Du bist e Täsche," sagte Anne Bäbi, „aber bim Schieß hest recht. Myne het mi mängist so taube gmacht, wil er niemere nüt het welle säge, daß es my duecht het, ih möcht ihm dr Gring obeabschryße."

Während Röseli den ganzen Tag so handelte mit allen und ihnen so kurzi Zyti machte, daß es sie duechte, der Abend sei da, ehe der Morgen vergangen, und Mädi sagte, die bigehre es dann notti ds

Jahrs nit mängisch is Hus; we das Mönsch ds Mul uftüy, so los me niemere angerem meh, hatte Röseli doch seine Augen allenthalben und sah Dinge, welche niemand beachtet hatte.

Meyelis Schwäche fiel ihm auf, sein mattes Auge, sein langsamer Gang, und mehr als einmal fragte es, ob ihm nichts fehle. Aparti nichts, sagte dann Meyeli, nur sei es noch schwach; aber das sei nichts anders. Es dünke ihns, sagte Röseli, nach fast drei Wochen und der Speis, die es habe, sollte es besser zweg sein. Es sei ein wenig hart gegangen, sagte die Hebamme, und wenn die Kindbetti vorbei sei, so müsse es so satt abführen, es werde dann schon bessern. Es werden da Unreinigkeiten sein, die wegmüßten, u wes de gsüferet syg, so werd es scho wieder nuefere (zunehmen). Das Kind war ein munterer Bube, aber handlich. Tat der das Maul auf, so meinte man, er wolle essen oder saugen; alle Augenblicke brachte man ihn Meyeli und sagte: „Seh, nimm e u gib ihm, dä tusigs Bub ist geng hungrig." Wenn er dann nicht saugen wollte, so sagte man, er werde Brei wollen, es müsse gschwing gwärmt sein. War er gwärmt, so nahm man den Buben übers Knie und strich ihm Brei ein, desto strenger, je mehr er brüllte. Natürlich kam ihm der Brei in den letzen Hals (Luftröhre), daß er husten mußte, oft költschblau wurde; dann hob man ihn wohl auf, sprang mit ihm in der Stube herum und sackete ihm runter, was im Halse stecken geblieben war.

Röseli sagte unumwunden, sie gäbten dem Bub nur zuviel zu essen, es ließe ihn allbeeinist brüllen, es wurd ihm scho selber verleide, wenn er genug hätte. Dä Weg gewöhne man ihn ja, daß man Tag und Nacht keine Ruhe hätte, weil er meine, es müsse immer etwas gehen. Wenn es einmal Kinder haben sollte, wohl, die wollte es anders rangieren, die müßten von Anfang an wissen, wer Meister sei, und ob sie alles zwängen könnten.

„He nu," sagte Anne Bäbi, „so ist es allweg gut, daß das nit dys ist; mit deinem kannst es meinethalb machen, wie du willst. Aber genug zu essen muß es haben, versünge will ich mich nicht. Man weiß mit solchen kleinen Kindern nie, was es gibt; man sollte

zwar nicht davon reden, und wenns ein Unglück geben sollte, Gott bhüet is drvor, so möchte ich nicht, daß das arm King em liebe Gott ging ga chlage, es hätt nit gnue z'esse gha. We mes het, su git men es, emel wer öppe es Herz zu ne het."

„Meinethalben, so gebt ihm!" sagte Röseli, „aber es ist mir nur, daß Meyeli auch mehr Ruh hätte und der Bub es nicht so ausnutzete, er saugt es ja durch und durch."

„Das wird öppe scho bessere," sagte die Hebamme, „der wird doch öppe, so Gott will, einmal genug bekommen, und mit der Handligi wylet (wechselt) es sich, die einen sind anfangs bös und später gut, und andere zuerst die freinste King und später uwatlig, daß nüt eso isch. Und wenn die jungi Frau einmal recht ausputzt ist, daß sie wieder essen mag, so schadet ihr das Säugen nichts, ds Gunträri, es ist ume gut. Und wenns e kly z'mache ist, so müsse mr alle säuge, u wenn eini nit will, su isch das unre Meisterlosigi. Mi cha wohl Milch ygüdere, aber es isch doch nit die rechte, und die armen Kinder dauern mich, sie werden nie nüt Gerechts öppe wie die angere, wo o gsoge hey, wies öppe üblig u brüchlig isch."

Röseli fand sich doch nicht beschlagen genug, um mit einer Hebamme den Kampf aufzunehmen. „Sei das jetzt, wie es wolle, so hab mir Sorg zu Meyeli, es gfallt mr nüt, ih säges no einist," antwortete es.

Daß Kinder nicht bloß aus Hunger schreien, sondern noch wegen ganz andern Sachen, und daß man mit Speise und Trank eben das Schreien bald erzeugt, bald vermehrt, das lag außer dem Kreise von Röselis Erfahrungen.

Aber merkwürdig ist, daß diese Erfahrung so viele Mütter, ja Großmütter, die sieben eigene Kinder und siebenundsiebenzig Großkinder haben, nie und nimmer machen. Sie füttern darauf los, wärmen Brei und säugen, eins ums andere, Tag und Nacht, daß sie einen Drescher wirbelsinnig machen könnten, geschweige denn ein klein Kind zum Brüllen bringen. Und wenn sie während dem Essen ob Essen brüllen, husten, fast ersticken, so heißt es

noch, das sei ume gut, das spenn (dehne) ne dBrust us u mach gsung Lüt uf dr Lungi.

Meyeli vergaß nicht, was die Gotte gesagt hatte, aber in den Ohren einer alten Großmutter und einer alten Hebamme verhallen Reden lediger Mädchen spurlos; Meyeli fühlte wohl, daß es nicht gut komme, aber etwas daran ändern konnte es nicht.

Essen und Trinken hatte es vollauf, mit der Arbeit schonte man ihm, und doch wollte es nicht zunehmen, auch als die Hebamme es ausgeputzt hatte. Aber es hatte keine Ruhe, und über sein Kind war es durchaus nicht Meister als in der Nacht, wo es mit Säugen und Wiegeln seine Zeit verbringen konnte. Anne Bäbi regierte, duldete keine Widerrede, und wenn nicht alles dem Buben untertänig war, so gschirrete es mit allen aus nicht für ungut. Wenn er sich rührte in der Wiege, und Meyeli schoß nicht auf ihn zu wie ein Habicht auf eine Taube, so schoß Anne Bäbi herbei und sagte, es werde sich denk des armen Bübleins annehmen müssen, wenn niemand seiner sich achte. Den Brei gab es ihm selbst, und wenn Meyeli etwa sagte, es duech ihns, er sollte genug haben, so antwortete Anne Bäbi, es besinne sich doch denk kaum, wieviel ein Kind möge; seit es seinen bekommen, werde es nicht viel Brei mehr gesehen und zselbist sich nicht geachtet haben, wieviel es möge. Und wer wüß, ob es so e schwachi Natur hätt, wenn es zu syr Zyt o gnue Brei übercho hätt. Die Leute könne man in der Jugend so verderben, wenn man ihnen nicht recht zu essen gebe, man glaube es nicht, ja, daß sie ihr Lebtag nie mehr recht zwegkämen.

Mit Anne Bäbi stritt sich Mädi um den Buben, und wenn Anne Bäbi den Rücken kehrte, so schoß Mädi zweg, wollte ihm was Gutes tun, was ihm eben einfiel, und behauptete steif und fest bei allen Leuten, das arm King wär längst verreblet, wenn es nicht wäre. Es wüß zwar wohl, es gehe ihm wieder wie äys Mal, u ke Mönsch säg ihm Dankeigist, aber es möchte dies das Kind nicht entgelten lassen, das arm Tröpfli vermöge sich dessen nichts. Wenn es dann längs Stück Anne Bäbis wegen bei dem Kind nicht zwegkommen

konnte, so schlich es sich hinter Meyeli und raunte ihm zu, wenn das Kind sein wäre, so täte es das sy Seel nicht, die Alte verblitzge ihm sein Kind in Grund und Boden hinein, mache, wie wenn es das ihre wäre un ke angere Mönsch öppis drzu z'säge hätt.

Es wäre wirklich an manchem Orte sehr zweckmäßig, wenn gleich auf einmal sechs oder sieben Kinder zusammen auf die Welt kämen, so daß ungefähr ein jeder Hausgenosse eins davon abkriegte, jedem die Pflicht zuwüchse, des Kindes zu warten, und keinem mehr das Kind ein Spielzeug wäre. Aber da käme wohl satt nach und nach ein Kind nach dem andern der Mutter wieder zu, weil einem nach dem andern einfiele, es sei doch eigentlich die Mutter dazu da, ihre Kinder zu pflegen und zu warten, darum vermutlich wird der liebe Gott es auch nicht so eingerichtet haben.

Hatte Jakobli den Buben bei Tauben und Hühnern, so nahm ihn Sami, setzte ihn auf die Mähre und tränkte diese dem Buben zlieb mitten im halben Tag. Aber beim Brunnen nahm ihn Hansli ab dem Roß und trug ihn zu den Schafen, den Schweinen, bis der Bub mit dem Knie ihn müpfte und weiterwollte. Dann ging er wohl mit ihm unter die Bäume, und wenn er einen Apfel fand, der nur klein wenig rot am Backen war, oder eine Birne, die etwas weniger hart war als Solothurnersteine, so mußte der Bub sie haben, und da derselbe natürlich nicht dareinbeißen konnte, so nahm er das Messer, machte kleine Schnäfeli und sagte: „Du mußt doch wisse, wie dÖpfel e Kust (Geschmack) hey"; und wenn er dann des Nachts wieder schrie wie am Messer, so balgete Anne Bäbi grusam, was sie doch auch mit dem Buben machten, daß er so brülle, es glaub afe, sie machten es expreß; so hätte doch Jakobli nie getan, es hätte es ihm auch nicht geduldet.

Daß Meyeli darunter litt, ist begreiflich. Es war durchaus nicht schalus, daß der Bub so gerne bei andern als bei ihm war, daß alle über ihn regierten und es am wenigsten; aber es fürchtete, es komme nicht gut so, und zudem war es nie

recht wohl, es war ihm so schwer in den Gliedern, Kraft wollte ihm nicht wiederkommen sowenig als die roten Backen.

Es fiel selbst der Hebamme auf, als sie einmal kam, und sie sagte, da sei etwas, das nicht gut sei, und es wäre gut, wenn Meyeli etwas brauchte. Ob Melissetee wohl gut wäre, fragte Anne Bäbi. Der sei nicht bös, sagte die Hebamme, und wenn man Bocksbart dazutäte, öppe halb und halb, so wäre es noch besser. Dann könnte man etwas Zitronenrinde dazumachen; sie gäbte der Sache eine gute Kust und sei grusam gut gege Durst.

Meyeli brauchte den Tee, aber es besserte nicht; die Sache war lange im alten, dann schien sie auf einmal schlimmer zu werden; Meyeli mochte nicht essen, und was es hinunterzwängte, wollte nicht bei ihm bleiben. Da schüttelte Anne Bäbi den Kopf und sagte, es sei lätz gange; auch die Hebamme war seiner Meinung und befahl, daß man den Buben entwöhnen solle; es sei zwar wohl früh, aber Meyeli wegen könne man nicht länger warten.

Ein Kind entwöhnen, wo man gewohnt ist, dem Kind allen seinen Willen zu tun, ist ein Mordsspektakel. Abraham hat sicher nicht größere Angst gehabt, als er seinen Sohn auf dem Steine hatte, als man an manchem Ort davor hat, ein Kind von der Mutterbrust zu nehmen. Gar mancher Mutter, die in Abzehrung oder im Fieber, beides macht da keinen Unterschied, bereits halbtot auf ihrem Bette liegt, wird das Kind an die Brust gelegt, nur damit es nicht brülle, und weil man sich sonst nicht zu helfen weiß, oder weil man meint, man bringe es sonst nicht für. Es geschehen da Grausamkeiten, nicht absichtlich, aber aus Mangel an Verstand, die ans Märchenhafte streifen.

Anne Bäbi war das grusam zuwider. Es King, wes öppis Grechts werde well, sött emel geng zweu Jahr saugen, es hätte dem Jakobli noch länger gegeben, und es wüsse, daß Weiber sieben Jahre und mehr gesäugt hätten, und jetzt solle das arm Tröpfli nicht einmal ein ganzes Jahr seine Sache recht haben, das daure

ihns, und dann gebe man ihm zuletzt die angeri Sach nit emal recht. Es sei viel z'letz gange.

Indessen fügte es sich, da die Hebamme sagte, es gäbs nit angers. „Das arm Bubli," sagte Anne Bäbi, „will ich zu mir nehmen, ich weiß dann, daß es seine Sache bekömmt, und daß man es nicht verrebeln läßt. Es nimmt mich wunder, ob es zNacht mir auch so brüllet; es hat mich manchmal duecht, ih sött ne übere, ga alli Schang säge, daß sie das arm Tröpfli so lasse brülle."

So geschah es, und Anne Bäbi nahm sich des Kindes treulichst an und hätte ihm für sein Leben gern die Mutter ersetzt; aber wo nichts ist, ist halt nichts, und da verliert selbst ein Kaiser sein Recht, geschweige dann ein Kind. Aber brüllen tat der Bub gleich. Nu, das sei nichts anders, sagte Anne Bäbi zuerst, es nehmte es nur wunder, daß er nicht noch viel ärger brülle, vrspreng doch e jedes Kalb fast dr Stall, wenn man es abbreche, u es müß King, die Tag und Nacht graduse brüllet heyge, als man sie hätte entwöhnen wollen. Als aber auch später der Bub sich nicht besserte, so sagte Anne Bäbi, es könnte das nicht begreifen, Jakobli hätte nie so getan, überhaupt in ihrer ganzen Familie hätte nie jemand so gebrüllet; das müß vo Meyeli hercho un i dr Art sy, arm Lüt heyge mengisch öppis so an ne. Aber wenn es vo Afang a ne gha hätt, su hätts viellicht chönne drvorsy.

Meyeli begann es wunderbar gut zu gehen. Es mochte nach und nach mehr essen, und es dünkte ihns immer besser; aber vor allem faßte es eine merkwürdige Schlafsucht. Wenn der Abend kam, fielen ihm die Augen zu, es wußte manchmal kaum, wie es zu Bette kam; die ganze Nacht schlief es wie ein Murmeltier, man hätte Zaunstecken auf ihm spitzen können, es wäre nicht erwacht, und am Morgen konnte die Sonne scheinen, solang sie wollte, sie hätte es kaum geweckt, wenn niemand anders ihr geholfen. Das schlug aber auch recht gut an, es bekam wieder Farbe, die Augen Glanz, die Schritte wurden rascher, die Worte lebendiger, die Stimmung fröhlicher, manchmal hörte man seine

Stimme wieder singen durchs Haus, und des Scherzens Quelle brach wieder auf.

Und obgleich Anne Bäbi von Herzen mitlachte, so sagte es doch, es sei eigentlich wüst von Meyeli, daß es so lachen u Gugelfug treiben möge; wenn man ihm ein Kind so weggenommen hätte, es glaube, es hätte sich zTod pläret. So jung Lüt seien eineweg grüslich, sie sinneten nur an sich, und wenn eine verrebelte, so möchten sie lachen und schliefen eben am besten, während einer sich tot brüllete. „He ja de,“ sagte wohl hie und da Mädi, „so hey sies de wie mängi Alti, wo bim Dolder ärger isch as allbets dr Kindlifresser, u we si hüt öpper töte chönnt, u wärs dr einzig Bub, mit Wunderligkeit u Bösi, su warteti si nit bis morndrist.“

* * *

Siebentes Kapitel.

Wie Jakobli auftaut und die Bschüttilöcher größer gemacht werden.

Item, Meyeli prosperierte, kriegte leichte Beine, und Jakobli ward ordentlich stolz, daß er bald ein zweites Kind bekommen sollte. Er fing an, hie und da ein Wort zur Sache zu reden, daß die andern ganz erschrocken sich umsahen und nicht wußten, von wem es kam. Und wenn sie dann sahen, daß es von Jakobli kam, weil sonst niemand hinter ihm oder neben ihm war, so dachten sie: „Das hat ihm die Frau ygä, ihm wäre das nit zSinn cho.“ Weil es von der Frau kam, wie sie glaubten, so fanden Hansli und Sami es bsunderbar gescheut und stimmten ohne Besinnen bei, denn zu der Frau hatten sie das Zutrauen. Und wenn man zu einem das Zutrauen hat, so mag der girgen oder rauen, so meint man, wenn er sagt, das sei klarinettet, es sei klarinettet, und zwar schön.

Nun war, was Jakobli sagte, nicht dumm, hatte Hand und Fuß, wäre weder Hansli noch Sami in Sinn gekommen; aber wenn sie

gewußt hätten, daß Meyeli nicht Urheberin sei der vorgebrachten Meinung, daß sie in Jakoblis eigenen Gedanken entsprungen wäre, sie hätten keinen Glauben gehabt, sie hätten, weil beide Jakobli liebten, gelächelt und ihn gefraget: „Het ds Bubi gsoge u hest de Tube gä?" Hätten sie ihn gehaßt, auf der Mugge gehabt, so hätten sie ihm ans Haupt gelacht und gesagt: „Schweig doch, du armer Tropf, von dem verstehst du nichts; gehe nach Jericho, bis dir der Bart gewachsen ist, warte, bis du so alt bist wie wir, dann komm und laß hören, was du meinst, dann wollen wir sagen, ob du noch ein Löhl seiest oder was anderes."

Es ist ein sehr merkwürdig Ding um das Selbstvertrauen und den Glauben zu andern. Es gibt Leute, die das ungeheuerste Selbstvertrauen haben und daneben den kindischsten (dieser Superlativ ist etwas schwer zu schreiben) Glauben zu irgendeiner Autorität, irgendeinem Götzen, irgendeinem Ding, und zu diesen Leuten gehören Dumme und solche, welche das Gras wachsen sehen, Köchinnen und Juristen, Kammermädchen und Pädagogen, Schneiderinnen und Philosophen, Bürstenbinder und Staatsräte, Sekretäre und Gassenwischer, Knöpf- und Häftlimacher, kurz, es ist ein kurios Ding. Aber ein lieblich Ding ists doch, wenn ein lieblich, mild Naueli ein Vertrauen rund um sich strahlet in alle Herzen wie die Sonne Wärme in den Boden, so weit sie kömmt; wenn sie das Selbstvertrauen, die Selbstsucht niederschlägt wie bösen Nebel die Sonne, kalte Herzen erleuchtet, entzündet, begeistert, daß selbst so ein Sami auf ihren Wunsch die Holzschuhe weglegte und barfuß sich durch die Hölle machte. Es ist diese Gabe eine wunderbare, ein eigentlicher Zauberstab, der Eiszapfen durchs Feuer jagt, hohe Häupter in Staub schlägt und Demütige zum Himmel hebt; er übt seine Macht hauptsächlich aus holdem Augenpaar hervor, er liegt aber auch zuweilen in grauen Haaren, er ist ein Szepter in eines mächtigen Helden Hand.

Wer sich selbst vergißt und ein anderer wird, merkt es oft lange nicht und weiß nicht, wie gehorsam er fremder Fahne folgt. Doch

mag es auch Geister geben, über welche weder holde Blicke noch graue Haare noch ein Heldenarm Macht haben, kein Geist überhaupt; aber einem Stück Speck, einem Glas Bätziwasser, einer Maß Wein sind die untertan, werden zahm, lassen sich fangen wie Mäuse oder zum Springen bringen wie Rosse mit Hafer.

Sami und Hansli täuschten sich, Meyeli steckte in solchen Dingen nicht hinter Jakobli; in ihm steckte Röseli und dessen Worte. Es war ihm doch ins Herz gegangen, wenn es ihm schon niemand anmerkte, daß Röseli ihn nur so für einen Schlabi ansah, so für ne Bub, der sein Lebtag zu keinem vernünftigen, ernsthaften Wort fest genug werde. Er konnte Röseli nicht unrecht geben, aber eben schämte er sich, daß es recht hatte.

Es wäre aber die Frage, ob dieses allein mächtig genug gewesen wäre, um seinem Mut aufzuhelfen und nach einer gewissen Selbständigkeit zu streben, wenigstens seinen Willen frei und fest zu äußern; aber es kam noch eine Macht hinzu, und die hat in edlen Gemütern schon oft große Dinge verrichtet. Es erwachte in ihm das Gefühl, Vater zu sein, Schirm und Schutz seiner Kinder werden zu sollen. Wenn er sein Kind betrachtete, so freute er sich, dessen Vater zu sein, und zugleich schämte er sich. Denn minder als nie hatte er zu allem zu sagen, nicht einmal etwas zu seinem eigenen Buben. Der war bei der Mutter ganz an seine Stelle getreten, so daß es ihm schien, als könnte er gehen, ohne daß sie ihn besonders missen würde. Es ist dies übrigens eine sehr oft sich wiederholende Erscheinung, daß Großmütter ob Großkindern ihre eigenen Kinder vergessen, dieselben ihnen überflüssig werden, so wie ebenfalls Weiber Kinder über die Männer setzen, sie gerne hießen Band hauen gehen, wenn sie sonst zu essen hätten. Als er nun zum zweitenmal Vater werden sollte, ward er noch stolzer, aber um so dringender auch das Gefühl der Scham. Für was sollten ihn eigentlich seine Kinder halten, wenn sie zum Bewußtsein kamen? Schon jetzt tat der Bub das Gegenteil von dem, was Jakobli von ihm wollte, und wenn er ihm Ernst zeigen wollte gäb wie leicht, so kamen Anne

Bäbi und Mädi dahergeflogen wie zwei Gluggeren, denen der Habk hinter ihre Hühner will. Er fühlte, wie schwer es sei, sich geltend zu machen auf neue Weise, da seine frühere Geltung auf seinen Buben übergetragen war. Darüber war er nicht schalus; aber nun fühlte er, daß er gar nichts mehr war und doch wieder was werden sollte.

Es gibt Leute, die so spät erwachen, gleichsam erst zu sich selbst kommen, als wären sie bei ihrer Geburt auf den Kopf gefallen und hätten zwanzig bis dreißig Jahre gebraucht, um die Stürme zu verwinden und das rechte Bewußtsein zu finden. Zu große Härte und zu große Weiche in der Erziehung haben auf schwächere, gutmütige Seelen öfters diesen Einfluß. Erwachen sie einmal aus diesem Zustande, so ists ihnen bald wie einem, der aus schwerem Schlafe in finsterm Walde erwacht; er weiß auch nicht, soll er hott, soll er hüst, oder es ist ihm wie einem, der zu Tische gerufen wird, aber er säumet sich, und wenn er kömmt, ist der ganze Tisch besetzt, ringsum kein Plätzchen mehr für ihn. Entweder muß er jemand wegreißen oder alle zusammenschieben, aber welches von beiden, und wie das eine oder das andere anfangen, das ist die schwere Frage, ob deren Lösung die einen wieder in Schlaf verfallen, andere gewaltsam zur alten Ruhe gebracht werden. Die einen sinnen und sinnen, wie sie es anzustellen, um zPlatz z'cho, zu gelten, was sie gelten sollten, aber zum Handeln kommen sie nicht, sie gehen rund um den Tisch herum, aber sagen tun sie nichts, sagen höchstens: „Wettisch nit so gut sy un mi o zuchela?" Aber wenn niemand ihnen antwortet, so geht ihr Wachen allmälig wieder in den frühern Zustand über, und wenn sie in diesem Zustande träumen, so ist es die Herrlichkeit der Selbständigkeit, und wie ihnen wäre, wenn sie etwas zu befehlen, etwas zur Sache zu sagen hätten.

Die andern versuchen eine Revolution, greifen krampfhaft hinein in den geschlossenen Ring, stoßen mit beiden Ellbogen, machen gewaltigen Rumor. Selten sind sie glücklich. Legitimisten, durch die Sympathie des Besitzes verbunden, erheben sich gegen den Ein=

dringling, den Unberechtigten; selten ists, daß er Meister wird, einen Platz erringt, er wird zurückgestoßen, hinausgeworfen, verspottet, mißhandelt, als Rebell gestempelt, als ein unwirscher, aufbegehrischer, anmaßlicher Mensch angesehen fort und fort. So, wie ein glücklicher Sieger Kaiser werden und als Kaiser gelten kann sein Leben lang, so giltet der Besiegte sein Lebtag als Rebell, als ein Ungeheuer, mit dessen Umgang niemand sich beflecken mag. Und wie ein Rebell, wenn er mit dem Leben davonkommt, es selten bei einem Versuche bewenden läßt, vide Exempel am Louis Napoleon, sondern mehrfach ansetzt, aber meist immer dümmer und schwächer, so geht es auch diesen armen, zurückgestoßenen Menschen. Sie können ihr Recht nicht verwinden, kauen immer am erlittenen Unrecht, machen dazu mürrische Gesichter, und wenn sie zu neuem Versuch ansetzen, so machen sie Gesichter, als ob sie einen fressen wollten, aber alles umsonst, es geht jedesmal immer schlechter, aber doch nie ohne Zank und Streit, nie ohne länger oder kürzer andauernd bös Wetter ab, wie ein Aufruhr im Volke immer auf lange böse Nachwehen hinterläßt.

Hier liegt eine immer sprudelnde Quelle von Unheil und Hausstreit. Das ist die Krankheit, an welcher so mancher Mensch verblutet, gemütlich verkrüppelt, der, zu rechter Zeit recht gestellt, ein Wohlgefallen Gottes und der Menschen geworden wäre. Jakobli war nicht von dem Holze, aus welchem die Rebellen geschnitten werden, wohl aber glich er gar sehr dem, das in sich selbst erstickt, in stillem Brüten untergeht, für das innere Empfinden keine Türe nach außen findet.

Manchmal trifft es sich, daß solche Menschen Weiber kriegen, welche sie aufjagen, kouragiert machen wollen, aber wie Röseli richtig sagte, nicht gegen sich, sondern nur gegen andere, sie so gleichsam brauchen wie einen Hund, den man andern anhetzt, den man aber gleich abschaffen täte, wenn er einen selbst beißen würde. Das sind unglückliche Menschen, welche von den Weibern so gegußelt werden; sie mahnen mich an Unglückliche, welche beide Beine ge-

brochen, am Boden liegen, und die man mit Nadelstichen und Fußtritten aufjagen will vom Boden.

Aber manchmal trifft es sich auch, daß solche Männer zu Weibern kommen, deren innige Liebe ihre Herzen wärmt und stärket, denen das Bewußtsein, diese Liebe gewonnen zu haben, das Vertrauen gibt, noch mehr zu gewinnen in der Welt, das Verlangen gibt, ihnen Siegeskränze zu Füßen zu legen, sich zu bewähren als ihrer würdig. Und diese Weihe kommt über Herzen, die sie dem Namen nach nicht kennen, die Hans Joggi oder Hans Uli heißen und nur am Sonntag Lederschuhe tragen, an andern Tagen aber Holzböden. Es trifft sich, daß ihnen Kinder beschert werden; da erwacht das Gefühl der Vaterwürde, und daß durch ihre Hand Gott Haus und Kinder regieren will, erwacht das Verlangen, vor ihnen zu wandeln, daß sie den Vater ehren müssen und schauen mit Ehrfurcht auf seinen Wandel; und daß sie das nicht können und werden, wenn er nichts ist, wenn er ein Fösel ist, das fühlt er wohl; aus diesem heiligen Herde erhebt eine heilige Flamme sich, die nicht zornig aufschlägt, nicht düster glimmt, sondern stetig und allmälig Wärme durch alle Glieder gießt und ein bestimmtes Leben in jedes Handeln bringt.

So ging es Jakobli. Meyeli stifelte ihn nie auf; Meyeli hatte, wie gesagt, nicht das Gemüt, welches immer nur das rechnet, was ihm noch fehlt, und daran denket, wie es noch viel besser haben könnte; es vergaß keinen Tag, Gott zu danken dafür, daß es soviel besser zweg sei als ehedem, als es je hätte hoffen dürfen, daß man unendlich besser gegen ihns sei und namentlich Anne Bäbi, als es sich je vorgestellt. Und was ihns drückte, was ihns plagte, das versenkte es ins Meer der Dankbarkeit, ward daher nie bitter, nie unzufrieden, nie giftig, stifelte nie auf. Solche Gemüter sind selten auf dieser sündigen Welt; sie sind deswegen köstlicher als der herrlichste Demant, sie sind süße Quellen im bittern Meer, kühle Brunnen in glühender Sandwüste.

Aber eben dieses dankbare Dulden, möchte man sagen, goß Leben in Jakoblis Willen, und die Erkenntnis, daß er Vater sei, brachte

ihn zum Nachdenken, was er als Vater sein und vorzustellen hätte. Wie gesagt, zum Rebellen war er nicht geschaffen; in einem Anlauf vermochte er seine Stellung nicht zu erobern, er mußte es auf andere Art versuchen, und glücklicherweise fand er etwas in sich, was niemand in ihm gesucht hätte. Er hatte ein stilles Leben gelebt und zu allem Vorkommenden wenig oder nichts gesagt, weil es niemand in Sinn kam, ihn um seine Meinung zu befragen; aber er hatte, wenn schon nur mit einem Auge, doch viel gesehen, während es Menschen gibt, welche mit zwei offenen Augen den ganzen Tag herumlaufen und doch nichts sehen; denn sie haben wohl Augen, aber den eigentlichen Sehsinn nicht, und mit diesem ist es ein eigen Ding. Er hatte nicht viel geredet, darum desto mehr Zeit, nachzudenken über alles, was er sah, und die Dinge, die er gesehen, zu vergleichen untereinander.

So hatte er gar manches gesehen, was Hansli und Sami durchaus entgangen war, und wenn sie es schon sahen, so hatten sie nie darüber nachgedacht, sondern sich begnügt, darüber die Nase zu rümpfen, weil es etwas Neues war.

Hansli und Sami waren im alten Trapp zugefahren und hatten seit dreißig Jahren keinen Wank getan; sie hatten Geld gewonnen, und Hansli war um vieles reicher geworden, aber nicht durch Erwerb, sondern durch Zusammenhalten. Niemand in der ganzen Haushaltung vertat etwas; für das Geld in Kurs zu bringen, war niemand abgerichtet. Wenn nun auf einem mittlern Bauernwesen keine Schulden sind, sondern noch Zufluß, die Haushaltungskosten nicht groß sind, so äufnet sich dessen Besitzer, er weiß fast nicht wie; er braucht sich nicht anzustrengen, sondern nur der Sache den Lauf zu lassen.

Das Land war bearbeitet worden wie ehedem; vermehrtes Düngen hatten sie nicht versucht, bessere Futterkräuter nicht gepflanzt oder nur sparsam und aus dem Stall wenig mehr gezogen, als die Kälber galten, welche alle Jahre ihre Kühe brachten. Das hatte Jakobli schon lange gesehen, und es hatte ihn gedrückt, und immer

besser hatte er sich geachtet, wie es andere machten; aber gesagt hatte er nichts dazu, von wegen man hatte ihn nicht gefragt. Nun aber, als das Gefühl so recht lebendig war, daß er doch etwas sein sollte, keine Null mehr sein dürfe im Haushalt, da setzte sich zuerst in Bewegung, was schon lange so schwer in ihm gelastet hatte.

„Sami, ich möchte dir etwas sagen," begann er einmal eines Abends, als sie auf dem bekannten Bänkchen saßen und Hanslis warteten, der mit Flachssamen zum Öler gegangen war, „Sami, ich möchte dir etwas sagen, es hat mich schon lange gedrückt, ich durfte es niemand sagen, aber dir will ich es offinieren. Sieh, ich habe der Sache nachgedacht, jetzt haben wir schon bald zwei Kinder, und vielleicht gibt es noch mehr, man kann nicht wissen, und wenn ich jetzt schon alleine erbe, so gibt es später doch mehrere Teile, man kann nicht wissen, wie manchen, und zuletzt bekömmt einer gar nichts mehr, und wenn wir es jetzt schon gut machen können, so haben sie vielleicht einst um so böser. Öppe raxe und nicht genug essen und an allen Orten abbrechen, das wär wüst, un ih möchts nit. Aber es hat mich schon lange duecht, wir könnten auf unserem Höfli mehr machen, das schadete niemand und käme doch den Kindern einst chummlich, und wenn ich wieder recht mag werchen und Meyeli öppe helfe, so könnten wir auch noch etwas Land mehr werchen, wir fühlten es nicht, und ds Geld trüg doch etwas ab."

Nun entwickelte er des nähern, wie er es eigentlich meine in Stall und Feld, und schloß: „Oder was meinst, Sami, wär nit öppis z'mache? Ich habe gedacht, ich wolle dir emel drvo rede, du werdest mir dann schon öppe sagen, was angehe, was nicht; aber duecht het es mi, öppis sött z'mache sy u no e chly viel, oder was meinst?"

Sami hatte in größerer Andacht zugehört als je der schönsten Predigt und antwortete: „Los, dSach wär nit so dumm, öppis z'mache isch allweg no, öppe nit alles, wie ds meinst, u Hansli, we me vrnünftig mit ihm redet, isch öppe nit dä, wo eim nüt wott la mache."

„U dMutter, was meinst?" sagte Jakobli. „Oh," sagte Sami,

„dere seit me gar nüt, was me mache well, sust ist alles nit gut. Sagt man aber nichts, so merkt die gar nicht, was geht; die hat jetzt genug damit zu tun, dem Ring nachzusehen und graduse z'brülle, wenns öpper angers o arühre welli; es mahnt mi uf un ähnlich dra, wo du jung gsi bisch, da het sis gradso gmacht. Wenn me süferli afat u Mädi, die Täsche, nit ufreiset, su cha me öppe viel mache, eh dies merkt." „Was wird aber der Vater sagen?" fragte Jakobli. „Das will ich dir morgen sagen," antwortete Sami, „aber wenn alli so vrnünftig wäre im Hus wie er, so ging mängs besser."

Am Morgen, als Hansli zum Füttern kam, sagte Sami: „Aus unserm Bub gits doch no neuis, ich hätte es gar nicht hinter ihm gesucht." „Da kann man noch nicht viel sagen," antwortete Hansli, „der ist doch no z'klyne." „Oh, ich meine nicht den Krot, wo niemere arühre darf, als wenn er gläsig (von Glas) wäre, nei, ih meine üse Bub, üse Jakobli."

„Z'klage," sagte Hansli, „ist nie über ne gsi, so öppe der Tätigist u Listigist isch er nit, er isch zviel bim Wybervolch ume gsi, u all die wey neue nit recht grate; we si scho nit wüst tüe, so wüsse si doch neue nüt fürznäh as öppe z'wybe." „Ih has o gmeint," sagte Sami, „und drum ebe hets mi vrwungeret, daß er nit so isch; dä Dolders Bub isch viel en angere, as ih dächt ha; e ganze Kerli isch er, wenn er einist füregit, es wurd ke Mönsch hinger im suche, ih glaube nit, daß es üse Herrgott gmerkt heyg, so vrborge chann ers ha." Und nun erzählte er Hansli, was Jakobli ihm alles gesagt, und wie es ihm von wegen den Kindern wäre, und wie man noch etwas mehr Land kaufen und aus allem fast ds Halb mehr ziehen könnte, und was mit dem Stall zu machen wäre.

Kein Mensch kann sich vorstellen, wie andächtig Hansli zuhörte, so andächtig, daß ihm zuletzt das Wasser in die Augen kam, und als Sami schwieg, antwortete er lange nichts, daß es Sami gegen sein Erwarten fast duechen wollte, es wäre besser, er hätte einstweilen geschwiegen. Endlich sagte Hansli, das hätte er dem Bub nicht zugetraut, sövli Sinn u sövli Vrstang, u läß sygs, we me nit

mitenangere o recht rede chönn, was dr eint sinn, u was dr anger sinn. „Es isch mr o scho mängisch gsi, man könnte dieses besser machen und jenes; aber ich habe gedacht, es gebe nur ein Branz, wenn ich es sage, darum es für mich behalten, vo wege wenn üser Gattig öppis seyt, su isch ds Wybervolch drwider u sinnet doch selber nüt, nit emal a das, was sött, die Jungi usgno, das isch ganz en angeri. Mängisch han ih gsinnet, akkurat was Jakobli, aber gseit han ih nüt, u dem isch o nit selber zSinn cho; we er nit das Fraueli hätt, dAuge wäre dem no nit ufgange. Aber das isch mr aständig, was ume meh z'säge hätt u gsünger wär, doch besserts jetzt. Aber aus der Sache gibt es doch nichts; sobald man etwas anderes anfangen will, so widerredt Anne Bäbi, u Mädi brüllet, mi wells töte, u de isch dr Tschub (ein Spiel) aus."

„Weißt du was," sagte Sami, „fang du an zu jammern, wie das Land neue nichts mehr abtrage, kein Gras mehr geben wolle, und mehr als zwei Kühe sehest du nicht zu halten, und dazu müßten noch die Schafe abgeschafft sein, die Wolle, die man brauche, könne man öppe kaufen. Das mach, wenn dMeisterfrau ohnehin hässig ist. Da gib acht, sie wird dir wüst sagen, wie wir nichts verstünden, andere Leute ds Halb mehr Ware auf ds Halb mingerm Land halten könnten, und wenn wir es machen würden wie die, so hätten wir doch einmal Milch genug, und ds King müßt nit halb verrebeln, und sie wolle eine Kuh mehr; wir könnten sehen, wie wir es machten, und bald mangelte man zwei mehr und noch einmal soviel Schafe, wenn man nicht alle halbe Tag zum Krämer wolle. So wird sie rede, zähl druf! Aber häb mrs nit öppe für ungut; du weißt a wohl, wie ichs meine, und mir kenne afe dLäuf u dGäng."

Hansli schmunzelte in den Maulecken bei Samis Rede und sagte: „Das ist gut agä. Ih ha gmeint, ih machs am beste mit Schwyge, aber ih traue, allbeeinist wär öppis angers o gut gsi, aber ds Probieren ist mr erleidet. Aber weißt was, säg dus öppeeinist vo wege dr Kuh über Tisch; mi cha de lose, wies tönt, u de geng no luege, was z'mache isch, je nachdem es ageyht." Sellig Liste syge ihm eigetlig

zwider, aber seine Großmutter hätte manchmal gesagt, es gebe Leute, die es wollten ghebt ha, daß me se für e Narre heyg; wer das nit chönn, heyg ds Tüfels Not mit ne.

Wie abgeredet, sagte Sami einmal über Tisch, es duech ne, man könnte es diesen Winter mit zwei Kühen auch machen, sonst müßte man im Haustage Futter kaufen, und selb könnte dann teurer sein; es komme nur darauf an, welche Kuh man verkaufen wolle, den Kleb oder den Blaß.

Potz Himmel, wie ging das los, und was mußte das Mannevolk vernehmen! In keinen Schuh mehr war es gut, ful Hüng, Freßhüng waren sie, die das Land ließen zNeuders (zugrunde) gehen. Während andere Leute immer mehr War hätten und Milch und Anken dGnügi, müßten sie ihre vermindern, und man sollte keine Milch mehr haben in der Haushaltung, während man doch immer mehr nötig hätte für dKing; die müßten einmal zuerst haben, verrebeln könnte man sie nicht lassen, die Dolders Schnürfline könnten dann zusehen, wo sie etwas z'saufen hernähmten.

Kurz, das Ende des Liedes war, daß Anne Bäbi rund erklärte, daß, ehe es eine Kuh weniger wolle, wolle es eine mehr oder zwei, sie könnten luegen, wie sie es machten, und wenn sie es machten wie andere Leute und nicht sellig Stopfeni und Schnürfleni wären, so möchte es sich gar gut geben. Und zuletzt hätte man noch Geld und könne etwas Land kaufen; man hätte es doch am Ende nicht nur, für Hochzeitkleider anzuschaffen und fürs so vo eim Ghältli (Versteck) ins andere zu kräzen (tragen), das trage hell nichts ab, und man hätte nichts davon. Als Sami durch die Küche ging, sagte ihm Mädi: „Gäll, jetz weißt, was ihr seid, und was mit euch ist, es ist e Elend. Es ist doch eis gfellig, wenn es nit e sellige Trappi ha muß, u we mi no hüt eine wett, unbsinnet sieg ih: ‚Blas mr!‘ Was luegst mi so a, du Gugag? Uf my armi sieg ih so, sust probier!“ „Ä, ä,“ sagte Sami, „ih bi ke Narr nit, du chönntisch di angers bsinne, u es chönnt dr zSinn cho, es syg dr gordnet, du söllist mi glücklich mache, u sälb Glück bigehre ih no geng

nüt, Mädi, u du mußt dr Lätsch angers mache, wenn ih dry-
trappe söll."

„Wottsch mr zur Kuchi us, du Donnstigs Möff!" sagte Mädi, „bin ih nit emal hie meh vor dr sicher! Wohl, wes dMeisterlüt wüßte, was du für e Uflat wärist, si wurde dr!" „Weißt was," sagte Sami, trat dicht vor Mädi, daß dessen Herz ganz erwartungsvoll zu schlagen begann, „su säg nes!" Da hatte er aber Zeit, zu gehen, um der Pfanne zu entrinnen, mit welcher Mädi ihn hauen wollte und ihm damit nach fuhr bis zum Futtergang, hinter dessen Türe Sami zu rechter Zeit sich verschanzen konnte.

So war ein Weg gebahnt zu Jakoblis Bildung und Selbständigkeit, und ein rührigeres Leben kam in den hintern Teil des Hauses, wo das Mannevolk etwas zu sagen hatte, und eine wichtige Verhandlung nach der andern wurde auf dem Bänkli beim Stall abgehalten. Es war in Gutmütigen etwas schwer, Land zu kaufen, besonders schickiges, das heißt zur Bearbeitung wohlgelegenes. Wenn bekannt wurde, daß jemand Lust zu Land hätte, so schraubte man den Preis hinauf, fast wie den Katzen die Speckseiten, und wenn bekannt war, daß ein Stücklein Land feil sei, so waren zehn da, die es wollten. Von wegen Gutmütigen war ein Ort, dem es aufging, und wo nicht ein Hudel dem andern Vogt sein mußte, wo Land verkaufen mehr oder weniger ehrrührig war, wo Geld war; wo auf dem Lande Geld ist, da wird es immer vorzugsweise in Land angelegt und nicht in Gülten.

So schwer war das Kaufen an sich, und was zu kaufen war, war nicht immer schicklich, und zu fürchten war, daß Anne Bäbi alles, was man haben konnte, nicht wollte, sondern gerade das, was um keinen Preis zu kaufen war. Indessen half man sich da nicht übel; Sami war ein Fuchs, und niemand sah es ihm an, das sind aber eben die schlimmsten Füchse; die, welche es einem auf jeglichem Suppenbröcklein zu verstehen geben, wie schlau sie seien, und wie teufelmäßig pfiffig und diplomatisch, die haben, wenn man recht hinsieht, gar keine Fuchsschwänze, sondern einfache Kalberschwänze.

Sami machte den Spion, und hatte er irgendwo was erwittert, ein Stücklein Land und einen geldnötigen Besitzer, so gab er ihm auf irgendeine Weise unter den Fuß, Hansli würde vielleicht etwas kaufen, das wäre ein versorgeter Käufer und bar Geld; viel Lärm würde es nicht geben, und man könnte sagen, er hätte es dem Schwäger zu Gefallen getan; er, Sami, wollte einreden, soviel er vermochte, von wegen das Schmürzelen (karg zumessen) mit dem Heu sei ihm afe erleidet; zu Hause ließ er fallen, es sei lätz, daß man kein recht Land für Flachs, Hanf oder für sonst irgendein Weiberherzplätz hätte; wenn man die Pflanze dort oder dort bauen könnte, sy Seel, er wollte ausbieten, ob jemand schönere Sachen hätte. So reisete er Anne Bäbis Herz unvermerkt gegen einen Acker, den er feil gemacht, und wenn dann der Verkäufer eines Abends wie zufällig zum Haus kam und wie zufällig die Rede auf Kauf und Verkauf kam und Hansli nicht schützig tat und bedächtig werweisete und vom Altwerden und nicht mehr viel Werchenmögen sprach, so war es Anne Bäbi, das ihm den Marsch machte und zum Kauf anstrengte auf seine Weise.

So ging es mehr als einmal. Ein glücklicher Verkäufer, der so um gut Geld und ohne Aufsehen aus einer Verlegenheit kam, machte einen andern lüstern, den gleichen Weg zu suchen. Schwerer als dieses harzeten die dadurch notwendig gewordenen häuslichen Veränderungen. Anne Bäbi haßte wie Feuer alle Arbeitsleute, Schneider und Schuhmacher ausgenommen, welche ihm aus langer Gewohnheit den Laun wußten; kein Ehrentitel gab es, mit dem es sie nicht belegte; Freßhüng, Uflät u Koldergringe, das waren die höflichsten. So ein Maurer, ein Zimmermeister haben gewöhnlich Feuer im Kopf und Pulver im Leibe und lassen von einem Mann sich nicht viel sagen, geschweige dann von einem Weibe, und wenn eini ihnen das Maul anhängt, so hängen sie ihm Schlemperligen an durch die Gesellen, und wenn es nicht schweigt, so brennen sie ihm selbst Bomben und Granaten auf den Kopf, bis es sturm wird.

So war es Anne Bäbi mit ihnen ergangen, und darum waren sie

ihm, was anderen Menschen Schwefel unter der Nase ist. Als es um Lisis willen das Ofenhaus bauen wollte, da dachte es, einem Gedanken untertan, an diese Nebensache nicht; jetzt aber war nichts so Gewaltiges im Kopfe, daß der alte Haß nicht Platz daneben gehabt hätte. Der Stall sollte eigentlich frisch unterzogen werden; bei dem Anlaß konnte eine Verlängerung der First gemacht, die Schweinställe zweckmäßiger angebracht werden, vor allem aus waren Bschüttilöcher nötig, denn die gegenwärtigen waren so klein, daß sie einem halben Dutzend Engländer als Punschnapf zu klein gewesen wären; denn wenn die recht zum Saufen kommen, so ist die größte Oberländerkuh nur ein Kalb gegen sie. Es war schon manchmal die Rede von ihrer Vergrößerung gewesen, aber sie waren Anne Bäbi vollkommen recht; so lange hätten sie es mit ihnen gemacht, sagte es, und immer schöne Sachen gemacht, es wüßte nicht, warum jetzt auf einmal mehr Bschütti sein, alles mehr Bschütti mangeln sollte, das sei nur eine verfluchte Mode, und es hasse nichts mehr als die verfluchten Moden, wo alles all Tag angers sein sollte. Es seien Sonne, Mond und Sterne gleich geblieben, alle vier Wochen sei Wädel, und der Herr werd auch der gleiche geblieben sein; es wüßte daher nicht, warum auf einmal die Bschütti bas bschüßen sollte als sonst und besser sein; wenn sich nichts gebessert hätte, so werd dr Dreck öppe o glych bliebe sy, mit dem öppe werd dr lieb Gott nit afa dWelt zverbessere.

Dagegen wußten sie nichts zu sagen, sie wußten nämlich nicht, daß in der Reformation besonders der Dünger verbessert und anders geworden sein soll. Es gibt nämlich Katholiken, welche sagen, sie wüßten wohl, woher es komme, daß das Land der Reformierten viel besser sei als das der Katholiken, es komme nämlich daher, daß die Reformierten keine Fasttage hätten, darum täten sie viel mehr Fleisch essen, und daher sei ihr Dünger viel bschüssiger. Weiß nicht, man sollte dem Professor Liebig in Gießen zwei Druckli schicken, eins mit katholischem Dreck und eins mit reformiertem Dreck, der hülfe einem bald aus dem Gwunder.

Da aber weder Sami noch Jakobli mit der Chemie sich abgaben, so wußten sie gegen Anne Bäbis Theorie nichts einzuwenden, Theoretisches nämlich, aber Sami half sich praktisch. Er wußte aus langer Erfahrung, wann die Weiber das Bschütten ankam, und allemal, wann es sie ankam, fanden sie die Löcher leer. Wohin die Bschütti gekommen, wußte niemand zu sagen, und niemand ergründete es. Sami sah man aparti nicht bschütten, auch keine Engländer um die Löcher sitzen, die Kühe nicht verstopft; am Ende wußte man nicht anders zu helfen als die Löcher untauglich zu erklären. Anne Bäbi ward nun verfluxt bös über die Löcher und erklärte, es böse immer in der Welt, und nichts sei mehr etwas wert. Allbets wären doch wenigstens noch die Löcher gut gewesen, jetzt sei es auch mit diesen nichts mehr. Seine Schwieger selig, gottlob, hätte manchmal gesagt, die seien just gemacht worden, wo ihre Schwieger ins Haus gekommen, das werd nit emal no hundert Jahr sy. Indessen war nichts anders zu machen, die Reparatur wurde beschlossen, und vom Größermachen redete man nicht viel, und als man sie größer sah, hieß es: gäb e chly größer oder e chly klyner, das gehe in einen Kösten zu, und vier Kühe machten auch mehr als drei.

Wenn aber einmal in Grundsätze und Gewohnheiten ein Loch gemacht wird, so weiß kein Mensch, wie groß es wird, und was nach neuen Bschüttilöchern noch all Neues kömmt. So trat ins alte Leben Regsamkeit, brachliegende Kräfte wurden entbunden, ergrauete Neutaler gelüftet, aber dem neuen Leben legten sich auch neue Hemmungen in den Weg. Wer hat das nicht schon erfahren inwendig und auswendig! Wie mancher Hausvater arbeitete im Schweiße seines Angesichtes durch Not und Kummer, überwand das meiste, sah nur noch ein Berglein vor sich, nahm neuen Anlauf, streckte schon den Kopf darüber auf, da kam rasch heran wie eine Wolke im Berglande eine neue Bedrängnis und drückte ihn wieder nieder, und dann wieder eine und wieder eine. Das sind Prüfungen des Mutes, und wer ihn nicht verliert, überwindet.

Geduld überwindet Sauerkraut, heißt es. So geht es auch mit dem inwendigen Menschen mit Buße und Bekehrung. Da, wenn der gute Wille kömmt, kömmt auch der Reiz und die Versuchung mit verstärkter Macht, die Welt legt Hemmungen in den Weg, zieht durch etwas Besonders den Blick der Menschen ab vom Notwendigen aufs Auswendige, zieht durch ein Ereignis des Menschen Kräfte vom innern Werk auf ein äußeres Werk, nimmt das Ziel plötzlich weg, stellt ein anderes dar, nach dem all Dichten und Trachten sich richtet. Kurz, der Teufel ist ein Hexenmeister, kann Täschlispielen wie keiner, und wer ihm nicht auf die Finger zu klopfen weiß, wird sein Narr.

* * *

Achtes Kapitel.

Großmütterliche Pädagogik.

Meyeli sah dem Ding mit großer Freude zu, mischte sich aber nicht darein, außer daß es Jakobli noch lieber hatte als früher und noch öfter das häusliche Dunkel mit lustigem Wesen und heitern Worten erhellte. Seine Zeit nahte wieder, und richtig hatte die Hebamme zu Ader gelassen und gesagt, es sei fry nötig, das Blut sei so wild, das hätte sich nicht stillegehabt, wenn man alles beisammen gelassen, jetzt werde es wohl zahmen. Anne Bäbi war etwas unwirsch, das erwartete Kind war ihm nicht ganz anständig, es betrachtete dasselbe als eine Art Usurpator, der in das legitime, bereits besessene Erbe seines Buben fiel. Großeltern haben das oft so, allein sie sollten sich halt darein schicken, weil sie nichts daran machen können; das können nun freilich nicht alle und tun wüst, was lätz ist. Anne Bäbi brach nicht aus, aber hatte es nur wie oft, war hässiger als sonst und wußte nicht, warum. Indessen klopfte es doch den Mundurrock aus, machte ihn zweg, versäumte überhaupt keine der großmütterlichen Pflichten; aber wenn dabei sein Bub plärete, so sagte es: „Ja, plär ume, du arms Bübeli, du

merkst schon, wie übel es dir geht, sövli witzig hätte ich dich doch nadisch nit geglaubt; aber wart ume, solang ih lebe, sollst du dich öppe nit z'erchlage ha, u de nache wird dr öppe öpper anger luege. Mynetwege, wenn ih de nimme drbybi u nimme gseh muß, wies geyht, su isch mr de graglych, gangs de mynetwege, wies well!"

Es wohlete Anne Bäbi erst, als ein Mädchen geboren wurde. „He nu so de," sagte es, „um so minger machts, eys meh oder minger der Gattig käm endlig nit druf a, son es Meitschi heyg nüt z'bidüte gegen e Bub. Mängisch chömme si eym no chummlig, aber notti hätts aparti kes bigehrt; es gäb de mängisch so Gexnase, wo dNase i allem ha welle u ds Mul i alles häyche u eym ds Tüfels Vrdruß mache. Un es syg nüt wüster am e Meitli, als wes i alles ychered u alles gmeistere well. Mi chönn de däyche, wie das gah werd, wes manni, wo dWyber ungedüremüsse u schwyge, wes gut gah söll. Darum müsse das chly Krötli o dadüre, wo es müsse heyg, sagte es; seine Mutter sei eine witzige Frau gewesen und hätte es auch bei ihm gemacht, und es sei gut gekommen.

Somit nahm Anne Bäbi das neugeborne Kind und legte es eine kleine Weile unter den Tisch. „So," sagte es, als es das kleine Ding, welches mörderlich schrie, wieder hervornahm, „so wirds dich jetzt lehre demütig sein dein ganz Leben lang, es mag dir kommen, zu was es will; mir ists auch wohl gekommen, daß ich es konnte. Es weiß kein Mensch, wie es mir sonst gegangen wäre; Hansli ist afangs so prüßisch gewesen, man hats fast nicht bei ihm ausgestanden, all Bott (Augenblick) hat er gesagt: ‚Dä Weg muß es gah oder diesen Weg, u du söttisch das mache oder äys mache.' Aber wohl, ih ha ne du angers brichtet. So brüll recht!" fuhr es fort, „das schadet dir nicht, ds Konträri, je meh de jetz brüllist, dest besser lehrst schwyge, we d groß bist, u wohl wirds dr cho. De lue, wenn ih dGroßmutter an dr sy söll, su mußt mi rühig la mitrede. Es ist nüt wüster ire Hushaltig, as wenn alles rede will; we eys oder mynethalbe zweu rede, es isch meh weder gnue.

Dr Hansli han ih afe gwent, aber es git dere, die sy nüt z'brichte, us Mul geyht ne i Gottsname geng; es duecht mi mengisch, ih möcht furtlaufe, u we es Mul zuging oder zweu, es wär mr ds Halb bas."

Es kam Anne Bäbi wohl, daß Mädi nicht in der Stube war, es hätte sonst an sich selbst erfahren können, was viel Reden kann. Die Hebamme aber gab ihm vollständig recht und erzählte, während sie ihre Geschäfte verrichtete, mit geläufiger Zunge, wie hier und dort es auch gut gewesen, wenn man die Meitleni zu rechter Zeit unter den Tisch gelegt hätte, wie sie hochmütig seien, alles an die Hoffart hingen us all Lüt wunger nähm, wie lang das no gang. Da sprang sie auf ihre Meitleni über, wie sie es mit denen auch so gemacht; man hätte ihr die auch unter den Tisch legen müssen u no fry lang, u jetz chönn me se um e Finger lyre, u kes Wort heyg ere no kes widerredt, aber drfür syge si o brühmt, si hätte scho alli chönne manne, u de nit öppe ume so dreikrüzerig Burste, aber sie heygs nit welle tue. Wofür heyg me dKing, we si grad vo eym laufe welle wie dLüs vo de Bettlere!

Mit der Taufe wurde nicht soviel Federlesens gemacht wie mit der ersten, doch versäumte auch hier Anne Bäbi eine Vorsichtsmaßregel nicht, welche bei Meitlene bsungerbar nötig sei, wie es sagte. Als man das Kind zur Taufe fäschete (einwickelte), band Anne Bäbi ein dünnes Scheibchen Brot und ein dito Käse ein und sagte: „He nu so de, su wirst öppe, so Gottel, nie Mangel leiden, sondern geng öppe gnue z'esse ha. Bi Bube ist das öppe nit sövli nötig, ih meine, bi Lüte, wo öppe ihri Sach hey un es Nest für die Junge, daß si o öppe wüsse, wo sy, aber bi de Meitlene weiß me öppe nie, wies ne geyht, u wie sis astelle, die Drecklöcher. Gäb wie me meint, mi lueg öppe, hanget eys am ene Hudel un ist ds Tüfels für syr Lebtig u het nimme z'byße u z'breche, daß mi si synere schäme muß u niemere säge darf, daß es eym öppis ageyht." So ward das Kind mit Käs und Brot zur Kirche getragen und Mareili getauft. Der Großmutter zu Ehren wollte man es Anne Bäbi taufen, sie

aber wollte nicht und sagte, sie begehre nicht, es duech se, es sei einstweile genug an einem Anne Bäbi; wenn dä chly Krott o so hieß, su chönnt es de grad meine, es well o z'bifehle ha, u was eys Anne Bäbi mach, das chönn ds angere o mache.

Meyeli hatte unendliche Freude an dem Kinde, hatte es doch nun wieder ein Kind. Das erste lebte wohl, und alle Tage sah es dasselbe; aber es war nicht sein Kind, es war der Großmutter Kind. Wenn es Schmerz empfand, so suchte es der Großmutter Schoß, wenn es Hülfe bedurfte, der Großmutter Hand, alle Klagen brachte es bei der Großmutter an, allen Trost wollte es nur von ihr, für alle seine Wünsche suchte es bei ihr deren Erfüllung und fand sie auch. Und wenn Meyeli es lockte mit den lieblichsten Namen, geschah es wohl, daß der Bube ihm den Rücken kehrte und der Großmutter zustopfete. Es weiß sicher manche Mutter, was das einem Mutterherzen zu verwerchen gibt, und mancher arme Mann weiß es, was das für Stoff zum Streiten gibt. Streit gab es in diesem Hause deswegen keinen, aber was für Freude unser Meyeli an dem kleinen eigenen Kinde empfand, das fühlt sicher ebenfalls manche Mutter. Dazu war das Kind so lieblich und freundlich, war Meyeli so ähnlich in den Augen und machte akkurat so freundliche Mineli wie seine Mutter und schmiegte sich so eigen warm und innig an sie an, daß es Meyeli ward, als möchte es das Kind nicht nur hegen an seiner Brust, sondern es hineinnehmen ins Herz hinein, in warmen Schutz gegen Wind und Wetter dieses Lebens, daß es es so recht empfand, was es sagen will, wenn so recht innig und heiß eins zum andern spricht: „Du bist mr lieb, ih möcht di fresse."

Und es war gar seltsam, wie das ganze Haus in sogenannte zwei Lager sich teilte. In einem Lager stand die Großmutter und der Bub, im andern der übrige Haushalt; Mädi war in beiden Lagern zu sehen, doch am meisten in dem der Großmutter, zankte und brummte aber um nichts weniger mit ihr und setzte all sein Vermögen daran, ihr den Buben abspenstig zu machen und ihn gegen sie aufzuweisen. Was sie nicht gab, das gab es ihm, was sie

ihm nicht nachließ, das ließ es ihm nach, und so wendete er sich allerdings auch zuweilen zu ihm hin. Aber woran es alles setzte und allem aufbot, daß er bei ihm schlafe des Nachts, dahin brachte es es nicht, da war der Bube fest, aus Großmüttis Stübli wollte er nicht. Das machte Mädi manchmal fast tromsigs im Kopf.

Das kleine Mädchen war so freundlich und lieblich, ging zu allen und machte ihnen ä; doch sah man ihm gut an, daß es ihm am wöhlsten war an der Mutter Brust, wie es auch dem Küchlein am wöhlsten sein muß unter den Flügeln der Henne. Nur zur Großmutter ging es nicht gerne und machte ein trübselig Mineli; dafür sagte die aber auch, es sei das ufründligiste King, wo sie noch gesehen, eine ewige Gränne und dazu e leide Grieggel. Das tat der Mutter weher als dem Kinde, aber sie vergaß es allemal wieder, wenn das Meiteli auf ihrem Schoße wieder zu lächeln begann. War es auch kein Wunder, wenn das Meiteli grännete auf der Großmutter Arm, nahm sie dasselbe doch nur, wenn der Bube böse und unartig gegen sie war, nichts von ihr wollte oder gar an Mädi hing, wie meisterlosige Kinder es nach und nach eben denen am öftersten machen, welche sie am meisten hätscheln. Dann brauchte sie künstliche pädagogische Mittel, sie riß das Schwesterchen auf den Arm und sagte: „He nu, we du nüt vo mir witt, wott ih o nüt meh vo dir, ih ha jetz es anders King." Und wirkte dieses Mittel nicht alsobald, so sagte sie: „He nu so de, su muß das jetz Wätschge ha u Schnitz, u chumm, ih weiß no es Lebküchli am e Ort."

Das wirkte richtig, der Bube ward schalus, schlug nach Großmutter und Schwesterchen, und das letztere zu sichern, war die erstere selten schnell genug. „He nu so de!" fragte die Großmutter, „wottsch folge oder nicht, oder soll ich ds Schwesterli epha?" „Wott folge!" schrie dann der Bub trotzig, „aber das muß furt, tus dänne!" brüllte er immer ärger und riß alles an sich, was man dem Meiteli vorgelegt oder in die Hand gegeben hatte. „He nu so de, su wey mr wieder zfriede sy," sagte die Großmutter, „u du mußt lieb sy!" „U du mußt ds King furttue!" sagte der Bube.

Unterdessen hatte richtig das Meiteli zu weinen angefangen, und wer will es einem Kinde verargen, gegen das man schlägt, und dem man alles nimmt, was man ihm gegeben? „Näht mr die Brüllere," sagte dann die Großmutter, „die ewigi Gränne, u chumm du, mys Bübeli, hest mi wieder lieb? Sä du, sä, aber so wüst tue mußt nimme, sust bhäb ih de das Schwesterli." „Säg du die Brüllere!" antwortete der Bub. „Wie seyst?" fragte die Großmutter, und das Herz im Leibe lachte ihr, und sie repetierte es vor allen Leuten und allemal, wenn sie alleine war, „die ewigi Brüllere! Die ewigi Brüllere het er gseit, was dem tusigs King doch afe zSinn chunnt!" So prächtig erzog Anne Bäbi, und so prächtig wird noch an gar manchem Orte erzogen, und was keine Kuh tut, tut der Mensch.

Meyeli schlug das Säugen abermals nicht gut zu, gäb wie die Hebamme abführte. Es wurde wieder blaß und matt, und dazu gesellte sich eine immer zunehmende Mutlosigkeit. Es bildete sich ein, es sei kränkligs und werde nicht lange leben, es drückte ihns, daß es nicht mehr so recht arbeiten mochte. Die Leute werden sagen, sagte es, es sei zu faul dazu, es, das nichts zugebracht, wolle jetzt gut haben und lasse sich wohl sein, als wenn es zwanzigtausend Pfund eingekehrt. Und manchmal kam es ihm vor, als lese es solche Gedanken selbst in dem Gesichte eines Hausgenossen, und wie der meine, alles sei nur Phantast, und eben wenn es zu werchen gebe, so liege es im Bette. Und hätte es doch so gerne gearbeitet und bsunderbar jetzt, wo Jakobli sövli zweg war, so großen Eifer hatte und das Hauswesen einen Aufschwung nahm, welcher allerdings recht rüstige Hände brauchen konnte. Diese Gedanken wechselten in seinem Herzen, und an ihnen erstarkete es nicht, und wenn es sich auch zwängte und meinte, es komme auf die Gewohnheit an, und wenn es sich einmal wieder gewohnt hätte, so werde es schon gehen, so mußte es es büßen und die Arbeit einstellen, es mochte wollen oder nicht. Die Hebamme meinte, das werde schon bessern, öppe allbeeinist es Tröpfli gute Wy werd nüt schade un es Bitzli früsches Fleisch, sust gsey si nit, daß ihm aparti etwas fehle. Und

das King sei einmal munter, und das sei die Hauptsache und das beste Zeichen, daß Meyeli gsungs sei ums Herz, u wes da gut sei, su heyg de ds angere öppe nit sövli z'bidüte.

Jakobli meinte einmal, obs nicht vielleicht gut wäre, wenn Meyeli mit Säugen aufhörte; er hätte neue einmal gehört, das schwäche die Wyber grusam, bsungerbar we sis z'lang trybe u dKing z'streng ha müsse.

Potz, wie kam er an bei Anne Bäbi! Das gäbte ihr e suferi Musterig, sagte dasselbe, wer da wohl möchte dabeisein! Es brüll eym dä Wäg fast dr Gring ab, u we das nimme z'suge hätte, es brüllete, es gstiengs niemere us, u sie könnte kene Handwerkslüt meh ha, nit emal dSchnyder. U de heygs no nie gehört, daß me es King etwenn, wes no nit viel meh as es halb Jahr alt syg; das wär sie vrsünget am King un es ghör doch emen iedere öppis uf dr Welt, wes scho ume es Meitschi syg. We dsSäuge schade sött, es lüffe nit sövli Wyber desume, öppe a dr Uszehrig syg scho mängi gstorbe, aber daß eini vom Säuge gstorbe syg, selb heyg es no nie ghört.

So säugte Meyeli fort und ward matter und mutloser von Tag zu Tag, aber krank sei es nicht, hieß es, es fehle ihm nichts; daß es mit der Krankheit oft ist wie mit dem Reiche Gottes, daß man nicht sagen kann: „Siehe, hie ist sie, siehe, da ist sie!", weil sie nicht auswendig ist, sondern inwendig, und nicht hie oder da, sondern allenthalben, das wußten ds Jowägers noch nicht. Wer weiß, welches Ende diese Krankheit, welche sich einschleicht wie ein Dieb in der Nacht und die Gefäße leeret von den kostbaren Lebenssäften, genommen hätte, wenn nicht etwas anderes dazwischengeschlagen hätte wie ein Blitz aus heiterem Himmel.

* * *

Neuntes Kapitel.

Was das Leben sei, was der Frevel an diesem Leben sei, und wie es einem solchen Frevler ergehen werde.

Der Bub ward plötzlich krank, das heißt, man ward eine Krankheit plötzlich inne, welche sich bereits angekündigt hatte, aber nicht bemerkt worden war. Er war heiser gewesen und kriegte dazu einen Husten, welcher akkurat dem Bellen eines jungen Hundes glich. Der Bube lief herum, wie er wollte, barfuß oder in Schuh und Strümpfen, trank Wasser, wenn er wollte, und Kaffee, sobald er wünschte, aber was er nicht wollte, das tat er nicht, und was ihm nicht schmeckte, das nahm er nicht. So wollte er nicht in der Stube bleiben zu rechter Zeit noch viel weniger Melissentee trinken, als Anne Bäbi ihm anbot, und Anne Bäbi drang nicht in ihn. Es sei ein arm King, sagte es, und es mache ihm den größten Kummer, wenn es krank werden sollte, es chönn ke Züg näh.

Das ist ein übel, welches auf dem Lande manches Leben kostet, es ist da eine Meisterlosigkeit, von der man sich keinen Begriff macht, eine Meisterlosigkeit, die nicht nur nicht isset, was einem nicht eben gut dünkt, sondern eine Menge Dinge geradezu von der Hand weiset, ohne sie nur zu kosten. Es gibt dere Schlärpli von Jungfräuli, die kein Gemüse essen mögen, keine gewöhnliche Speise, keine Erdäpfel mehr, aber Tag und Nacht ihre Meisterleute bestehlen, um ihrer Schmäderfräßigkeit zu fröhnen, und wenn man einem solchen Schlärpli nur Kamillentee beibringen will, so tut es, daß man es in einen Notstall bringen müßte, wenn man ihm einen Tropfen beibringen wollte. Diese Meisterlosigkeit kömmt bei Armen rein aus Neid und Gelüsten, um Reichen oder Meisterleuten mehr abzufressen. „Ih wett e Narr sy u das fresse," heißt es, „wenn ih dere cha ha", und wenn man auch an fetten Speisen erworgen müßte, so ein Ding täte eher mehr daran als minder, nur um dem Meister

nicht etwas zu ersparen. Bei Reichern kömmt sie teils davon her, daß man ein Kind nicht zwängen will, zum Teil, weil es schon lernen werde, zu brauchen, was ihm gut sei, wenn es zum Verstand käme, u mi wells de nit uf em Gwüsse ha, wes sterbe sött, u de gang ga chlage, wie mes plaget heyg, u was es heyg müsse fresse, wo me doch anger Sache gnue gha hätt.

Eine andere und Hauptursache liegt in der Unklugheit, dem Kinde einen Gedanken, eine Idee, wie man zu sagen pflegt, beizubringen, welche ihm von selbst nicht gekommen wäre. Wenn man mit Kindern wandelt, so braucht man nur zu fragen: „Seid ihr müde?", so wird auf der Stelle das eine oder das andere Kind Müdigkeit fühlen, an die es vorher nicht gedacht hatte. Frägt eine zärtliche Mutter ihre Kinder oft: „Fehlt dir was? Wo hets, mys Schätzli? Wo tuts dr weh?", so wird sie gewiß Kinder haben, denen sehr viel fehlt, die jedenfalls immer zu gelegener Zeit über ein Übel zu klagen haben werden. Nun hat man das große Ungeschick, meistenteils dem Kinde die Meinung beizubringen, es könne ke Züg näh. Erst erzählt man selbst, man könne kene näh, dann verhandelt man mit dem Arzt vor den Kindern, ob eins nehmen könne oder nicht, mi wüß es nit, mi zwyfli, aber mi well probiere. So bringt man dem Kind zwei Gedanken auf einmal bei: erstens, dr Züg sei bös zu nehmen, und zweitens, wenn man nicht wolle, so zwäng man einen nicht. Natürlich nimmt ihn das Kind nun nicht, man hat ihm das Vorurteil selbst beigebracht, und wenn einmal ein Vorurteil da ist, warum sollte es im Kinde weniger mächtig sein als im erwachsenen Menschen?

So auf alle Weise hatte man es mit dem Bübchen getrieben, darum wollte es auch Anne Bäbi Melissentee nicht. Aber etwas gehen mußte doch, das sah man wohl, die Anfälle wurden heftiger, das Kind bekam Ängstigungen, daß es den Seinigen den Angstschweiß auf die Stirne trieb. Nun wußte man nicht recht, wo Hülfe suchen, Anne Bäbi hatte zu niemand Zutrauen; da wußte endlich Mädi Rat.

Mädi hielt sich zeitenweis, gleichsam zur Abwechslung, für krank; es fehle ihm für und für, und ke gsungi Stung heyg es meh, sagte es; bald war das übel mehr oben, bald mehr unten, aber z'grechtem öppe weg ging es nie. Es dokterte beständig, in irgendeinem Guggeli war fast immer ein Hafen für ihns zweg, bald mit derlei Trank und mit anderlei, und des Dökterlens war kein Ende, aber nichts wollte helfen auf die Längi. Wohl besserte es ihm allemal, wenn es von einem neuen Doktor ein neues Trank hatte, und diese wechselte es öfterer als im Winter seine Strümpfe, deren es nur zwei Paare hatte, das mindere für vor dem neuen Jahre, das bessere für nach demselben. Es hatte in einem Winter oft von vieren Zeug und war allemal zuerst voll Freude, aber bald kams ihm vor, als sei es wieder im alten, und so zUnnutz wolle es bei einem sellige Möff und Gstabi sein Geldli nicht verdoktern; der begehre es nur desumezzieh, es merks wohl, aber sellig sött me bi de Beine ufhäyche, die Schyßhüng.

Von Doktor zu Doktor war es zu einem geraten, der war jetzt der rechte. Zu dem hatte es unbedingtes Zutrauen, der chönn meh als all anger zämmegno, sagte es, un es glaub, wenn es zu rechter Zyt zu dem cho wär, es hätt ihm no us em Fundament chönne gholfe werde, aber der könne auch mehr als Brot essen u müß meh as öppe e angere Mönsch u bsungerbar eine, des ume us de Büchere nehm u drzu no müß dr Spiegel bruche, won er doch ume ebe halb gsehy. Der hatte allerdings als Hauptbuch das Vorgeben, er sehe die verborgenen übel in reinem Wasser in einer weißen Flasche auf wunderbare Weise. Er brauchte eben auch wieder den Schein des überirdischen, so gut wie der Doktor im Emdtal bei Frutigen, der den Weibern die Hand auf die Brust legte und mit ihnen betete oder, wenn man ihn um Rat frug für einen Kranken im Emmental, ein Fernrohr nahm und kaltblütig nach der Himmelsgegend hinsah, wo das Emmental lag, um zu ergründen, ob der Patient den Glauben hätte oder nicht. Und die Leute sahen solchen Manövers auf das gläubigste zu.

Zu solchen Wunderärzten kommen die meisten Leute und alle die, welche aus der Ferne sind, nicht in Krankheiten, die sich rasch entwickeln, schnell zu Ende gehen, sondern fast immer mit eingewurzelten oder eingebildeten Übeln. Es kommen Leute mit verglimmendem Lebensfunken, welchen jede neue Hoffnung zu längerem Leben in ihr Lämpchen ein Tropfe Öl ist, und jeder neue Doktor wirket als wie ein solcher Tropf; sie fühlen Besserung, und alle Menschen posaunen diese Besserung aus und sagen, der komme gewiß noch zweg, sie hätten es nicht geglaubt. Es kommen Menschen mit beschwertem Unterleibe und schweren Gedanken, denen Bewegung wohltut und jede veränderte Richtung der Gedanken; so erleichtert jeder neue Arzt ihnen den Stuhlgang, auch wenn er ihnen noch nichts gegeben hat, sie bloß noch gekommen sind, ihn anzusehen. Es kommen zu ihnen die lebersüchtigen Mädchen, die meinen, es fehle ihnen auf dem Herz, und die Frauen mit den Nerven und die, denen es blöd ist, sie wissen nicht recht, ob im Kopf oder im Magen, und die, denen das Alter kömmt, und die doch jung bleiben möchten, und die, denen die alten Sünden Molest machen, die sich nicht verleugnen und vergessen lassen, und die mit alten Schäden, bösen Beinen, verrosteten Hautkrankheiten sonder Zahl.

Diesen allen ist nicht zu helfen auf die Dauer oder höchstens durch eine lange, sorgfältige Kur, welcher sich selten ein Mensch unterwirft, wenigstens auf dem Lande nicht; sie können nur erleichtert werden, und die größten Erleichterungen sind die, welche sie sich einbilden, welche in erregter Hoffnung bestehen. Vielleicht heilt hier und da ein Quacksalber einen alten Schaden scheinbar, aber zum größten Schaden der Kranken, jedoch zu seinem eigenen großen Ruhm, und was will er mehr! Denn nun wird die ganze Welt vollposaunet, wie man jahrelang umsonst gedoktert, und wie der und der einen nun radikal kuriert hätte. Wenn dann das Übel an einem andern Orte ausbricht, so bleibt doch der Ruhm der Heilung, oder wenn der böse Ausfluß sich auf die innern Teile wirft, auf die Lunge zum Beispiel oder sonst wohin, so denkt kein Mensch daran,

wer das gemacht, und wer schuld an dem dadurch erfolgten Tode ist. Das sind die zahllosen hülfesuchenden Scharen, welche besonders die Wunderärzte besuchen, und denen diese Ruhm und Preis zu verdanken haben.

Unter diese Scharen gehörte auch Mädi, das hiehin und dorthin lief, dem aber auf länger keiner helfen konnte; was ihm fehlte, konnte keiner ihm geben. Aber noch keiner hatte es ihm so getroffen wie dieser, von dem die Rede ist, es war aber von den schlimmsten einer. Derselbe verstund sich auch etwas, wie man sagt, aufs Schatzgraben oder aufs Geldbeten. Es gibt nämlich Leute, welche glauben, das Gebet sei gleichsam ein Zauberschlüssel, mit welchem man alles aufschließen, eine Macht, mit welcher man alles bezwingen könne, was man wolle; so könne man mit Beten Geld aus dem Boden zwingen, Geld in einem Schaft vervielfältigen. Wäre eine kommode Sache besonders für faule Leute, und würde beten lernen noch mancher, welcher es verlernt hat.

Der sah die Krankheiten also in einer Flasche, jedoch nur die Krankheiten derer, welche ferne wohnten, denen in der Nähe sagte er es unverhohlen, was mit der Flasche sei, und daß er dieses nur tue des Glaubens wegen, vo wege wege der Gschickti kämen die Leute nicht zu ihm. Der kannte Leute von Mädis Schlag vortrefflich und sah für sie in der Flasche die merkwürdigsten Sachen. Dem Mädi sagte er, seine übel kämen vom vielen Plären und Vrdruß, es sei gerade, wie wenn ihm ein roter Schneck übers Herz schnagge, es sei ganz schlieferig (schlüpferig) drvo, das müß me luege z'süfere, und dann wolle ihm neuis wachse auf der rechten Seite; was es sei, könne er noch nicht recht sehen, es sei fast wie eine Krebsschere, und wenn es eine solche gebe, so sei es bös, aber vielleicht könne er davor sein, an Fleiß solle es nicht fehlen, aber es müsse dr Glaube recht zu ihm fassen. Mädi war ganz erstaunt über diese Kunde und sagte, akkurat so sei es ihm, so ganz kalt und gschlieferig übers Herz, u rechts duechs, es chlemms mängist so wunderlich, un es müß so sy, e Vrdruß heyg es usgstange, es angers hätts töt, u all Tag heyg

es früsche, es duechs mängist, es sött zmitts abenangerefahre. Zu diesem nun hatte es Glauben und brauchte ihn länger als die andern, und der wußte die Krebsschere wachsen und abnehmen zu lassen auf eine Weise, daß der Glaube immer mehr wuchs.

Als nun der Bube so heftig krank ward, dem Ersticken so nahe kam, so brachte ihn Mädi in Vorschlag. Anne Bäbi in seiner Angst hatte nur die Einwendung: „Er nimmt ja ke Züg." „Wohl, dä Züg, wo dä git, dä nimmt er, das weiß ih," sagte Mädi, „das isch nit Züg, wie se öppe die angere gä, das ist ganz angere." „He nu so de!" sagte Anne Bäbi. Mädi lief, brachte Zeug, ein süßes Säftchen wars. Der Knabe nahm es allerdings und gerne und forderte selbst davon. Da ward auch Anne Bäbis Glaube an den Doktor unumstößlich. Aber bessern wollte es nicht, das Röcheln, die Angst nahm zu.

Sonderbar war es, wie der Knabe jetzt besonders nach der Mutter verlangte, und, wenn schon Anne Bäbi ihn hielt, wenigstens eine Hand mußte Meyeli ihm nehmen, und wenn es nicht da war, hafteten seine Augen sonder Unterlaß auf der Türe, und wenn Meyeli wieder eintrat, streckte er alsobald sein Händchen aus und zog die Mutter zu sich heran. Es war, als walle in ihm die rechte Liebe wieder auf, als wolle er in voller Fülle der Mutter geben, was er so lange ihr entzogen hatte. Es wollte auch Meyeli fast zerreißen, dieses weiche Wesen, dieses Suchen des Mutterherzens, dazu die Ängsten des Kindes, die Hoffnungslosigkeit des Zustandes, die Unmöglichkeit, etwas zur Linderung beizutragen. Es konnte nicht einmal bei ihm sein, wie es wollte; Anne Bäbi war da, war fast sinnlos, nahm an nichts teil, daher alle dessen Geschäfte Meyeli auffielen.

Meyeli meinte, da der Züg nicht anschlüge, obs nicht gut wäre, zu einem andern Doktor zu gehen. Aber Anne Bäbi und Mädi fuhren über ihns her, daß es schweigen mußte. „Gsehst nit," sagten sie, „wie er dä Züg nimmt, u wenn dä ihm nit wohltät, er nähmt ne nit so; er nimmt ja sust ke Züg, u was hulf e angere Dokter, wenn er de dr Züg nit wett!" Aber der arme Knabe nahm das

zweite Säftchen nicht zu Ende, er starb Anne Bäbi in den Armen, und solange seine Augen sehen konnten, sahen sie innig zur Mutter hin, als ob sie sagen wollten: „O Mutterli, Mutterli, hilf mr!", und seine Hand blieb in Meyelis Hand, und es war, als ob sie alleine warm wäre und lebendig. Das arme Kind war am Krupp, an der Bräune oder meinethalb an einem entzündlichen Halsweh gestorben, jedenfalls an einem übel, gegen welches ein Säftchen, und sei es aus Rosenhonig oder gar noch aus besserm, nichts hilft; da müssen ganz andere Mittel und zu rechter Zeit herbei, wenn so ein arm Kind von einem dieser übel gerettet werden soll.

Denn das ist eben bei Quacksalbern der gefährlichste Punkt, daß die einen von ihnen wohl heftige Mittel haben, Merkurialsalben, Pulver und so weiter, aber dieselben fast ohne Unterschied anwenden in allen Krankheiten und bei allen Menschen, Kindern und Erwachsenen, andere dagegen, besonders die, welche gebüßt worden sind einzelner bekannt gewordener handgreiflicher Fälle wegen, starker Mittel sich enthalten und nur lavieren, wie man sagt, das heißt Mittel geben, die wenig schaden und nicht viel nützen, allerlei unschuldige Kräuter zu einem unschuldigen Trank oder noch unschuldigere Säftlein von Himbeeren, Honig, Eibisch. Das ist vortrefflich bei all den Personen, die selbst es fast nicht wissen, fehlt es ihnen hinten oder vornen, die das ganze Jahr doktern und doch nie zur Gesundheit kommen. Sind es ja sehr geschickte Ärzte, die solchen Personen Pillen verschreiben von klarem Brot, aber mit etwas angestrichen, ja selbst sie vergolden lassen, oder auch bei übeln, welche von selbst und ohne Mittel bessern würden, welche übel freilich der natürliche Mensch nicht kennt, sondern nur der Arzt.

Aber wie verderblich solche unkräftige Mittel sein müssen in raschen, starken Krankheitsanfällen, wo schnell dem Fortgang der Krankheit der Fuß vorgehalten, die Entzündung gehemmt, der Andrang des Blutes abgeleitet werden muß, sieht jedes Kind ein. Das ist gerade, als wenn man ein Haus, welches zu brennen anfängt, mit dem Einfüchtbeseli oder einem Weihwedel, und wäre es selbst

ein Missionswedel, löschen wollte. Das ist daher ein Punkt, wo Quacksalber am gefährlichsten werden; ein gewisser Instinkt hält aber viele Leute, die sonst öfters mit ihnen verkehren, in solchen Fällen ab, sie zu suchen; „da muß doch däych e rechte Dokter zueche," sagen sie.

Indessen geschieht es doch und namentlich bei Kinderkrankheiten, bei der Ruhr zum Beispiel und beim Krupp, der Brüni; da ließen sich traurige Exempel erzählen. Der Quacksalber gibt sein Säftlein, aber da er nicht selbst zum Kranken geht, da er überhaupt wenige Krankheiten kennt, und namentlich den Krupp nicht, weder im allgemeinen noch in seinen eigentümlichen Entwicklungsstufen, so setzt er nicht Blutsauger an, gibt nicht Brechmittel, noch weniger Quecksilber, und wenn er es geben würde, so würde er es zur unrechten Zeit geben und nicht in gehörigem Maße. Die Krankheit hat daher ihren ungehinderten Fortgang und nimmt ihr üblich Ende. Überhaupt wird auf dem Lande auf diese Krankheit viel zu wenig Obacht genommen, Heiserkeit nicht geachtet, sowenig als der rauhe, gebellartige Husten; man tut oft gar nicht dazu, nimmt sie auch für sogenannte Giechti, oder doch zumeist zu spät.

Und wo man zu spät dazutut, da wird auch der gewissenhafte Arzt mit den besten Mitteln der Krankheit nicht Meister, sowenig als man gegen ein Haus, das in vollem Brande ist, mit zwanzig Feuerspritzen mehr etwas ausrichtet, während man ganz von Anfang mit einer einzigen es hätte löschen können. So stirbt so manches liebe Kind, und so manches Mutterauge weinet, und ein heißes Zuckerwasser alsobald und den Arzt so schnell als möglich hätten den Tod verjagt, dem Mutterherzen den Schmerz erspart. Wenn es zu Grabe läutet und einer fraget: „Wen begräbt man heute?", so antwortet vielleicht der andere: „Ume es King", und ein vorübergehend Bettelweib setzt bei: „Ih bi doch der ungfelligist Hung, ha scho siebne, un alli Jahr no eis, u sterbe wott i Gottsname kes."

„Ume es King!" ist bald gesagt, aber wer es sagt, weiß nicht, was er sagt.

„Ume es King.“ Und weiß wer, was ein Kind ist, und was ein Kind birgt? Das Kind ist ein Neujahrstag, und der Neujahrstag trägt ein ganzes Jahr in seinem Schoße; ein Kind ist ein Rätsel, und in diesem Rätsel liegt vielleicht der Stein der Weisen. Ein Kind ist unendlich mehr als ein Mann, um den Mann sind bereits die Schranken seiner Beschränktheit gezogen und ziehen alle Tage sich enger; ums Kind liegen noch keine Schranken, der glücklichen Mutter ist der Traum erlaubt, es werde das All umfassen, über alle Sterbliche ragen, über die Endlichkeit hinaus in den Himmel hinein. Was groß war auf Erden, war ume es King, ume es King war unser Heiland, und was wären wir ohne dieses King! Ume es King war jeder Held auf Erden, jeder Mann Gottes, jeder Wohltäter der Menschheit.

Darum sind alle Kinder uns geheimnisvolle Gaben Gottes; welche Kraft die Schale birgt, wissen wir nicht, was aus dem Heiligtum der Seele heraustreten kann, wenn die rechte Stunde kömmt, das kennen wir nicht. So bedeutsam soll jedem jedes Kind sein, und was der Leichtfertige ume es King nannte, hatte das vielleicht nicht schon seinen bestimmten Wert, seine große Bedeutung, war der Schatz einer Familie, die Ampel eines Hauses, einer Mutter Hoffnung, zweier alten Leutchen einzige Freude? Sein Tod, ist er vielleicht ein Spalt in ihre Herzen, der Räuber ihres Friedens, des Schmerzens schwarzer, nie versiegender Quell?

Es ist auf Erden gar manches Haus, und alle darin können sterben, ume das King nicht; der Schmerz um jedes würde vergehen, den Schmerz ums King nähmten alle mit sich ins Grab. Und wenn jetzt ein schwarzer Schmerz in manchem Herzen wohnet, die Herzen Brandstätten verzehrter Freuden sind, Brandstätten, auf denen keine Pflanze wächst, kein Gebäude mehr stehen will, bis sie der Tod verschlingt, und ich müßte mir vorwerfen, ich sei Brandstifter und Mordbrenner, sei die Schuld, daß das Leben zerstört sei und diesen Herzen alle Freude verlodert, ich hätte den Tod herbeigezogen, des Kindes Leben schlecht gewahret! Ich müßte mir einbilden, in den

finstern Herzen wälzten sich zornige Gedanken, und durch die verweinten Augen hindurch blitzten Vorwürfe: „Du trägst die Schuld, du warest Wächter, wardst Verräter, ließest den Feind ins anvertraute Heiligtum!“ Ich müßte solches sehen, müßte mir vorwerfen, zu solcher Schuldgebung sei ein Grund, es möge ein Recht sein in der Anklage, und doch hätte ich das Meine getan, hätte mit allem menschlichen Fleiße die Kräfte und Krankheiten des Menschen, die Kräfte und Stoffe der Natur zu ergründen versucht, hätte Jahre dem Werke geopfert, meiner Jugend besten Teil, und hätte dann mit Sorgsamkeit die Kunst geübt, mit Nachdenken die Krankheit geprüft, die Heilmittel gewählt, hätte alles getan, was mir möglich war und doch mich geirrt und doch falsch gegriffen, das Leben nicht gehalten, das zu retten gewesen wäre. Wenn ich Arzt wäre (und welchem Arzte geht es nicht so, und wer liest im Herzen der wahren Ärzte die innere Angst und den innern Jammer, die Trostlosigkeiten und die Wehmut und den Überdruß!), ich würde allemal erbeben, wenn man zu einem Kranken mich rufen würde, es würde mir allemal sein, als gäbte man mir ein Rätsel aufzulösen, und an dessen Auflösung hinge Tod und Leben, und, je mehr ich dächte, desto weniger fiele mir bei, und wie grinsende Rätsel würden die Kranken an meinem Bette stehen, und die Toten würden gezogen kommen, mir zeigen meine Irrtümer, meine falschen Auflösungen, würden der Kranken spotten, die mir glaubten, würden das Leben von mir fordern, um das ich sie betrogen. Ein Leben hatten sie in meine Hand gelegt, es mir anvertraut, und unter meinen Händen erlosch es, sie erhielten es nicht wieder. Ein Leben ist kein Licht, ein Licht kann ich wieder anzünden; das Leben ist eine Flamme Gottes, einmal läßt er sie auch brennen auf Erden, dann nicht wieder. Das Leben ist der Einsatz, den ich von Gott erhalten, den Himmel mit ihm zu gewinnen, es ist der Raum, in welchem ich die Schätze zu pflanzen und zu sammeln habe, welche die Diebe nicht stehlen, die Motten nicht fressen, es ist die Zeit, während welcher ich auf dieser Welt mein Zeichen aufdrücken,

das ein Sandkorn werden soll zu der Stufe, auf welcher das kommende Geschlecht höher steigt. Das Leben ist das höchste Gut des Menschen, das er selbst unter all seinen vergänglichen Gütern am wenigsten verschleudern darf.

Der Staat ist eine Verbrüderung zum Schutze der Güter, ist eine aufgestellte Wache, welche hemmen soll jede Beeinträchtigung dieser Güter, aber auch mutwillige Verschleuderung, ist eine väterliche Pflege, die dafür sorget, daß den Unmündigen (und es gibt zweier Gattig) kein Gut vorenthalten, kein Gut angetastet, aber auch keines von ihnen verleichtsinnigt, Betrügerhände nicht über sie mächtig werden könnten. Dafür ist der Staat da, sonst ist er für nichts da. Regenten hat man nicht etwa, wie ein englischer Narr Pferde hat zum Luxus oder eine alte Jumpfere Katzen oder Hunde ebenfalls zum Jux, die noch dazu zuweilen recht bissig und giftig sind, die kleine strube Katzen und die halbe noch rüdig dazu. Die Narrheit heutiger Theorien, welche den Staat zu nichts machen als einem großen Kaffeehaus, der für nichts da ist, als an einigen halbverrückten Zeitungen Bildung zu lernen und sich im Räsonieren zu üben, ahnete man nicht, als man Staaten in Wirklichkeit und nicht en théorie stiftete und ordnete.

Von daher geprüft und von kompetenter Behörde nicht nur fähig gefunden, sondern verpflichtet, zu gehen und zu helfen jedem, der mich begehrte, meiner bedürftig sei, wärs mir so schwer übers Herz, wenn hintendrein mir das Werweisen käme und das Bangen, es sei unter meiner Hand ein Leben erloschen, eine Aufgabe nicht erfüllt worden, ein Zweck nicht erreicht, und bsunderbar wenns ume ein Kind gewesen, das noch gar nichts erreicht, noch gar nichts geworden, oder ein Hausvater, der so bedeutungsvoll im Staate sich gestellt, oder eine Mutter, im Staate so hoffnungsreich.

Und wie wäre es mir erst dann, wenn ich keinen Beruf zum Heilen hätte, nichts wüßte von der Natur und ihren Stoffen, dem Menschen und seinen Kräften, von den Krankheitsformen und Krankheitszeichen; wenn ich nichts hätte als ein Maul zum Reden und Lügen,

einige Papiersäcke voll Kräuter, einige alte Töpfe voll Salben und einige alte Bücher zum Zeigen; wenn ich ein Blinder wäre nud aus Säcken und Töpfen aufs ungefähr austeilte, bald Salben, bald Kräuter, unbekümmert um Leben und Tod mich mit dem Spruche tröstend, der Herr werde es schon machen, und wen er gesund oder tot wolle, der werde das eine oder das andere mit und ohne Salben und Kräuter; wie wäre es mir, wenn ich in diesem Sinne handelte freventlich? Und dieses heillose Handeln wäre mir verboten obrigkeitlich, weil es ein heillos Spielen mit Leben sei, der kostbaren Flamme von Gott, dem höchsten irdischen Gute, und ich führe doch fort und hantierte an dem Leben herum, lockte die Menschen von den Verständigen weg mir dem Betrüger zu, und Leben um Leben erlöschte, und für jedes Leben hätte ich ein Blutgeld empfangen, selten dreißig Silberlinge, oft nicht dreißig Kreuzer, die ich bald an Schnaps gewendet, bald an ein neu Häuschen oder ein gelegen Ackerstück, und hätte so gelebt, verstockt, voll Betrug und voll Lust, müßte mir am Ende das Gewissen nicht aufspringen und eine Angst über mich kommen, eine Angst, wie die eine war, welche den Kain flüchtig über die Erde jagte? Müßte es mir nicht sein, als wäre jedes Schnapsglas weiß gewordenes Menschenblut, Blut von denen, welche unter meinen Händen weiß wie der Tod geworden?

Und wenn nachts die Wände girren an meinem Häuschen, muß es mir nicht tönen wie Röcheln und Todesseufzen? Und wenn ich auf dem Äckerlein Korn schneide, muß mir nicht jeder Kornhalm vorkommen, als wäre er ein Finger, den ein durch mich Getöteter hervorstrecke aus dem Grabe, mir winke: „Du, warte nur, wie du den Halm schneidest, hast du mich geschnitten, hast du viele geschnitten, aber du, warte nur, wir harren der Auferstehung, dann kömmt die Rechnung über die Leben, die da unten liegen!"

Und wenn ich mein Ackerlein mäste und alle Jahr das Korn dichter steht, kann ich mich freuen daran, muß es mir nicht vorkommen, als haben die drohenden Finger sich gemehret, als sei

so manches Leben mehr in Rechnung gekommen, als Halme mehr auf dem Acker stehen? Und wäre die Rinde um mein Gewissen auch hart wie ein Felsenstück, vermöchte ich kaltblütig meinen Schnaps zu trinken, ruhig mein Korn zu schneiden, so ist doch mein Leben kein Fels, und wenn das Leben bricht, springt auch das Gewissen auf, und vor Augen steht, wie man gehandelt hat bei Leibesleben, sonder alle Täuschung. Und wenn dann die Leben vor mich treten, die ich gebrochen, Gott die Tränen mir vorrechnet, die um meinetwillen geflossen, was will ich da vorschützen, was machen, dem Zorne Gottes, dem höllischen Feuer zu entrinnen?

Darf ich da vor Gott auf den Geist mich berufen, der mich getrieben und erleuchtet? Oh, ich weiß zu gut, daß es ein Lügengeist war, ein Vorwand, ein Blendwerk für die Menschen. Soll ich dem Gott, der alles weiß, sagen, die Menschen hätten mich gezwungen? Er weiß zu gut, wie ich sie gelockt mit Lügen und Verleumden. Soll ich sagen, jeder Wurm bedürfe der Speise und müsse sehen, wie er sie gewinne, geschweige dann der Mensch, der noch Kleider bedürfe und aller Gattig sonst, und Gott wisse am besten, wie das Leben schwer zu erhalten sei?

Das wäre eine Rede, wie unvernünftige Menschen sie oft brauchen, wie sie aber wohl keiner je vor Gott wagen wird. Kann nicht ebenso der Räuber, der Mörder, der Betrüger, der Meineidige sprechen, und ist der Gewinn des Lebens auf unrechtmäßige Weise erlaubt? „Warum handeltest du nicht mit etwas Erlaubtem," würde mir zur Antwort werden, „mit Schwamm oder Schwefelhölzern, warum mit Leben, die ich dir nicht anvertraute, aber jetzt aus deiner Hand sie fordere? Es war deine Faulheit, dein Stolz, warum du das tatest, es ging dir ringer, und vornehmer schien dir das Handwerk, und gottvergessen genug warest du, es zu ergreifen." Und wenn es mir in Sinn kommen wollte, zu sagen, das Doktern sei nicht verboten in der Heiligen Schrift, und das seien nur Menschenneid und Satzungen, welche es mir verboten hätten, so würde ich erinnert werden, daß man untertan sein solle

der Obrigkeit, die Gewalt über einem habe, dieweil Gott durch ihre Hand uns regieren wolle, und daß, wenn diese Ordnung nicht wäre, es auf der Welt nicht auszuhalten wäre, und wer diese Ordnung breche, Gottes Gnade verscherze, und warum? Weil ihm das Linsengericht lieber ist als die Kindschaft.

Aber wie der arme Sünder an jedem Ast sich hält und auch Kain, als Gott ihn zur Rede stellte, antwortete: „Soll ich meines Bruders Hüter sein?", wird der, welcher verstockt geblieben bis in den Tod, die Zerknirschung von sich wehren, in neuen Ausflüchten seine Rettung suchen; wer frech gewesen in seinem ganzen Leben, mit Frechheit manchen Sieg gewonnen, wird auch frech vor Gott noch sein, wird der Frechheit Macht, welche ihm die Menschen untertan gemacht, an unserm Herrgott selbst noch versuchen. Er wird sagen: „Ich habe nicht alleine getötet, Ärzte haben es auch getan und noch mehr als ich; bin ich schuldig, so sind sie in gleicher Verdammnis."

Da ists mir aber, wenn ich solches gesprochen hätte, als fühlte ich bereits des Herrn Zornesflamme brennen auf meiner Seele, als hörte ich die gewaltige Stimme, vor welcher kein Trug besteht, weder Selbstbetrug noch Betrug anderer, als donnere diese Stimme mir zu: „Schweige und gehe hin! Irren ist menschlich, kein Sterblicher ist frei davon! Erlöschen Leben unter des Arztes Händen, und war er treu dabei, so fällt keine Schuld auf ihn, denn mehr, als daß einer treu sei, fordere ich nicht, es wäre grausam, mehr zu fordern als die rechte Berufung und die Treue, die vor mir besteht. Nur wo Untreue ist, da wartet auch ein Gericht. Du aber warest ein Unberufener, hattest weder den Ruf von mir noch meiner Obrigkeit; der Geist, von dem du redetest, war ein erlogener Geist, Lügner und Heuchler warest du. Du hast dich an die Leben gedrängt wie ein Verleumder an die Ehre des Nächsten, wie ein Dieb an dessen Schätze, hast gefrevelt gegen die Ordnung, welche von mir kömmt, warest auch untreu, hast die Flamme nicht gehütet mit eigenem Auge, sie gehalten mit eigener Hand, hast aufs Geratewohl hinein-

geblasen und mit verschlossenen Augen. Du wußtest es, aber es kümmerte dich nicht, daß blindes Blasen ein Licht zehnmal löscht, ehe es einmal anbrennt eine glimmende Flamme. Unberufener, Ungetreuer, schweig und geh!"

So tönte es mir mein Lebtag in den Ohren wachend und schlafend mein ganzes Leben fort und fort, wenn einmal ein Leben unter meinen Händen erloschen wäre, an dessen Heilung ich unberufen Hand gelegt. Und wenn hundert Häuser durch meine Schuld verbrannt wären, sie quälten mich weniger als das eine Leben, denn ich wüßte, da wäre keine Entschuldigung. Wie die falschen Propheten verflucht waren, so falle noch jetzt dem Fluche anheim, der für etwas sich ausgibt, und er ist es nicht, das wüßte ich. Und wie das nicht alle wissen und fassen, begreife ich nicht. Aber wie dem, der absichtlich und mutwillig auf bösen Wegen geht, die Augen gehalten sind, die Mahnungen an sein Gewissen ausbleiben, so geschieht es auch hier. Der Arzt, der in die Häuser geht, die Kranken besucht, der sieht alle Tage, was ein Leben wert ist. Er sieht, wie Kinder um einen Vater beben, wie der Vater für die Mutter betet, wie Eltern trostlos an ihres Kindes Wiege stehen. Und wenn er zur Leiche kömmt, so hört er den lauten Jammer, sieht die stillen Tränen, wie der Gram sich bohrt in der Witwe Züge, der Kummer sich legt auf des Vaters Gesicht, wie das Bewußtsein des Verlassenseins herzzerreißend aus den Kindern bricht, er sieht die Lücke, die gerissen worden, den Wandel des Hauses; alles, alles, was nun kömmt, weil dieses eine Leben erloschen, sieht der Arzt fast alle Tage, und Gott zeiget ihm dieses nicht umsonst, er will ihn bewahren vor Gleichgültigkeit und der Geringschätzung des Lebens, deren so viele naturgemäß und ohne seine Schuld unter seinen Händen erlöschen.

Es möchten wohl wenig Ärzte sein, denen solche Anblicke nicht heilsam wären, auch wenn ihre Herzen weich, ihre Seelen treu sind, ihnen immer vor Augen erhalten, wie bedeutsam ein Leben sei, sei es nun ein armes oder ein reiches, ein erwachsenes oder

ume es King. Und wenn der Arzt noch höher steht, nicht nur den Leib sieht, sondern auch an die Seele denkt, zu welch hochheiligem Geschäfte muß es ihm nicht werden, den armen Sündern die Gnadenzeit zu verlängern, den Reuigen die Buße, den Verstockten die Zeit zur Erweichung!

Dieses alles fehlt dem Quacksalber. Er steht nicht am Sterbebette, steht bei keiner Leiche, sieht die Kranken selten, kennt sie oft nicht von Angesicht, vielleicht nicht einmal ihre Namen, er hat für die Brunzgläser die Mittel gegeben, und wenn bei dem nächsten Sack voll, welchen eine alte Frau ihm bringt, eines fehlt und es heißt, der sei gestorben, er weiß nicht mehr, wer es war, noch viel weniger, ob sein Leben irgendeine Bedeutung hatte. In gar vielen Fällen gibt er Mittel und vernimmt nie, ist der Patient gestorben oder lebt er noch, und kümmert sich auch nicht darum. Da ist also keine Teilnahme, kein inniges Verband, er sieht nie, wie viel wert ein Leben ist, wie übel der Tod geht.

Zuweilen wohl kömmt eine Tochter mit verweinten Augen, ein Mann mit fehlendem Atem, aber die Fälle sind selten. Quacksalber gelten im allgemeinen mehr in der Ferne als in der Nähe, und aus der Ferne her kommen selten die Leute der Kranken selbst, sondern andere, die schon dagewesen, den Weg wissen; ja es gibt immer solche, die zu eigentlichen Boten sich aufwerfen, ein ordinär Pöstlein daraus machen, eine Art Lebensverdienst. Darum sind dem Quacksalber die Leben auch so gleichgültig, sein Gewissen springt ihm nicht auf in seinem Leben, höchstens scheut er die Obrigkeit; sonst wäre ihm recht, wenn ihm recht viele stürben, denn destomehr würde dann von ihm geredet, desto berühmter würde er, desto größer auch sein Zulauf. Aber was dieses Leben nicht aufsprengt, das sprengt dann Gott auf mit selbsteigener Hand, wenn er anzünden will in selben der ewigen Reue Höllenfeuer.

* * *

Zehntes Kapitel.

Und wie die Herzen bluten, wenn ein liebes Leben erlischt.

Ich weiß es nicht, wenn der Gütterlidoktor an des armen Kindes Leiche gekommen, ob da nicht seine Vermessenheit erschüttert, sein Frevel ihm sichtbar geworden wäre wenigstens innerlich. Anne Bäbi saß da in sinnlosem Jammer, schlug die Hände über dem Kopf zusammen, wimmerte, weberte, daß es Steine hätte aufsprengen können, und wenn es redete, so waren es furchtbare Worte, die man fast nicht hören durfte. Meyeli flossen still die Tränen, es bezwang sich um Anne Bäbis willen. Aber zu Jakobli, der auch gar weich und wehmütig war und sagte, wenn er gewußt hätte, daß das Bubli sterben sollte, er hätte kein Land mehr bigehrt, ob das wohl ächt dStraf syg für e Hochmut, sagte Meyeli manchmal: wenn es vo wege dr Großmutter ume zeige dörft, wies ihm ums Herz wäre! Das Bübli hätte es manchmal böse gemacht, und es hätte es nicht dörfe erzeige, und da hätte es ihns duecht, es sei ihm fry nüt lieb. Aber in seiner Krankheit sei er ganz ein anderer gewesen und hätte es ihm erzeiget, daß er ihns noch für sein Mütti hielte, und den Blick, mit dem er ihns angesehen, könne es nie vergessen; sowie es in die Stube gekommen, hätte er ihm die Hand dargestreckt, und es hätte ihm nichts helfen können. Es duechs, es well ihm das Herz zerreißen, und müsse es verbergen; es tue ihm das so weh, es möge es fast nicht erleiden. Hansli sagte nicht viel; aber wenn man ihn nicht wußte und suchen mußte, so fand man ihn auf dem Bänklein beim Stall, und wenn man ihn recht ansah, so sah man die Tränen durch die Furchen rinnen.

Mädi ging jammernd ab und zu und redete, wie das böse Gewissen es zu tun pflegt. Wenn das arm King nit vo dem Säftli gha hätt, u wes ihm nit zum Dokter wär, gwüß e Tag früher hätt es sterbe müsse u emel gwüß no ds Halb meh lyde; aber für e Tod syg kes Krut gwachse, u we öpper jung sterbe söll, su werd er nit

alt; mi mög mache, was me well, z'zwänge syg da nüt. U sövli wüst möcht es nit tue, mi chönnt si vrsünge. Mi sött geng froh sy, we es King sterbe chönn i dr Uschuld, u wenn es öppe sys Sächli gha heyg uf dr Welt, daß me si nit bruch es Gwüsse z'mache. U sövli nötlig tue wegem e King möcht es nit, wos ungsinnet ja no mängs gä chönn.

Die erste Nacht schlief wohl niemand. So groß war der Jammer nicht, so tief war das Weh nicht, als Jakobli an den Blattern lag, da war nur noch die Angst groß, aber in der Angst war noch Hoffnung; wenn aber der Tod kömmt und aus der Angst die Hoffnung nimmt, dann zerrinnet die Angst zu trostlosem Jammer und Weh. So eine Nacht in tiefem, heißem Schmerz zugebracht fliegt vorüber wie eine Nacht im Rausche der Freude. Man hört keine Stunde schlagen, man vergißt den Ort, wo man ist, man ist in einem andern Lande; und wenn der Morgen kömmt mit seinem blassen Scheine, die Erde unsern Sinnen sich wieder aufdrängt, da ist, als kehrten wir zurück, wir werden bestimmter Zustände uns wieder bewußt, wenn der Tag sich uns aufdrängt mit seiner Pflicht. In des Tages Schein betrachtet man das Entschlafene, aufs neue rinnen die Tränen, aufs neue bricht der Jammer aus; dann wankt das eine zur Türe hinaus dem Stalle zu, ein anderes ihm nach zur Küche, ein jedes wird durch seine Pflicht gerufen. Wo aber der Tag kömmt und die Pflicht ruft, und der Mensch merkt den Tag nicht, hört den Ruf der Pflicht nicht, da droht große Gefahr.

Meyeli hatte sich aufgerafft, den belebenden Kaffee bereitet, der nicht nur den Leib erfrischt, sondern auch dem Geiste einen Halt gibt, ihn gleichsam wieder auf die Füße stellt; allerdings auch eine Art Opium, aber eine auffrischende, keine Kraft und Leben verzehrende Art desselben. Jakobli hatte das kleine Meyeli besorgt, es aufgenommen, das tote Brüderchen ihm gezeigt. Aber dasselbe hatte sich alsbald von ihm abgewendet mit einem Dureli (einem zum Weinen verzogenen Gesichte). Die guten Eltern machten ebenfalls eines und herzten das lebendige Kind, im Glauben, es teile ihren

Schmerz, es weine ums gestorbene Brüderlein; ihre eigenen Empfindungen meinten sie zu lesen auf des Kindes Gesicht. So liest gar oft der Mensch auf fremdem Gesicht nur das, was im eigenen Herzen sich reget. Das gute Kindlein wußte ja nicht, was Tod, was Leben war; seines eigenen Daseins war es sich nicht bewußt, geschweige denn daß es das Schwinden eines andern begriff; aber es wußte, was das Brüderchen im Leben ihm war, es war ihm die feindselige Macht, welche ihns schlug, ihns vertrieb von der Großmutter Schoß, ihm nahm, was ihm gefiel. So machte es jetzt sein trübselig Gesichtchen, aber nicht aus Schmerz über den Tod des Brüderchens, welches es noch in voller Kraft glaubte; denn daß so eine Kraft enden könne, wußte es nicht; sondern aus Furcht vor ihm und dessen Gewalt; als es von ihm sich wegkehren konnte, lächelte es so freundlich die Mutter an und schmiegte sich an sie, daß auch aus ihrem dunkeln Herzen ein Strahl der Wonne blitzte.

Aber diesem allem achtete Anne Bäbi sich nichts. Bald war es in stummem Weh befangen, aus welchem plötzlich Töne brachen, bald einem wilden Geschrei, bald den Ausbrüchen des tiefsten Schmerzens gleich; dann riß es das tote Kind an sich, küßte es, wollte es aufwecken, und wenn es tot blieb, so ergoß es sich in Lästerungen und Redensarten, welche den andern die Haare emportrieben. Umsonst sprachen alle ihm zu, umsonst wollte Meyeli es zu Speis und Trank bereden, beides stieß es von sich, gebärdete sich, als ob mit dem Kinde Himmel, Heil und Seligkeit ihm versunken sei.

„Du mußt denk ga agä u luege, we mes vrgrabe chönnt," sagte Hansli zu Jakobli, „u de wird me müsse heiße zLycht cho." „Muß ih gah?" fragte Jakobli. „Däych wohl," sagte Hansli, „es schickt si neue nit angers. Wer lat taufe, muß dieses o bifehle, er muß es la i ds heilig Wasser trage u is heilig Grab, es la yschrybe für dWelt und o für dEuigkeit (Ewigkeit)." Jakobli legte ein schwarzes Halstuch um, nahm den schwarzen Hut hervor; aber ehe er ging, mußte er noch einmal zum Bettchen stehn, mußte von Herzen sich ausweinen, dann erst konnte er gehen.

Es war ein schwerer Gang. Die ganze Welt schien ihm schwarz wie sein Halstuch, aber noch schwärzer ward es in seiner Seele. Diese schien ihm, während er das einsame Weglein den Weiden nach zum Pfarrhaus hinabging, sich umzuwandeln in einen finstern, weiten Saal, schwarz behangen ringsum, und ringsum setzten sich schwarze Richter, nur der oberste fehlte. Und die schwarzen Richter erkannte er nach und nach alle, es waren seine eigenen Gedanken, die körperliche Gestalt angenommen hatten und jetzt über ihn zu Gerichte saßen, und diese Gedanken zeugeten alle gegen ihn und klagten ihn an. Sie klagten ihn an des Neides gegen sein eigen Kind, das ihn um die Liebe der Mutter gebracht, des heimlichen Zornes, der Schadenfreude bei wüstem Tun desselben, der Hoffnung, die Mutter werde ihre Torheit noch erfahren müssen, des Wunsches, etwas recht Ungattliches möchte der Mutter die Augen öffnen.

Diese und viele andere Klagen erhoben sich gegen ihn. Alle diese Gedanken waren nur flüchtig gewesen, dem Scheine eines Blitzes gleich, geglitten über die Oberfläche seiner Seele, waren entschwunden, wie sie entstanden, hatten weder den Grund berührt noch einen Eindruck hinterlassen, er hatte sie kaum erkannt, so schnell versanken sie oder verflüchtigten sie sich wieder; aber jetzt saßen sie alle da, sichtbar, kenntlich gestaltet, und klagten des Frevels am Leben seines Kindes ihn an, daß er den Tod herbeigewünscht, heimlich an ihm sich versündigt, der geheimen Sünde offene Strafe sei der Tod gewesen. Alles war wider ihn, und noch der Undankbarkeit ward er angeklagt, daß er die Liebe, welche er auch genossen, nicht einmal dem eigenen Kinde gegönnt, und es war ihm, als stünden die schwarzen Gestalten auf, harreten des obersten Richters, öffneten den Mund zu einem dreifachen Weh über den unnatürlichen Vater.

Da saß plötzlich auf dem obersten Richterstuhle in hellem Glanze sein gestorbener Knabe, lächelte mit dem süßen Lächeln, mit welchem er sterbend den Eltern gelächelt, und winkte mit den Händlein den dunkeln Richtern; da versanken sie, Gespenstern gleich, welche der

Strahl der Sonne getroffen, er lächelte noch einmal freundlich winkend ihm zu, bot dann sein Händchen einem freundlichen Engel, der bei ihm stund, und entschwand. Jakobli wußte lange nicht recht, hatte er geträumt oder ein Gesicht gesehen. Aber es graute ihm allemal, wenn er davon erzählte, wie seine Seele zur schwarzen Richterkammer geworden und seine flüchtigsten Gedanken verkörpert zu Richtern. Er sagte oft, es nehmte ihn wunder, ob dann eigentlich in jeder Seele eine solche Kammer sei, und was für viele und schreckliche Richtergestalten dasein müßten, wo die Menschen längs Stück nichts dächten, als wie sie einander schaden und töten könnten, wenn bei ihnen auch jeder Gedanke zu einem leibhaftigen Richter würde.

Es war des Morgens zeitlich, als Jakobli ins Pfarrhaus kam. Der Herr war etwas unwohl, noch im Bette, daher brachte Sophie den Jakobli ins Eßstübchen, wo sie eben am Frühstück saßen. „E myn Gott,“ sagte die Frau Predikantin, als sie das schwarze Halstuch sah, „wer ist euch gestorben? Ich hörte gar nicht, daß jemand krank bei euch sei.“ „Ds Bübli,“ sagte Jakobli, und ds Weinen kam ihn wieder an, daß er längs Stück kein Wort sagen konnte. „E aber, was Ihr nicht saget!“ sagte die Frau, „das lustig Bubeli mit den schönen roten Backen und dem Kruselhaar, e aber, was het ihm gfehlt?“ „E grusam Halsweh,“ sagte Jakobli, „es isch es schröckligs Luege gsi; es het eim duecht, mi sött ihm chönne helfe, u het notti nit chönne, u das het eim fast ds Herz welle zrschryße.“ „Heyt dr nüt gmacht, kei Dokter brucht?“ „Wohl, mir hey,“ sagte Jakobli. „Mir hey Züg gha da vo dem Brühmte, wo dSach in ere Guttere gseht, u es wär recht gsi, ds King het ne bsungerbar gern gno. Aber es het nüt ghulfe, es wird so ha sölle sy, daß er nit drvochunnt, u we e Sach sy söll, was wett me da chönne mache? Aber notti geyht es eim grusam hert, un es duecht eim, mi chönn si fast nit dry schicke.“

Die Frau Pfarrerin dankte dem lieben Gott, daß ihr Mann noch im Bette war. Das war gerade das Kapitel, bei welchem er allemal

sehr heftig wurde. „E jedere Totsch, e jedere Uflat, wenn er öppis vrungschicktet oder öppis Schlechts gmacht het, chunnt u seit, es wird so ha sölle sy, u da ist de nüt z'mache, mi wird si müsse dry schicke, und damit sind sie getröstet und fertig," pflegte er zu sagen. Er redete über dieses Kapitel oft in den Predigten, sehr oft in den Unterweisungen, aber er klagte noch öfter, es sei, als ob man an eine Mauer rede, und die Worte dagegen prätschten an dem steinhart gewordenen Vorurteil ab wie Flintenkugeln an einer Mauer von Solothurnersteinen.

Die Frau Pfarrerin lenkte daher rasch ein, ehe ihr Herr dazu oder der Vikar in Zug kam, der nichts dagegen gehabt hätte, daß das Unglück bestimmt und ihm nicht zu entrinnen gewesen, der aber dann dasselbe ausgelegt hätte als ein Gericht Gottes, einen Rutenstreich zur Mahnung, wie not Buße und Bekehrung sei. Frauen haben darin großes Geschick, und nicht nur die hoffärtigen, sondern auch noch andere; es ist, als wenn sie es in sich fühlten, wie in jedem der anwesenden Herzen ein Wort anklinge, und als ob sie jedesmal apartige Eingebungen hätten, was für Worte sie den vorangegangenen nachzusenden hätten, damit es keinen Mißton gebe, sondern einen manierlichen Akkord. Sie sagte: „Wie könnt ihr mich dauern, ihr alle, aber bsunderbar die Großmutter, die hat so große Freude an dem Kind gehabt, das Herz im Leibe hat ihr allemal gelacht, wenn sie nur von ihm reden konnte; das wird die hart halten." „O schröcklig," sagte Jakobli, „und das macht uns auch noch Kummer; man kann sie gar nicht trösten, sie will nicht einmal essen, nicht einmal Kaffee hat sie genommen und stößt Reden aus, es wird einem ganz angst dabei, man weiß nicht einmal recht, was sie meint, und muß förchte, es könnte ihr noch letz i Kopf cho, Gott bhüet is drvo!" „Wir wollen nicht hoffen," sagte die Frau Pfarrerin. „Ihr habt so ein lustigs Meiteli; sie vergißt es öppe ob diesem, und wenn sie das gut arm Bübeli einmal nicht mehr sieht, so wird sie sich schon darein schicken." Er wisse es nicht, sagte Jakobli, dMutter faß dSach gar teuf u hert i Kopf, und wenn einmal

eine Sache darin sei, so sei sie drin, und schwer sei es, sie vorumezbringe.

„E, mi well öppe geng ds Bessere hoffe," sagte die Frau, und Jakobli verrichtete sein Geschäft und ging dann noch zum Totengräber, ein Grab zu bestellen, zum Tischmacher für einen Sarg, zum Schulmeister für eine Leichenrede. Da erfuhr er es, was schwere Gänge sind im Leben. Er hatte deren auch schon getan, wie er meinte, aber gegen diesen wog keiner etwas. Es war ihm, als trage er ein Kreuz, und das werde so schwer, daß er einsinken müsse darunter, und niemand sah er, der es ihm abnahm. Und wenn ihn die Leute schon frugen: „E aber Jakob, was hets gä?" und er brichten mußte und sie trösten wollten, so machte das sein Kreuz nicht leichter, sondern jeder Bericht, den er geben mußte, schien demselben einen Zentner beizulegen. Und doch war auch das noch nicht der schwerste Gang, der Gang zum Grabe war noch schwerer. Es war ume es King; aber als es ihm versenkt wurde, da schien es ihm, als versenke man ihm alles, es war nicht bloß sein Kind, es war sein Stab, seine Stütze, an dem er sich aufgerichtet, und sein Leben schien ihm wieder zusammenzusinken, wie ein Körper zusammensinkt, dem der Geist entwichen.

* * *

Elftes Kapitel.

Wie ein Vikar in Harnisch kömmt, ein Pfarrer auf die Beine und eine alte Frau um den Verstand.

Das Gespräch der Frau Pfarrerin mit Jakobli hatte tiefer eingeschlagen, als irgendwer dachte: es hatte den Vikari gefaßt und ließ ihn nicht los.

Er war hier in einer unheimeligen Stellung; diese drückte ihn immer mehr, ward ihm immer peinlicher. Der alte Herr und seine

Gemeinde waren ein Hirt und eine Herde, in freundlichem Vertrauen so recht innig zusammengewachsen; Kinder, welche er getauft, saßen im Gemeinderat, Kinder, die er unterwiesen hatte, waren Großväter und Großmütter geworden. Sie hörten ihm mit Andacht zu, er mochte predigen oder sonst reden, hielten große Stücke auf ihm, und wie es dann so geht, neben ihm galt ihnen kein Pfarrer etwas. „Wenn üse scho afe e alte isch, su tut er se doch no all dür; mr tuschete ne nit an es Dotze dere junge Gumpine (Springinsfeld), wie me se jetz het.“ Das ist ein Zug in den Gemeinden, der sein Schönes, aber auch sein Gefährliches hat, schon der Apostel Paulus macht darauf aufmerksam.

Ist ein junger Mensch nicht geistig tot, so schwillt seine Brust während der Studienzeit; je mehr er lernt, desto mehr drängt es ihn zum Handeln; was seine Seele erschaut, will er hinaussetzen in die Welt, will die Ideale verkörpern im Leben. Wenn der Junge aus dem Kadettenhaus kömmt, will er ein Held werden, wie die Welt seinesgleichen noch nicht hatte; wird aus dem Student ein Vikari, so träumet er sich so gerne als Sigrist bestellt, dem tausendjährigen Reich einzuläuten, ihm Tür und Tor zu öffnen. Aber zwischen einem Kadetten und einem Vikari ist ein großer Unterschied. Der Kadett muß dem Lieutenant, dem Hauptmann, dem Oberst parieren, muß sich selbst tüchtig einreiten, fummeln lassen, ehe er selbst andere fummeln darf. Der Vikar aber weiß gar nicht, was er vorstellen soll, bald soll er Lieutenant, bald Hauptmann, bald Oberst sein, und weil er es nicht weiß, was ist natürlicher, als daß er am liebsten Oberst wäre und daher auch meint, er müsse es sein?

Ebenso weiß der Pfarrer nicht, für was er ihn halten soll; aber ebenso natürlich ist es, daß er selbst am liebsten Oberst bliebe und den Vikar hielte für das, wozu er sich schickt, oder was ihm, dem Pfarrer, am kommodesten wäre, entweder für Kadett oder für Hauptmann. Daraus entstehen nun die fatalsten Verhältnisse, weil die Selbsterkenntnis selten ist, welche richtig urteilt, wozu man

selbst passet, und wozu der andere passet; diese Selbsterkenntnis haben Professoren nicht, wie sollte man sie einem Vikari zumuten oder einem alten Pastor, der sein Lebtag nie Professorenmuggen gehabt, das heißt sich nie beifallen ließ, sich einzubilden, er sei Holz für einen Professor.

Nun mag es oft geschehen, daß allerdings ein Vikar zur Entfaltung aller seiner Tatkraft berufen wird, und da geht es oft strub genug zu und manchmal auch vortrefflich. Aber wiederum ebensooft steht der Pfarrer wirklich geistig an der Spitze der Gemeinde und kräftig, der Zusammenhang ist durchaus ungestört, nur zu einzelnen Verrichtungen fehlen ihm die Kräfte, oder seine Kräfte bedürfen einiger Erleichterung, seine ganze Konstitution bedarf größerer Ruhe. Das scheint nun so einem tatenschnaubenden, heldendurstigen Jüngling eine gräßliche Lage, statt daß sie einem kindlich frommen Gemüte, welches gerne in der Stille sich kräftigt und Erfahrungen sich sammelt, eine herrliche ist, eine Gelegenheit, so in aller Stille hineinzuwachsen in des Volkes Herz und Sinn, eine Gelegenheit, nicht nur im Hebräisch sich zu ermannen, sondern auch unvermerkt zum Verständnis des Volksgeistes zu kommen, und wo derselbe das Loch hat, durch welches man ihm beibringen kann, was man auf hebräisch gelernt und homiletisch zweglegen kann. Er will wirken, handeln, seine Jugend nicht versäumen, und der tolle Wahn sticht ihn, wenn er nicht regieren könne, so könne er auch nichts lernen, als ob ein Lieutenant nicht eben einen guten Obersten mangelte, um ebenso ein Oberst zu werden.

Nun geschieht dreierlei. Es gibt deren gutmütige Seelen, die sich an wenigem ersättigen. Sie befehlen den Schulmeistern alle drei Wochen, die Bänke in den Schulstuben anders zu stellen, lassen den Sigrist etwas länger läuten und ändern etwas in dem Admittieren, einmal auf Pfingsten, ein andermal auf Weihnacht, und würden es kommod finden, die Unterweisungen des Abends zu halten. Indessen, da es nicht geht, hintersinnen sie sich nicht, sondern reden mit vieler Behaglichkeit von den neuen Organi-

sationen, welche sie getroffen, und erwarten mit großer Ruhe ihre weltverbessernden Folgen.

Andere sind ungenügenderen Geistes und streben tiefer; sie wollen wirken nicht nur unter Schulbänken und Tischen, sondern auch auf die Gemüter, sie wollen fußen, wurzeln in der Gemeinde, wollen etwas für sich sein. Das gelingt ihnen aber nur, daß sie sich zwischen den Pfarrer und die Gemeinde drängen, den Zusammenhang zu stören, ihre Person an die Stelle seiner Person zu stellen suchen. Sie sind sich dessen sehr oft nicht bewußt, denn es ist gar zu schwer, immer klar zu wissen, ob man gründlich die Sache fördern möchte oder sich selbst, ob man Gott oder einem Götzen dienet, und zu solchen Götzen stempeln sich oft die, welche so schöne Manieren haben oder so geistliche, daß man nicht genug luegen kann. Das gibt böses Blut, verbittert manchen alten Tag, erzeugt manche Klage. Oft geht es einem solchen so wie einem Eisenwecken, den man da einschlagen will, wo das Holz am besten verbunden ist, er zieht nicht, er springt zurück mit dem Unterscheide, daß dann ein Eisenwecken stumm auf dem Rücken liegt, ein Mensch sich aber grausam gebärdet, davonläuft und die Welt vollbrüllet, es sei nichts zu machen, wie ja heutzutage auch jeder Hausierer, jeder Häftlimacher sich Plätzen abklagt, wie nichts mehr zu machen sei.

Freilich geschieht es ebenfalls, daß ein Pfarrer erst erwacht, wenn ein anderer in der Lücke steht, in welcher er eingeschlafen; dann will er auch wieder kämpfen um seinen Pfosten, und leider Gottes geht es auch da nicht gut. Es handelt sich da nicht um Personen, sondern um ein Reich, und leider Gottes vergessen das nur zu viele oder meinen vielmehr, des Reiches Heil hange davon ab, ob sie Hauptmann seien oder Oberst, und das geht nicht nur Vikarien so oder Pfarrern, welche Vikarien haben, sondern noch ganz andern Prinzen.

Es gibt aber noch eine dritte Art, scheinbar zwischen beiden inne, die ist steinunglücklich. Die von dieser Spezies sehen tiefer als die von der ersten, Bagatellverwaltung genügt ihnen nicht, sie wollen

mehr, sie wollen aus dem Vorhof ins Inwendige, aber wiederum nicht in ehrwürdigem Geleite, haben aber das Herz nicht, den Wächter wegzustoßen, haben die Energie nicht, sich zwischenein zu stellen, sie quellen über in innerlicher Bitterkeit, aber es quillt eben nur, zu Taten wird es nicht. Sie verzehren sich in innerem Groll, sehen die Welt durch einen Gallensack und kaufen sich Kautschukschuhe, damit, wenn von wegen den Sünden die Sündflut wiederkomme, sie doch nicht naß um die Füße würden.

Dieser Art war auch unser Vikari. Er focht den Pfarrer nicht an, aber innerlich focht er desto mehr in Gedanken; in der Gemeinde setzte er ihn nicht herab, aber seinen Freunden klagte er schüli über seine innerlichen Krämpfe und seine äußere Gebundenheit. Zum allgemeinen Verhältnis kam noch ein besonderes, eine Verschiedenheit in den Glaubensansichten, die auch sehr oft eine verschiedene Ansicht vom Leben erzeugt oder auch von einer verschiedenen Ansicht des Lebens ausgeht. Denn das ist der Gugger, daß man sooft nicht weiß, was das erste, was das zweite ist, was vorangegangen und was hintennach gekommen. Schade, daß dieses so wenige wissen! Potz Tüfel, was gäbe dieses für verblüffte Gesichter!

Der Pfarrer war ein gutmütiger, heiterer Mann, um Glaubensformen zankte er nicht, aber in Glaubenswerken eiferte er mit jedem; wie fromm er war, wußte Gott, die Menschen hätten es ihm nicht angesehen. Gegen die Menschen war er milde und je milder, um so niedriger sie stunden, jedoch konnte er gegen Unvernunft sehr heftig werden und umso heftiger, je höher herab sie kam; auch über der Armen Trägheit und Unverschämtheit ereiferte er sich oft, nebenbei aber gab er ihnen reichlich und mehr, als er selbst billigte.

Anders war der Vikar. Er hielt nicht viel auf den Werken, von wegen man wüßte nie, wie grob sie mit Sünden befleckt seien, sagte er, aber auf der Rechtgläubigkeit hielt er viel und wollte nie glauben, daß man über die Rechtgläubigkeit verschiedener Meinung sein könnte. Auf den, welcher nicht rechtgläubig wie er war, sah

er recht kalt und vornehm herab, predigte übrigens oft von der christlichen Demut und bußfertiger Zerknirschung. Den Armen kappete er tüchtig ab wegen Mangel an Arbeitsamkeit und Frömmigkeit, und eben deswegen gebe er ihnen nichts, sagte er; er wolle ihre Sündhaftigkeit nicht verstocken helfen, aber wenn sie sich besserten und bekehrten, so würde Gott selbst ihnen Mittel und Wege zeigen, wie sie sich helfen könnten. Er jammerte, daß die Welt so im argen liege, und wußte Punktum, warum; es fehlte an aufrichtigen Bekennern, und deswegen bekannte er sich Tag für Tag vor den Menschen und bot allem auf, daß man ihm ansehe, wer er sei, und was er glaube.

Es wollte ihn fast versprengen, daß er nicht wirken konnte nach seinem Sinn für das Reich Gottes, daß durch das Verhältnis des Pfarrers zu seiner Gemeinde Hände und Füße ihm gebunden waren, und doch war er zu gutmütig, etwas Gewaltsames zu versuchen und Apartiges. Das Verhältnis mit Pulver zu sprengen oder dasselbe zu unterminieren mit Zeit und Feinheit, dazu war er von Haus aus zu ehrlich, und wenn man ihn zum letztern auch anleiten wollte, so begriff ers nicht.

Er war daher steinunglücklich. Wenn die Brüder erzählten, was sie wirkten, wie weit sie es gebracht mit dem Reiche Gottes, und wie manche Seele sie bereits darin hätten, und er konnte nichts erzählen, hatte nichts gemacht, nichts gestiftet, nichts, kein apartig Kirchlein aufgerichtet und mit so- und soviel Seelen besetzt, so schämte er sich. Man klagte ihn der Lauigkeit an, stifelte ihn auf, die Sache nicht länger gehen zu lassen; der Heiland sage ja, er sei gekommen, Krieg zu bringen und nicht Frieden. Es heiße ja, wer Vater und Mutter mehr liebe als ihn, sei nicht sein, und so ein alter Pfarrer sei noch lange nicht sein Vater oder seine Mutter. Dann kam er stürmisch heim, machte saure Gesichter, ging der armen Sophie aus dem Wege sieben Schritte weit, als ob sie der Schwarze selber wäre, und gab dunkle Bescheide, von denen man nicht erraten konnte, was darin stecken sollte; aber zur Tätigkeit, zum Stiften

kam er nicht, zum Obrist ward er nicht, machte sich aber beständig Vorwürfe darüber, war steinunglücklich, denn er meinte es ehrlich. „Hier hättest du anfangen können, da bot dir der Herr selbst das Heft, dort wollte sich dir eine Seele aufschließen," so stuckete er beständig mit sich, quälte sich mit Vorwürfen; aber im gegebenen Momente erkannte er die Gelegenheit nicht, erst nach einigen Tagen gingen ihm die Augen gewöhnlich auf — das eben hielt er für sein Unglück.

Er hatte sich übel geärgert, wie früher der Pfarrer das Anne Bäbi getröstet, wie er die Gelegenheit versäumt hatte, dessen Seele zu zerknirschen; überhaupt hatte er sooft seinen heiligen Ärger, weil es ihm vorkam, der Pfarrer gehe nur so auf flache, leichtfertige Weise mit den Menschen um. Jetzt war Anne Bäbi wieder in einem solchen Zustande, seine Seele gebeugt, die Bußzucht Gottes so augenscheinlich, daß es ihm mehr und mehr vorkam wie eine besondere Fügung, wie ein Ruf Gottes an ihn, daß er dieser Seele sich annehme, sie rette. Wenn es ihm hier gelänge, so würden an das eine Werk sich vielleicht Hunderte reihen; vielleicht auch sei der Same schon lange im Boden, hätte Wurzel gefaßt, harre nur der günstigen Stunde, harre nur eines entscheidenden Schrittes von seiner Seite, um aufzugehen.

Solche Gedanken gingen in ihm herum und mit ihm; er kämpfte gegen sie, ernährte sie wieder. „Soll ich es wagen, oder ists nur eine Versuchung?" so ging es des Tages sooft in ihm auf und ab. Denn er war von Natur auch in weltlichen Dingen sehr unschlüssig und konnte oft stundenlang angezogen am Fenster stehen, werweisen, ob es regnen werde oder nicht, ob er gehen solle oder daheim bleiben, und am Ende beim schönsten Wetter Hut und Stock wieder in die Ecke stellen, um sich Zeit zu lassen zum Bsinnen bis am folgenden Tage. überdies hatte er nichts Zudringliches, weder Süßliches noch Freches, sondern er war schüchtern, redete ungern Leute an, machte oft einen Umweg, wenn er Leute vor einem Hause sitzen sah, nur um ihnen nicht die Zeit wünschen zu müssen, und

konnte er sie nicht umgehen, so wurde er rot, wenigstens allemal verlegen.

Man kann sich jetzt vielleicht vorstellen, wie es in ihm kämpfte, wie er mehrere Male ausging mit dem bestimmten Vorsatz, zu Jowägers zu gehen, wie unwillkürlich seine Schritte sich seitwärts lenkten und er heimkam, ohne etwas verrichtet zu haben. Er machte sich dann die heftigsten Vorwürfe, faßte den bestimmtesten Vorsatz auf morgen, und morgen ging es ihm ebenso. Das Ding erwerchete ihn immer strenger; es kamen ihm, der sonst nie träumte, sogar Träume. Einmal sah er Anne Bäbi, das winkte ihm immer ängstlicher, immer dringlicher, und als er nicht ging, dünkte es ihn, als hebe es die Hand auf wie zum Fluch. Er erwachte in Schweiß gebadet, bebend am ganzen Körper. Selben Tages führte er endlich seinen Vorsatz aus. Er war in Verlegenheit gewesen, was er gleich anfangs sagen wolle, warum er käme, ob er einen Vorwand brauchen oder den rechten Grund, daß ein Traum vom Herrn gesendet ihn hiehergewiesen.

Er traf den Alten auf seinem Bänklein, wo er sooft absaß, wenn sein Herz schwer war, und schweigend in den Himmel schaute, bis das Herz ihm leichter ward; doch diesmal wollte es nicht leichter werden. Das Bübeli dauerte ihn grusam, es wäre doch noch e Gute worde, das hätt me i de letzte Stunde dütlig gseh. Dann machte ihm Anne Bäbi grusam angst, und sie wußten nicht, was mit ihm vornehmen. Es saß da und nahm sich allem nichts an und hätte nicht gegessen, nicht getrunken, wenn man es ihm nicht aufgenötet; bald brach es in Weinen aus, bald redete es, man wußte nicht, was, ob mit sich selbsten oder mit dem seligen Bübchen. Des Nachts konnte man es nicht zu Bette bringen, und war es im Bette, so hatte es weder Schlaf noch Ruhe, stand alle Augenblicke wieder auf.

Als der Vikar unerwartet vor Hansli trat, erschrak dieser, stand verlegen auf und wußte nicht, was das zu bedeuten hätte. Da erzählte ihm der Vikar, was ihm Gott gleichsam befohlen hätte, und

was er für einen wunderbaren Traum gehabt, und fragte, wo die alte Frau sei. Darüber verwunderte sich Hansli auch und sagte: „He nu so de, ebeso währ! Si ist dinne, chömmet yche!" Unterwegs setzte er noch hinzu: „Es het das geng so gha; es ist ihm geng alles wohl starch i Kopf cho, mi het si müsse i acht näh."

Damit ging er voran ohne Komplimente und überließ dem Vikari den Kummer, nachzukommen. „Lue, da ist dr Vikari!" sagte er in der Stube zu Anne Bäbi, das an der Stelle saß, wo das Bettchen des entschlafenen Knaben gestanden, die Hände im Schoße erbärmlich seufzte. Anne Bäbi nahm wenig Notiz von ihm, die fremdartige Erscheinung riß es nicht aus seinem Gedankenkreise. „Hockit ab," sagte Hansli, „wenn Dr neue (irgendwo) cheut!" „Ihr habt ein schweres Unglück gehabt," sagte der Vikari, „aber man weiß nie, für was eine Sache gut ist, und solche Heimsuchungen findet der Herr nötig, die Menschen aus Schlaf und geistigem Tode zu erwecken. Ja, denket, Frau, der Herr schickt mich zu Euch. Heute in der Nacht im Traum sah ich Euch, fast so, wie Ihr da sitzet, aber Ihr winktet mir. Habt Ihr vielleicht in Euerm Herzen ein Verlangen nach mir gehabt?"

Anne Bäbi, das, als es vom Unglück hörte, zu weinen angefangen, schüttelte auf diese Frage den Kopf. „Daraus kann man absehen," sagte der Vikari, „daß der Ruf umso bestimmter vom Herrn kam. Ja, gute Frau, er selbst schickt mich zu Euch, Eure Seele zu retten, die sonst ewig verloren gehen müßte. Da hat der Herr, der nicht den Tod des Sünders will, sondern daß er sich bekehre und lebe, noch das letzte an Euch versucht; darum, jetzt, wo Ihr seine Stimme höret, verstocket Eure Ohren nicht! Gället, das Knäbli habt Ihr sehr liebgehabt, es ist so Euer eis und alles gsi?"

Da brach Anne Bäbi in lauten Jammer aus: „O Bübli, mys Bübli, wo bisch, ih wott zu dr, ih chumme, ih chumme!" „Ja seht, Frau, das ist eben die Liebe, die ich meine, welche eine so große Sünde ist; es heißt: ‚Du sollst den Herrn deinen Gott lieben über alles!', und jetzt habt Ihr das Kind geliebt über alles, und das war

eine vermaladeite Abgötterei, denn das ist Abgötterei, wenn man etwas mehr liebt als Gott, und das Kind war Euer Gott. Darum, weil der Herr Euch nicht verstoßen, noch nicht ganz fallen lassen wollte, nahm er Euch das Kind; um Eurer Sünde willen mußte das Kind leiden und sterben, Eure sündliche Liebe ist Ursache seines Todes. Der Herr wollte Euch die Augen öffnen, wie es einem geht, wenn man sein Herz an etwas Vergängliches hängt, und wollte Euch zeigen, daß er der Herr sei, der Leben gibt und den Tod sendet. Hättet Ihr das Kind weniger geliebet, es lebte wahrscheinlich noch, aber Ihr machtet es zum Stein des Anstoßes und des Ärgernisses, den der Herr wegräumte. Erkennet, wohin die Sünde führet, sie bringt einem um das Liebste; auch Euch hat sie um das Liebste gebracht, erkennet es, tut Buße und bekehret Euch!

Ja, ja, Frau, bekehret Euch; gerade Ihr habt es am nötigsten! Ihr seid auch von den Leuten, welche meinen, sie hätten es nicht nötig, sie seien brave Leute, aber den rechten Glauben habt Ihr doch nicht, ein Herz zu Gott habt Ihr auch nicht, Ihr liebet alles mehr als Gott und wollt doch um Eurer guten Werke willen in den Himmel; aber Eure besten Werke sind ja mit Sünden befleckt und Eure Gerechtigkeit wie ein unflätig Kleid, und wenn Ihr Euch nicht bekehret, so seid Ihr auf ewig verloren, auf ewig, denn es heißt ja: ‚Wer nicht wiedergeboren wird, kann das Reich Gottes nicht sehen.‘ Ja, Frau, denket, was Ihr Euch selber zugezogen habt, denket, vielleicht lebte Euer Kind noch, wenn Ihr bekehrt gewesen und es nicht so sündlich geliebt hättet, und daß Euch der liebe Gott das Kind hat nehmen müssen, um Euch zu bekehren, weil Ihr, solange Ihr das Kind gehabt, keine Augen und Ohren für ihn gehabt hättet. Erkennet Gottes Gericht, vergesset jetzt das Kind und denkt an Eure Sünden und öffnet der aufrichtigen Buße Eure Seele, jetzt, wo es noch Zeit ist; Ihr wisset nicht, wie lange der Herr Euch noch Zeit gibt, denn der Mensch ist wie Gras und die Herrlichkeit des Menschen wie des Grases Blume.“

„Je eher je lieber!“ heulte Anne Bäbi, „hüt no, grad jetz! O

mys Büebli, mys Büebli, un ih soll jetz no dSchuld sy, daß gstorbe bisch, ih söll di tôt ha, u han ih di doch so liebgha u dr gluegt Tag u Nacht, u jetz chunnt me dä Weg!" „Nit," sagte Hansli, „das seyt ke Mönsch; du hest gmacht, was de chönne hesch, u nüt gfehlt, bis du ume zfriede!" „Jä nein, mein guter Mann, zfriede soll Eure Frau eben nicht sein, das wäre nur der Friede der Welt, und der ist der Tod. Sie soll weinen und wehklagen, aber nicht um das Kind, sondern über ihre Sünde, und daß das Gericht Gottes hat über sie auf diese Weise kommen müssen. Sie wird dem Kind gut abgwartet haben, daran zweifle ich nicht, aber was half das? Wenn der Herr dessen Tod um ihrer Sünde willen beschlossen hatte, so kann man die Schuld am Tode eines Menschen werden, wenn man ihn auch mit keinem Finger anrührt, und gerade schuld am Tode derer, welche uns am liebsten sind." Er hülfs nit z'starch mache, sagte Hansli, als Anne Bäbi, wie man auf dem Lande sagt, graduse brüllete, als ob man es an einem Messer hätte.

Es stach allerdings an einem Messer, aber an einem geistigen. Sein dumpfer, trüber, allgemeiner Schmerz, welcher wie ein schwarzer Nebel die Seele umhüllte und umnachtete, hatte sich ob diesen Reden in Bewegung gesetzt und begann allmälig grausig sich zu verdichten und niederzuschlagen in den einen Gedanken: es solle schuld sein am Tode des Bübchens, und wenn es nicht gewesen wäre, es lebte noch. Noch hatte dieser Gedanke sich nicht zu seiner zweischneidenden tödlichen Schärfe ausgebildet und eingebohrt, aber in formlosen Umrissen wogte er durch die Seele und erfüllte sie mit unaussprechlicher Trostlosigkeit, welche in einem bald lautern, bald leisern, wortlosen Wimmern und Webern sich kundtat. Hansli tröstete immer strenger, es solle nicht so nötlig tun und dSach nit so schwer näh, es sei dem Vikari nicht halb so Erst, wie er drglyche tüy.

Dieser war in bedeutender Verlegenheit. Er wußte nicht, war Anne Bäbis Zustand eine geistige Zerknirschung, ein Vorbote anrückender Bekehrung, oder war es nur das Weinen einer dummen,

beschränkten Frau, sollte er jetzt die Wirkung ruhig abwarten, oder sollte er noch tiefer niederhalten. Daß er schon z'teuf (zu tief) gegriffen, davon hatte er keine Ahndung, und doch kam zu seiner Verlegenheit eine gewisse Angst, weil er diesen Zustand nicht recht heimzuweisen wußte. Er hatte wenig Erlebnisse, war noch niemals der sichtbar werdenden Bekehrung eines Menschen beigewohnt, aber er dachte sich, das werde wohl so gehen, das sei das Gären des Sauerteiges, der Herr fange an zu wirken; das Beste werde sein, ward er rätig, er warte das ab und sehe morgen nach, was sich herausgebildet, und wie er noch nachhelfen könne.

Er sehe, sagte er endlich, daß es doch noch ein Herz hätte für Gottes Wort und nicht ganz verhärtet sei; er hoffe zu Gott, das werde alles gut kommen und es sich wieder erwahren, daß der Herr die, welche er liebe, züchtige, und daß die Züchtigung des Herrn wirke eine friedsame Frucht der Gerechtigkeit. Sie wollten jetzt noch ein herzlich Gebet verrichten und dann das Werk dem Herrn überlassen, der so mächtig im Schwachen sei. Er betete und wirklich herzlich, er meinte es gut und wollte eine Seele retten, aber eines gewissen Bangens mochte er sich nicht erwehren. Morgen werde er wiederkommen, sagte er. „He nu so de, ebeso währ!" antwortete Hansli.

Er wanderte darauf den Weiden nach dem Bach entlang nach Hause. Vor einigen Jahren war den gleichen Weg der Pfarrer gewandelt, als er Anne Bäbi getröstet und aufgerichtet hatte nach Jakoblis Blatterkrankheit, welche Anne Bäbi sich zuschreiben, sie zu Gemüte nehmen wollte. Heiter und freundlich war er den Weg hinuntergewandelt, hatte freundlich dem Spiel der Fische zugesehen auf dem klaren Grunde, und fröhlich war es in ihm. Es war aber nicht die Fröhlichkeit des Selbstgefälligen, der sich erst selbst lobt und preiset, dann noch Mann um Mann sich denkt, jedem Lob und Preis zwischen die Zähne legt, um das durch sich selbst dorthin gelegte Lob sich als ein fremdes zu pflücken und sich zu Gemüte zu führen; es war ein wortloses, freundliches Säuseln des Geistes, dem man keinen Namen geben kann, in dem Gott wohnet, das aber wie

ein süßer Friedenskuß, wie ein Liebesblick des Himmels unser Herz berührt und ein selig Lächeln auf die Lippen ruft.

Jetzt stürmt unser Vikar denselben Weg entlang. Auf dem klaren Grunde sieht er das Spiel der Fische nicht; die Disteln sicht er dem Bache entlang, Kopf um Kopf derselben fliegt ins Wasser, schreckt die Fischlein auf dem hellen Grunde. Er lächelt auch, aber dann kömmt der Ernst wie eine düstere Wolke und legt sich über sein Gesicht; auf demselben sieht es aus, wie der Himmel aussieht im Aprilwetter. Er freute sich seines Werkes; herrlich sei es ihm gelungen, den Zunder des Lebens in einen Toten zu werfen, eine schlafende Seele zu wecken. Wenn er nächstens zu den Brüdern komme, so hätte er doch auch was zu erzählen, und es nähmte ihn wunder, was sie dazu sagen, und ob wohl einem von ihnen was Ähnliches gelungen.

Und was daran sich knüpfen, was sein Werk für einen Fortgang nehmen, ds Pfarrers dazu sagen werden, nahm ihn ebenfalls wunder. Hatte er einmal diese Familie gewonnen, so hatte er den Fuß im Hafen, hatte einen Platz gewonnen zum Versammlunghalten, konnte da wie von selbst an einem schönen Abend sich einfinden; angfähr fanden sich auch andere ein, einer erbaute den andern, es gab herrliche Stunden, den Herrn zu preisen und zu loben, der aus kleinen Anfängen so Großes werden läßt.

An einen wunderbaren, unerklärlichen Traum knüpfte sich hier das Heil einer ganzen Gemeinde vielleicht auf Kinder und Kindeskinder hinaus. Dann kamen wieder Zweifel gezogen über den Ausgang. Das Betragen der Frau schien ihm seltsam und ängstlich, und obgleich er fest glaubte, er werde mit Kraft und Gottes Hülfe die Sache zum rechten Ziel führen, so glaubte er es doch nur mit Anstrengung tun zu können. Dann ärgerte ihn Hansli mit seiner Kaltblütigkeit, und daß auch die andern eigentlich sowenig auf seine Worte gegeben, sondern nur ängstlich um die Mutter gewesen. Er dachte, wenn auch die alte Frau gewonnen sei, so werde es doch noch manch harten Kampf kosten, die, welche dagestanden wären,

als gingen alle seine Reden sie nichts an, auf die rechte Bahn zu bringen; aber habe er einmal die Alte beim Herrn, dann wollte er mit den andern zweg und wolle ihre Herzen zerreiben, daß sie würden wie Korn unter den Mühlesteinen.

So sahen ihn die Weiden am Bache; oh, so Weiden sehen viel; wenn sie alles erzählen könnten, was an ihnen vorübergeht, und was über die Herzen weht, die an ihnen vorübergehen! Was aber erst eine Eiche sehen mag, welche seit fünf- bis sechshundert Jahren an der gleichen Stelle steht und alles sieht, was des Weges geht, welche die Berner ausziehen sah zur Schlacht bei Laupen, welche sie sah, als sie nach Neueneck zogen, welche sieht, wie sie jetzt nach Wangen ziehn, einem Fischlein nach oder sonst was Eßbarem, welche hin und her ziehen sieht Große und Kleine, Alte und Neue, Buben und Mädchen in wichtigen Dingen und eitelm Treiben, Aufgeblasene und solche, die aus dem letzten Löchlein blasen. Wenn so eine Eiche an der Freiburgstraße zum Beispiel zu reden und zu erzählen begönne und die Nachricht käme auf Bern, wahrscheinlich auf die Zentralpolizei zuerst, es rede eine Eiche auf der Freiburgstraße, das würde einen Klupf geben, der vom obern Tor bis zum untern ginge, und auf dem Rathause würde guter Rat teuer. Auf den Klupf würde es ein Geläuf geben, zu hören, was die alte Eiche rede, der neue Prediger in der Wüste, und alle schlottern, es möchte jetzt an ihre Voreltern gehen, jetzt an sie selbst, ihre Weiber und Kinder. Es würde Alarm im Lande geben und was sonst noch, weiß Gott, wenn nicht etwa der Zentralpolizeidirektor einen Einfall hätte, wie man die alte Eiche zum Schweigen bringen könnte.

Noch aber reden glücklicherweise die Eichen nicht; auch die Weiden am Bache blieben stumm, konnten nicht erzählen, was der Vikar gehabt, als er bei ihnen vorbeigestürmt; sie vernahmen es daher im Pfarrhause nicht. Der Vikar traute ihnen nie, und seit der Geschichte mit der Predigt vertraute er ihnen auch nichts mehr. Aber ein Zeichen tun mußte er doch; er lächelte daher zuweilen, als ob er

etwas wüßte, dann zog er bedenkliche Mienen, ließ hie und da ein bedeutsam Wort fallen, von dem man gar nicht begreifen konnte, wie er dazu kam. Er ging höher einher in einer seltsamen Würde, schnippte seine Worte gar seltsam hinaus, und wenn er einen Rock mit Pelz verbrämt besessen hätte, er hätte ihn bestimmt angezogen am selbigen Tage trotz seiner Geistlichkeit. Je länger er von Jowägers Hause weg war, je dunkler Anne Bäbis Tun ihm ward, dessen Züge verschwammen, umso mehr war er überzeugt, daß ihm sein Werk gelingen werde. Er mochte daher den Morgen kaum erwarten, bis er gehen, den Fortgang betrachten konnte.

Einen Fortgang sah er allerdings, aber welchen?

Bei Anne Bäbi hatte sich der Gedanke immer bestimmter gestaltet, immer tiefer gegraben, es sei schuld am Tode des Kindes. Die dunkeln Mächte des Wahnsinns walten geheimnisvoll, sie kommen und gehen, woher und wie, ist unbekannt, ihr Walten geht über der Menschen Raten, und wenn es auch Menschen zu gelingen scheint, einen Geist zu lösen, den sie gebunden, so hat Gott es getan. Auch steht es in meiner Macht nicht, einen Menschen in die Gewalt dieser Mächte zu bringen, ihn binden zu lassen mit des Wahnsinns fürchterlichen Banden; der Sterbliche kennt den Zauberspruch nicht, dem sie gehorchen, der sie ruft und fliehen heißt, diese Gewalt liegt in einer höhern Hand.

Aber es gibt Gemüter, die Jahre durch am Rande des Wahnsinns schwanken, Gemüter, über die nicht bloß Begebenheiten, sondern auch einzelne Worte eine besondere Kraft üben, welche sie nicht begwältigen können, so daß dieses eine Wort gleichsam ihre Seele auf und niederpeitscht, in fieberhafter Schwingung sie erhält, und wie leicht geschieht es alsdann, daß über die üblichen Schranken die Wellen schlagen! Und das sind nicht etwa gräßliche, gewaltige Worte, es sind oft sehr unbedeutende Worte, Worte, welche man sonst nicht beachtet, aber sie schlagen zur verhängnisvollen Stunde in die Seele. Ihr könnet einen großen Teil dieser Leute daran erkennen, daß sie nie ganze Sätze zu begreifen imstande sind, ihre

Gedanken bleiben immer nur an einem Worte kleben, nur einzelne Worte bringen eine Wirkung in ihnen hervor. Aus ganzen Predigten wissen euch diese Leute nur einzelne Worte, die eben besonderen Eindruck auf sie gemacht; aus einer ganzen Unterweisung werden gewisse Kinder nie mehr als einzelne Worte wiedersagen können.

Kanzelt Mägde ab, so gibt es welche, die euch fast des Guggers machen, indem ihr es nie dahin bringen könnt, den Sinn und die Bedeutung einer Abkanzlete zu begreifen, sie hängen sich an einzelne Worte, schnappen diese auf, fangen an zu räsonieren oder zu schreien und zu heulen, als ob ihnen ein Stich ins Fleisch gegangen, und diese Worte tragen sie bei sich herum wie andere Leute was Rares und weisen sie bei jedem Anlasse vor. Die einen gebärden sich so aus Bosheit und Tüfelsüchtigi, aber andern ist es wirklich ihrer Natur gemäß. Es ist in ihnen eine Beschränktheit, von welcher man sich kaum einen Begriff zu machen imstande ist, die wirklich nur ein Wort auf einmal fasset, unter dessen Macht sie kommen wie andere unter die Macht eines gewaltigen, tiefen Eindruckes, den man fast nicht zu begwältigen vermag. Zu diesen Leuten muß man sehen und sie mit besonderer Rücksicht behandeln, wie man auch Leute schont, welche einen schwachen Magen haben, der nicht alles ertragen mag. Diese Schonung schwacher Seelen empfiehlt auch Paulus und geht darin mit eigenem Beispiele voran, und wo sie außer acht gelassen wird, da nimmt die Zahl der Wahnsinnigen zu, vide Neutäuferei.

Ich will nicht sagen, daß man die Gewalt habe, einen Menschen wahnsinnig zu machen, sobald man wolle, aber man kann doch Ursache werden vom Wahnsinn eines Menschen, dessen Möglichkeit man recht gut hätte voraussehen und also hätte meiden, unterlassen können, womit man ihn herbeigeführt. Das sei nicht gefährlich, wird man vielleicht sagen, unter Hunderten begegne so was kaum einem. Möglich, aber wer weiß, was Wahnsinn ist, wird es begreiflich finden, wenn ich meine, es lohne sich wohl der Mühe, gegen hundert menschlich zu verfahren, um den einen vor

dem Zustand zu bewahren, welche die Hölle auf der Welt ist. Möglich, daß so ein junger Kannibal von Mediziner oder Pietist nicht dieser Meinung ist, daß der eine sagt, auf so ein gschi— Bauernleben mehr oder weniger komme es nicht an, wo es sich um die Erweiterung der Kunst handle, und der andere, wo es sich um das Heil der Seele handle, komme es so auf einen Babiverstand mehr oder weniger nicht an, gölten keine Rücksichten, — zugfahren, heiße es. Möglich, daß so geredet wird, aber doch sicher nur von medizinischen oder pietistischen Kannibalen.

Anne Bäbi hatte einen sehr schwachen Kopf und führte doch ein absolutes, despotisches Regiment, was öfters beisammen ist, als man glauben sollte, aber exempla wären odiosa. Worte, Eindrücke, setzten sich fest in seinem Kopf, regierten ihns und regierten ausschließlich das ganze Haus so lange, bis neue Eindrücke oder Worte die alten verdrängten, den Gedanken, dem Willen eine andere Richtung gaben, und die alten blieben umso länger, je mehr sie Widerstand und Widerspruch fanden; Widerspruch und Widerstand waren die zwei Hämmer, welche Worte und Eindrücke stärker in die Seele schlugen. Das wußte Hansli und tat es nie, und doch erfuhr er es noch manchmal, wie einfache, hingeworfene Worte, Bemerkungen wie Feuerteufel wirkten in Anne Bäbis Seele.

Bloß Mädi widerstritt Anne Bäbi, gleichsam dessen böses Prinzip, siegte aber eben deswegen nie aus eigener Kraft. Hansli wußte, wie teuf Anne Bäbi alles griff, und wie es durchaus einseitig von einem regiert werde, und es machte ihm deswegen oft angst. Wenn was darnach käme, sagte er, es käme Anne Bäbi i Kopf, es wüßt ke Mönsch, wie, u de wurds nit recht im Kopf, daß es ke Gattig hätt. Davon und von der Eigentümlichkeit des menschlichen Kopfes hatte der Vikari keine Ahnung; daneben war er grusam e Gschickte. Als er zu Jowägers kam und mit dem Traum anfing, schwanete es (ahnete) Hansli gleich, es könnte nicht gut kommen, Anne Bäbi könnte das z'teuf nehmen, er ließ darum auch einige Worte fallen, auf welche aber der Vikari mit seiner vorgefaßten Meinung und

voll von der Wichtigkeit des bevorstehenden Werkes gar nicht achtete. Als derselbe kam mit seinen Vorwürfen, so faßte Anne Bäbi von dem Sinn seiner sämtlichen Reden nichts auf, als daß es schuld am Tod seines Bübchens sei, daß dasselbe seinetwegen gestorben, und wenn es nicht gewesen wäre, so lebte es noch. Von Buße, Bekehrung, Wiedergeburt verstund es nichts und ließ sich gar nicht träumen, daß es sich zu bekehren hätte, war es ja doch eine brave Frau, hatte nie mit einem andern zu tun gehabt und gestohlen auch nicht, und in der Käfi war es auch nie gewesen, und in eine Käserei gegeben und mit der Milch bschissen und mit dem Käser unter einer Decke gelegen war es auch nicht.

Also schuld am Tod des Knäbchens war es, so sagten die Leute, sogar der Vikari kam expreß, es ihm zu sagen, ihm, dem sonst niemand etwas vorwarf, niemand einer Sache es beschuldigte als zuweilen etwa Mädi, aber nur verblümt und halblaut. Das kam ihm teuf in den Kopf, und sein Wimmern ward lauter, seine Angst größer. Wenn das arm Bübli nicht eine selligi Großmutter gehabt hätte, so lebte es noch; man sollte es doch auch töten, es verdiene nicht mehr zu leben, dMörder richte man, dLandjäger würden wohl bald kommen und es holen, und es sei ihm recht, es sterb je eher je lieber, daß es wieder zu seinem Bübli komme.

So begann es zu reden und immer deutlicher, je bestimmter der Gedanke in ihm sich ausbildete, und immer ängster ward es seinen Leuten; sie kamen alle, ihns zu trösten, ihm zuzusprechen, ihm zu sagen, so was denke kein Mensch, und es hätte den Vikari nur unrecht verstanden; aber es hörte sie nicht, oder wenn es sich ihrer achtete, so sagte es, sie könnten ihm lang reden, es wisse, was es wisse, und sie würden es bald erfahren, wenn die Landjäger kämen und es nehmten vor dHerre. Vor dem Gericht fürchte es sich nicht, je eher es sterben könnte, desto lieber sollte es ihm sein. Sie hofften alles von der Nacht. Wenn es schlafen könnte, so meinten sie, es würde alles vergessen, aber sie irrten sich. Es schlief nicht, es seufzte nur, es meinte immer, die Landjäger zu hören, es stund oft auf, ging

unter das Fenster, wollte hinaus, und nur mit großer Mühe konnte Hansli es im Bette hüten und behalten.

Als sie am Morgen den Vikar rasch den Fußweg hinaufkommen sahen dem Hause zu, tat es jedem weh in der ganzen Haushaltung, und es zuckte ihnen durchs Herz; aber keines sagte, was es fühlte, sondern machte bloß, daß es abweg kam, den Vikar nicht zu sehen brauche. Nur Mädi sagte: „Dert chunnt dä Stürmi, er cha jetz cho luege, was er agrichtet het; ih will ihms fry grad säge, sobald er dopplet, dä muß wüsse, was er cha, dä!" „Bis mr nit ds Hergetts!" sagte Meyeli, „und keys Wort red mr zur Sach, ghörst; es ist mr wege ds Pfarrers, u de wird er öppe scho gseh, wies ist." „Das ist no dFrag," sagte Mädi, „e sellige ist imstang, es Surkabisbocki fürn e Grichtsäß azluege, u wege ds Pfarrers bruchti me nit Chummer z'ha, er syg ne neue o z'uwitzig u z'geistlig, si sölle neue enangere dSach scho mängisch ungnötet gseyt ha." „Syg das, wies well," sagte Meyeli, „so schwygst du mir; emel einist hey mr Lydes gnue, mi muß nit no selber neus mache." „He ja, ja," sagte Mädi, „Anne Bäbi ist o mängist nit gege mr gsi, wies hätt sölle, aber es cha mi notti doch no dure, u wenn ih wüßt, daß es öppis gege mr hätt, su wärs mr doch leid."

Da hoschete es draußen; Meyeli wischte die Hände nochmals ab und öffnete die Türe, und als der Vikar fragte: „Wie geht es bei euch, was macht die Mutter?", so sagte es: nicht am besten, die Mutter sei übel zweg, er solle aber so gut sein und hineinkommen. Der Vikar dachte an eine immer tiefer dringende geistige Zerknirschung, freute sich daher innerlich über das glücklich begonnene Werk und sagte, das, wo einem am übelsten scheine, sei oft gerade das Wahre, und wenn man es recht fasse, so führe es den Menschen zum rechten Heil. Meyeli antwortete nicht, sondern tat die Türe auf und ließ ihn vorangehen. Drinnen war Jakobli, er hütete die Mutter.

Anne Bäbi saß da, in dumpfes Brüten versunken, fuhr aber auf, als der Vikar hineintrat, und sagte: „Han ihs nit gseit? He nu,

je eh, dest besser!" Nun begann ein schmerzlich Mißverständnis, welches den armen Leuten fast die Seele aus dem Leibe trieb. Der Vikar redete seine Sprache, redete vom Herrn, und daß er Anne Bäbi zu ihm führen wolle. Anne Bäbi hatte diese Sprache nie gehört, verstund unter Herr den Richter, Pfarrer oder Landvogt, kurz den, der ihm das Leben absprechen, sagte, es sei zweg, komme je eher je lieber, forderte nur noch eine Kappe und eine frische Scheube. Den Vikar ängstigte das, er meinte, sie brauchten deswegen hier nicht fort, der Herr nehme es auch hier an, und auf die Kleider sehe er nicht. Anne Bäbi sagte, es sei ihm auch recht, aber es hulf pressieren, es sei ihm daran gelegen, daß die Sache vor sich gehe heute noch. Der Vikar fand Pressieren auch gut, doch ward ihm unheimlich, er sagte von Beten zusammen. Anne Bäbi sagte, wenn er es hier machen könnte, so sei es ihm auch recht, so könnten es seine Leute auch hören und ein Exempel daran nehmen; es werde aber müssen auf dKneu nieder?

Es war ein herzzerreißender Auftritt; wie Jowägers alle weinten, kann man sich vorstellen, wie es sie schüttelte, als Anne Bäbi aufstand, Abschied nehmen wollte, bat, sie sollten ihm nicht zürnen, es heyg das Kingli tôt, es chönn selber schier nicht sagen, wie, aber selig werds notti und chömm de zu ihm, wenn es jetzt dStraf abtue. Dem Vikari begannen die Augen aufzugehn, er begriff, daß da ein Mißverständnis vorwalte; er fragte, was es gegeben, was Anne Bäbi eigentlich meine, gestern sei es auf so guten Wegen gewesen. Er vernahm, wie Anne Bäbi ihn verstanden, daß es müsse gerichtet werden, weil es das Kind getötet, wie es ihn für einen Schreiber oder verkleideten Landjäger angesehen, den der Herr geschickt, die Sache zu untersuchen, und wie es behauptet, er werde wieder kommen, ihns holen, es müsse gerichtet werden; aber es sterbe gerne, dest eh sei es wieder bei seinem Bübeli.

Der Vikar verwunderte sich höchlichst, wie man so klare Reden mißverstehen könne, so etwas sei ihm doch wirklich noch nie vorgekommen; er wollte erklären, sich verständlich machen, der Schweiß

stand ihm auf der Stirne, denn mit all seinem Erklären nagelte er Anne Bäbis Vorstellung nur fester, es pressierte nur dest stärker zu gehen. Es war ein fürchterliches Zusehen für die, welche inmitten dieses Mißverständnisses standen und es nicht heben konnten und hören mußten, wie der Vikar es immer vergrößerte. Es ist aber ebenso fürchterlich, wenn man redet und redet, und man sieht, daß man nicht verstanden wird, und man versucht es immer von neuem, aber findet die Sprache nicht, die verständlich wird, weiß nicht, wo es fehlt, begreift nicht, daß es daher kömmt, weil man Begriffe, Vorstellung, Redweise des Betreffenden durchaus nicht kennt. So kann man Deutsch zum Deutschen reden und wird nicht verstanden; es ist, als ob beide direkt vom Bau zu Babel kämen.

Er wußte zuletzt nichts zu machen als zu gehen. Der Herr werde das schon zum Guten wenden, sagte er, man müsse ihr nur Zeit geben zum Nachdenken, es werde das Wahre doch durchbrechen. Morgen wolle er wiederkommen, oder wenn man früher nach ihm verlange, so solle man es ihm nur sagen lassen.

Als nun der Vikar ging ohne ihns, ward Anne Bäbi sehr böse, und die Seinen hatten schwere Not mit ihm. So zum besten halten ließ es sich nicht, sagte es; man gönne es ihm nur nicht, aber es wolle ihnen zeigen, wer Meister sei. Was es getan, wisse es, und jetzt wolle es auch, was es verdient hätte, damit es selig werden könnte; aber grad das möchten sie ihm nicht gönnen und hätten ihre Freude daran, wenn es dem Teufel zumüßte; aber reisen wolle es es ihnen.

Dem Vikar war es schwer zumut und ganz dunkel im Kopf, und als er den Weiden entlang nach Hause ging, da ging er, als versinke er mit jedem Schritt bis an die Knie in die Erde. Was er glaubte, es werde ihm zum Eckstein, war zum Stein des Ärgernisses geworden; während er von Freude und Ehre träumte, fand er eine zerrüttete Seele; statt fortzufahren und eine Seele retten, stand er an einer Mauer und hörte jenseits, wohin er keinen Weg wußte, einen herzzerreißenden Jammer. Noch stand ihm der innere

Zusammenhang nicht vor Augen, aber nichtsdestoweniger war ihm sehr bange. Er besaß die Kaltblütigkeit der Neutäufer zum Beispiel und ihre souveräne Verachtung gegen alle, welche nicht zu ihrer Partie gehören, nicht. Es geschah den Neutäufern nicht selten, daß in ihrer Mitte Menschen verrückt wurden. Diese ließen sie ohne Hülfe und stießen sie direkt oder indirekt unter die Kirchgänger zurück, in die Kirche zurück, aus denen sie dieselben gelockt hatten. Sie hatten keine Ahnung von einer Schuld an deren Zustand, weil solche Leute selten den Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung erkennen; sie sagten ganz ruhig, ihr Zustand sei vom Teufel, und weil sie sagen, die Kirchgänger seien auf den Wegen des Teufels, so schlossen sie, solche arme Zerrüttete gehörten als vom Teufel aus ihrer Herde geführt wieder unter die zurück, die freiwillig dem Teufel zugingen, und überließen Sorge und Pflege denen, welche an ihrem Zustand keine Schuld trugen.

Den Vikar plagte dieser Zustand sehr. Er hatte wirklich Mitleid mit dieser armen Frau, obgleich er sich eines gewissen Ärgers über sie, daß sie so sehr seine Erwartungen vereitelte, nicht erwehren konnte und gegen einen Verdacht sich wehren mußte, als ob das alles nur Verstellung, ein angelegtes Spiel sei; es plagte ihn sehr, was die Leute dazu sagen werden, und ob nicht der eine oder der andere ihm die Schuld geben würde aus Unverstand und aus Haß gegen alles fromme Wesen und jede fromme Wort. Wie aber das wohl möglich wäre, dachte er, mit einer Ermahnung einen Menschen zu verwirren; es wäre doch wohl traurig, wenn man keinem Menschen einen Zuspruch erteilen könnte, ohne Gefahr zu laufen, ihn verrückt zu machen. Das wäre Wasser auf die Mühle derer, die allem geistlichen Zuspruch feind seien und jeden verschreien als dumm oder anmaßlich oder staatsgefährlich.

Was ds Pfarrers dazu sagen würden, plagte ihn vor allem. Ob es besser wäre, er finge selbst davon an und erzählte ihnen die Sache, damit sie mit der Wahrheit berichtet würden, oder aber sich zu stellen, als ob er nichts wüßte, das beschäftigte ihn sehr. Darauf

kam er immer wieder zurück, daß er an dem Unglück durchaus keine Schuld hätte, und widerlegte immer bündiger die Leute, rechtfertigte sich immer kräftiger, und wenn er fertig war, so war er doch nicht ruhig, sondern fing von vornen wieder an, und wenn er hintenaus war, so kam er wieder vorfür und immer wieder.

Der gute Vikari wußte nicht, daß dieses Studieren zur Rechtfertigung, wo man immer wieder vorfürmuß, meist nichts anders ist als ein Zurechtzupfen einer Decke, welche zu kurz oder zu schmal für den Gegenstand ist, welchen sie decken sollte. Mit einer solchen Decke kömmt man nie zurecht; zupft man oben, so fehlt es unten, zupft man unten, so fehlt es oben; gäb wie man vorfürgeht, fertig wird man nie. So ist es mit allen Entschuldigungsgründen, welche ein Unrecht decken sollen; ganz zu decken vermögen sie es nie, ein geheimes Gefühl sagt es uns, denn hier können wir die leiblichen Augen nicht brauchen. Und doch soll es geschehen, und wir sind die ersten, die meinen, es sei geschehen, das Ding sei ganz bedeckt, an dem wir doch noch immer auf- und ablaufen und immer neu zudecken. Und wenn jemand durch die Decke sieht, und was unter ihr liegt, so können wir recht zornig werden und aufbegehren, daß er uns nicht glauben will, sich nicht überreden lassen will, wie wir uns selbst überredet.

Es wird wirklich manchmal seltsam komisch, wie so ein Hans oder ein Trini, dem man zeigt, was unter dem Deckeli liegt, sich gebärden kann wie eine Katz am Hälsig, als ob man ihm das himmelschreiendste Unrecht tue, als ob er uns verklagen wolle noch am jüngsten Tage. Man kömmt selten darüber, ob er wirklich an seine Rechtfertigung glaubt, oder ob es nur Zorn ist, daß man nicht an seine Gründe, nicht an ihn glaubt wie an das Wort des Evangeliums, oder, im Geiste der Zeit ausgesprochen, daß man ihn oder ihns, Hans und Trini, nicht für eine Autorität hält, die immer unbedingt recht hat. Es ist allerdings schön, so dazustehen in wahrer Glaubenswürdigkeit einem Turme gleich fest in jeglichem Winde, ruhend auf den beiden Ecksteinen Wahrheit und Weisheit; aber daß man

jedes Tschaggeli und jeden Lümmel und jeden Lügner und jeden Büffel für einen solchen Turm ansehen solle, das ist eine starke Sache. Seit man Gott die Autorität genommen, will nun jeder Bube eine Autorität sein; es bleibt aber doch immer nur eine Buben-autorität. Freilich, wenn man ihm dieses zu verstehen gibt, verblümt oder unverblümter, so wird er taub, ist aber halt auch graglych.

So war dem Vikar sein Unrecht nicht klar, und noch eines begriff er nicht. Es ist wunderbar, und alle Tage geschieht dies Wunder, daß, wenn ein Mensch etwas tut nicht aus Glauben und nicht zur Ehre Gottes (das heißt, er kann es wohl sagen, aber er denkt doch dabei an seine eigene Erhöhung, was er für ein Köbi sei, und was die Menschen dazu sagen werden), so erniedrigt ihn Gott und schlägt ihn in den Graben, das heißt, es geht ganz umgekehrt, als er glaubte, es schlägt übel aus, weist sich als eine verkehrte Handlung aus oder hat sonst üble Folgen, die man freilich nicht berechnen konnte, welche aber doch die Menschen einem zurechnen. Das sind Finger-zeige des Vaters, zeitliche Strafen, welche verhüten sollen, daß wir nicht alles Gute, welches wir tun, hintendrein alsobald mit Sünden beflecken, mit den Sünden des Hochmuts und der Eitelkeit.

Das alles merkte der Vikari noch nicht, war aber nicht ruhig dabei, die Sache wollte ihm nicht aus dem Kopfe; er nahm sich aber vor, im Pfarrhause zu tun, als wüßte er nichts Besonderes, und erst, wenn man ihn frage, zu sagen, was es sei, das heißt sein Deckeli hervorzunehmen und es zurechtzuzupfen.

Aber man fragte ihn nicht, man redete von der Sache nicht, er mußte sie in sich behalten, und merkwürdig ist wieder, wie so eine Sache ein eigentümlich Leben zu haben scheint, wächst, aufschwillt und, je nachdem sie an einem Orte ist, uns entweder das Herz zu ver- oder den Kopf oben abzusprengen droht. Er mußte daran sinnen, er mochte wollen oder nicht, er mußte mit Gewalt sich zurückhalten, nicht noch am Abend zu Jowägers zu gehen, aber eine gewisse Scheu widerstand dem Drange; die Leute hatten ihn so sonderbar angesehen, waren weder freundlich noch dankbar ge-

wesen, und was sollte er sagen selben Abend schon wieder? Durch die Nacht besserte es hoffentlich, oder veränderte Umstände gaben ihm bessern Rat.

Aber am folgenden Morgen, während sie im Pfarrhause beim Frühstück saßen, klopfete es; die Magd kam herein und sagte: „Es ist neuer da, dr Herr söll usecho.“ „Wer ist es?“ frug der Herr. „Ich weiß nicht, aber er pressiert gar.“ „Gang lue doch, Sophie!“ sagte die Frau Pfarrerin, „vielleicht kannst du auch Bescheid geben und drwyle ds Papali ustrinke.“ Sophie ging, kam plötzlich wieder und sagte: „Ds Jowägers Knecht ist draußen, Ihr sollet geschwind kommen, Papa!“ „Was hats gegeben?“ fragten Papa und Mama zusammen. Da stand der Vikar auf und sagte: „Er wird wahrscheinlich mich meinen.“ „Nein,“ sagte Sophie, „Euch meint er nicht, er hat ausdrücklich gesagt, dr alt Herr, nit dr jung. Er sagte, es hätte neuis Ungschickts gä, aber was, will er nicht sagen.“ „Du willst doch nicht gehen,“ fragte das Mamali, „der Weg ist wüst und der Morge kühl, u denk, wie alt de bist; könnt nit dr Herr Vikari afange ga luege, was es wär?“

Aber während die gute Frau ihre Rede hielt, war der Herr schon draußen, und als sie ihm die Schuhe und Überstrümpfe anzog, mußte sie hören, daß sie ihm doch nicht mit solchen Reden kommen solle, aber sie werde nie witzig, sie hätte doch ja gehört, daß man ihn wolle und nicht den Vikari. Das hätte er ihr vor dem Vikari nicht sagen können, ohne ihn zu beleidigen. So sei sie gerade mit ihrem vorschützigen Gutmeinen schuld, wenn der junge Herr böse werde und meine, er, der Alte, greife ihm unbefugt ins Handwerk.

Übrigens müsse es seinen bestimmten Grund haben, daß man ihn ausdrücklich verlange. Der Schulmeister habe ihm gestern abend gesagt, was wohl bei Jowägers sei, der Vikari sei zwei Tage hintereinander dort gewesen. Er habe aber den Vikari nicht fragen mögen; wenn er den Geheimniskrämer mache, so könne er, fragen tue er ihn nicht. Es komme ihm aber fast in Sinn, was dort sei; indessen wolle er erst sehen, ehe er etwas sage. „Wann kömmst du

heim?“ frug die Mama, als der Herr Hut und Stock beides am rechten Ort hatte. „Frage mich doch nie, wann ich heimkomme; wie oft habe ich dir das schon gesagt? Weiß ich, wie der Herr mich führt, und was die Leute an mich bringen? Niemand als Gott hat eine so große Audienzstube wie so ein alter Pfarrer; wo er geht und steht, wird er angesprochen, muß Rede stehen, und er tut es gerne, gäb wie pressiert er ist, er weiß ja nie, ob das Wort, das er jetzt sagen könnte, ihm später noch einmal zu sagen erlaubt ist.“ „Aber Papali, wird nit höhn, ih frage ja nit wege mir, ih frage wege dir, wenn me dr soll dFinke z'warme tue u dr Nachtrock uf e Ofe, und weil du nur zu Jowägers willst, so habe ich geglaubt, so ungefähr wüßest du, wenn du heimkämest, in ere Stund oder zweune.“

So ging der alte Herr, und der junge sah ihm aus seinem Fenster nach. Erst regte sich der Zorn in ihm über den alten Herrn, der ihm immer ins Handwerk pfusche, nicht die Selbsterkenntnis habe, dieser Zeit nicht gewachsen zu sein (den Zeitgeist nicht im Leibe habe), neidisch auf ihn sei und nicht leiden möge, wenn er Fuß fasse in der Gemeinde. Doch dieses war nur der erste Schatten, der flog vorüber; denn soviel Gerechtigkeitssinn hatte der Junge doch, daß da der alte Herr sich nicht zugedrängt, sondern daß man ihn ausdrücklich gerufen habe. Aber erst nun recht kamen ihm Angst und Zorn, und er hatte fast kein Bleiben mehr; es schien ihm, als hätte er das Recht, selbsten hinzugehen, zu sehen, was da wäre, und zu verhüten, daß nicht eine unberufene Hand ihm zerstöre, was er so schön angefangen, und was vielleicht die andern Hausbewohner, welche so unempfänglich schienen, so Unchristen, nicht aufkommen lassen möchten, wie es ja oft geschehe, daß man die bis aufs Blut verfolge, welche sich bekehren wollten und den Heiland annehmen. Aber was war wohl begegnet? Wäre es nur ein allgemeiner Wunsch und nicht ein plötzliches Ereignis, so hätte man den alten Herrn nicht so früh und dringlich rufen, sondern etwa sagen lassen, er solle kommen, wenn es sich ihm öppe schick, oder wenn er angfähr bim Hus vrbygang.

Und was für ein Ereignis war das? Er grübelte aus seinem Gedächtnis Wort für Wort wieder hervor, was gesprochen worden, und je mehr er zusammenzustellen hatte, umsomehr stieg in ihm die Ahnung auf, Anne Bäbi habe den Tod gesucht. Schwermütige und Irrsinnige suchen ihn ja so oft, daß das jedes Kind weiß und sagt: „Zu dem muß me luege; gäb wie leicht, so könnte der sich ein Leid antun."

So etwas mußte geschehen sein, aber warum berief man ihn nicht, der doch so treu sich ihrer angenommen, sondern den alten Herrn, der gleichgültig zu Hause geblieben und ihrem Jammer von ferne zugesehen? Undank sei der Welt Lohn, dachte er. Unverstand suche bei jedem Unglück eine unschuldige Ursache, aber seltsam sei es doch, daß das Ding bald nach seinem Weggehen angefangen; hatte er doch gar nichts bemerkt, als er fortging; wars doch unmöglich, daß so bloße Worte einen solchen plötzlichen Eindruck hervorbringen könnten.

Dem armen Vikari ging es fast so wie einem, der in einsamer Scheune geruhet, dort eine Pfeife eingemacht, Feuer geschlagen, die Pfeife angebrannt, den Deckel zugemacht und seines Weges fortgegangen. Auf einem Hügel ruht er wieder aus, sieht hin, wo er hergekommen, sieht dort Rauch aufsteigen, einen Brand beginnen, und es muß die Scheune sein, in der er geruht. Nun fällt ihm nach und nach ein, daß er dort Feuer geschlagen, die Pfeife angebrannt, aber schuld am Brande konnte er doch nicht sein, hatte er doch einen Deckel auf der Pfeife und nirgends Feuer verzattert. Aber wie konnte dann das Feuer entstehen, und brach es nicht bald nach seinem Weggang aus? Aber hundertmal hatte einer in einer Scheuer Feuer gemacht, und nie hatte es gebrannt. Und machen nicht viele mit der Pfeife im Munde Heu herunter, und es brennt auch nicht? Aber wer dich dort gesehen, denkt er weiter, wird dir doch schuld geben, dich zur Rechenschaft ziehen, denn wer als du kann es wohl gewesen sein? Und während solchem Werweisen fängt es an zu brennen in ihm, und die Füße beginnen zu laufen.

Die Füße der einen Gedankenreihe laufen dem Feuer zu, die Füße der andern laufen vom Feuer weg, alles je nach Art und Weise, ich will nicht sagen, des Bewußtseins von Schuld oder Unschuld, vielmehr, nachdem Keckheit oder Verzagtheit und Unbefangenheit in ihm die Oberhand haben.

So geht es einem, dessen Seele werweiset, ob durch ihre Schuld ein einsam Scheuerlein verbrannt sein möchte, und wenn auch niemand sie anklaget, kein Richter ihr nachforschet, die Wunde bleibt doch, das Bewußtsein möglicher Schuld verharschet so leicht nicht. Ein Leben ist mehr als ein Scheuerlein, und wir haben vorhin gezeigt, wie es einem rechten Arzt durch die Glieder bebt, wenn das Werweisen ihn befällt, ob er ein Leben geopfert, zu dessen Rettung er berufen worden; wir haben gezeigt, wie es dem Quacksalber zumute werden sollte, der gegen Gesetz und Ordnung an ein Leben sich wagt, und unter seinen Händen geht dasselbe zugrunde, wie es ihm allerdings, aber selten, gschmucht zumute werde, weil er selten oder nie sieht, was er angerichtet, weil er daheimbleibt und sich damit tröstet, die Leute haben es zwängen wollen, und jetzt hätten sie nichts, als was sie erzwängt, und dessen vermöchte er sich nichts, er wasche seine Hände in Unschuld.

Der Lümmel denkt nicht, was es Pilatus half, als er seine blutigen Hände wusch, daß Paulus sagt: „Auch richte ich mich selbsten nicht,“ und daß ein anderer predigt, was recht und unrecht ist, und nach dem, was er predigt oder hat predigen lassen, das Gericht auch selber führt und darum sich nicht kümmert, worin sich einer gewaschen habe, ob in Dreck oder Unschuld, sondern wie einer gewesen sei, und wie er gehandelt habe. Ähnlich wie leibliche Quacksalber es mit dem Leben haben, haben es geistliche Quacksalber mit der Seele, an den Neutäufern ists nachgewiesen worden. Eine Seele zerrütten ist unendlich mehr als ein Leben nehmen, ein Leben verwahrlosen.

Stirbt einer, so ist sein Leben abgeschlossen, er ruht im Grabe,

die Seinen weinen um ihn, entbehren ihn, aber sie wissen ihn in Gottes Hand. Wird aber eine Seele zerrüttet, so gleicht der Leib einem entmasteten Schiffe. Dieses ist jedem Winde, jeder Welle preisgegeben, das Entsetzlichste ist jeden Augenblick zu gewärtigen: Mord, Brand an sich und andern, eine völlige Entmenschlichung. Das Schrecklichste ist möglich, der fürchterlichsten Pein kann der Mensch verfallen, die fürchterlichsten Leiden den Seinen verursachen, eine unermeßliche Last ihnen sein, beides, denen, die ihn lieben, und denen, die eigensüchtig sind, wenn der Wahnsinn ihn erfaßt hat; denen, die ihn lieben, durch die Pein des Zusehens und die Unmöglichkeit, zu helfen, den Eigensüchtigen durch tägliche Opfer und täglich zu gewärtigende Schmach. Und ein Wahnsinniger vermag sowenig für das Heil seiner Seele zu sorgen als ein Toter, und des Übeltäters Macht vermag ihn sowenig zu heilen, als ein Totschläger einen Erschlagenen lebendig machen kann.

Man sollte also meinen, die Untat, eine Seele zerrüttet zu haben, müsse einen fürchterlichen Stachel, einen nie erlöschenden Brand in des Täters Seele werfen. Aber da wäre man im Irrtum. Von den Eigentümlichkeiten der Seele, ihren Krankheiten, den verschiedenen Folgen verschiedener Behandlungsweise, verschiedener Eindrücke haben die wenigsten Menschen einen Begriff. Klemme ich einen Menschen in den Arm, so schreit er: „Uy!" und zeigt mir den Eindruck, aber das Tümpfi in einer Seele kann man nicht zeigen wie ein Tümpfi im Arm, und wenn mich einer totschießt, so kann man ihm das Loch zeigen, wo die Kugel hineingegangen und wieder hinaus, und er kann nicht sagen, ich sei an einem Leberfluß oder an einem Lungenbruch gestorben; aber wenn einer eine Seele zerrüttet, kann man ihm weder ein Loch zeigen noch sonst was, die Einwirkung war eine geistige, darum leugnen alle geistig Blinden jede Schuld und gehen kaltblütig weiter und drängen an andere Seelen sich, unbekümmert um den Erfolg, und wenn es übel ausschlägt, sind sie nicht schuld daran. Und doch liegen sie in weit größerer Schuld als der leibliche Quacksalber. Nicht nur ist,

wie oben gesagt, die Sache an sich die bedeutsamere, fürchterlichere, sondern der, welcher Seelen zerrüttet, bleibt nicht zu Hause und läßt sich suchen wie der leibliche Quacksalber, sondern er sucht die Leute, er drängt sich auf, und darum könnte er auch die Folgen sehen, könnte den gräßlichen Zustand der Irrsinnigen sehen, könnte zerrüttete Hauswesen sehen, das Elend der Irren; er sieht es auch, aber kaltblütig, das geht ihn alles nichts an, das hat der Teufel getan, der umhergehet und suchet, wen er verschlinge, der Unkraut in den Acker säet und Macht über die Herzen hat, wo nicht der rechte Glaube herrscht.

Solche Menschen haben ein einförmiges religiöses Durcheinander, Gstürm, das allenthalben das gleiche ist, so eine Art Aarwangerbalsam oder eine wundertätige Pillenart oder ein Xaverielixier, und das wenden sie allenthalben und bei jedem an ohne Unterschied als eine wundertätige Universalmixtur; die Verbreitung dieser Mixtur ist ihr Beruf, der Herr hat sie gesandt; ob sie anschlage, und wie sie anschlage, und für wen sie passe, das zu untersuchen ist nicht ihre Sache, nicht ihre Pflicht, das ist des Herrn Sache, der Herr macht das, er hat das Wirken und das Vollbringen, und wenn einer darob kaputt geht, so hat das der Teufel getan, der leider über diesen Menschen mehr Macht hatte als der Herr.

So war denn doch unser Vikar nicht, bei ihm griff die Sache tiefer. Er war mehr einem jungen Arzte zu vergleichen, der in ein bestimmtes System, eine eigentümliche Mittellehre, eingetrichtert worden ist, die er nun allenthalben und an allen Naturen anwendbar machen will und umso zudringlicher damit wird, je weniger die Menschen Zutrauen dazu haben. Er ist berufen, er meint es gut, aber er kennt nichts als sein System, kennt den Menschen nicht und die unendliche Verschiedenheit der Naturen nicht, an welchen er dieses System anwendbar machen will. Was würde man zu einem Tischmacher sagen, der mit Tannen-, Buchen-, Ahorn-, Kirschbaumholz und so weiter akkurat gleich umginge, oder zu einem Musikanten, welcher mit den gleichen Schlägeln eine Gitarre

erpaukt, mit welchen er eine währschafte Pauke bearbeitet? Was hat man früher zu dem Arzte gesagt, der, um die Blutung einer Wunde zu stillen, geschwind noch ein Loch machte?

Ähnlich ist das Manöver, eine Seele, welche bereits schon so tief im Jammer sitzet, daß derselbe fast über ihr zusammenschlägt, noch tiefer in den Jammer hineinzustoßen, ohne irgend nur daran zu denken, ob in der Seele noch Kraft sei, sich hinauszuarbeiten auf diese Weise, wie man es meint, daß nämlich der weltliche Jammer aufhöre und ein neuer Mensch beginne. Das ist ja fast, wie jene Frau sang:

My Ma ist mir i dEmme gfalle,
Ih ha ne ghöre gluntsche,
Hätt ih ne nit bim Bart erwütscht,
Hätt ih ne nit bas achedrückt,
So wär er nit ertrunke.

Steht ein junger Arzt an Totenbetten, wo er sein System zum Sargdeckel werden sieht, so schüttelt es ihn, schwere Gedanken wälzet sein Gemüt, schwere Zeiten sind es für ihn, bis er zur Einsicht gelangt, daß Kunst und Leben sich einen müssen, daß es auf Erden kein System gibt, weder ein geistliches noch ein medizinisches, das absolut genommen einen Kreuzer wert ist, daß auf Erden alles relativ ist, das heißt sich modeln muß nach Natur und Lebensweise, nach Kraft und Schwäche, nach Wärme und Kälte, nach Fleisch und Erdäpfeln, nach Milch und Wein, nach hunderterlei andern Dingen noch. Und diese verschiedenen Modifikationen rasch zu fassen und geschickt in Rechnung zu bringen in jedem gegebenen Fall, das macht den Arzt aus, der, wenn Treue dazu kömmt, eine Wohltat des Landes wird, um den Tausende weinen, wenn der Herr den getreuen Arbeiter ruft.

Freilich schüttelt es manchen, und er kömmt doch nicht zur Einsicht; er jammert, er hat Mitleid, aber, daß sein System oder wenigstens seine absolute Handhabung nichts taugen, das geht ihm

gar nicht auf; aber er möchte davonlaufen, möchte aus der Haut fahren, möchte so recht gründlich unglücklich werden, das möchte er.

Ähnlich ging es unserm Vikari. Es hatte ein Unglück gegeben; aber daß er schuld daran sei, konnte er nicht glauben, und doch konnte er es nicht aus dem Sinn bringen, er repetierte alles, was er gesagt, und es war durchaus biblisch und akkurat, wie er es gelernt, ähnliche Fälle zu benutzen, um Leute Jesu zu gewinnen, ihre Seelen zu retten; er wußte nicht, sollte er fortlaufen weit weg, daß ihn niemand mehr zu Gesicht kriege, oder hin zu Jowägers, zu sehen, was es gegeben. Jedenfalls hatte er zu beidem bei dem schlechten Weg Stiefel nötig, die zog er daher einstweilen an.

Unterdessen war der Pfarrer, so rasch sein Alter es ihm erlaubte, zu Jowägers Hause gekommen, wo Hansli mit verweinten Augen ihm entgegentrat. „E Hansli," sagte der Pfarrer stillestehend und verschnaufend, „was hat es bei Euch gegeben, ist jemand gestorben?" „Ach," sagte Hansli, „meh as gstorbe u doch nit, ih darfs fast nit säge, Herr Pfarrer, u nie han ih däycht, daß ih selligs erlebe müßt i üsem Hus, es ist viel z'schröcklig." „Aber was ists denn?" fragte noch einmal der Pfarrer. „Ach," sagte schluchzend Hansli, „denket, my Frau, mys Anne Bäbi, het si welle häyche, u wo das nit grate ist, het es si i Hals ghaue, mir hey gmeint, mir chönne ds Blut nit gstelle. O Herr Jesis, Herr Jesis, was me alles erlebe muß u was für Schang ha!" „Aber mein Gott," fragte der Pfarrer, „was hat es gegeben, habt ihr Streit gehabt?" „Bhüetis nei," sagte Hansli, „öppe lang nie! Anne Bäbi ist geng öppe e wenig es Meisterhafts gsi; aber mi hets la mache u nit viel drzu gseit, es un ds Sühniswyb hey enangere no nie kes Unantwort gä u chönnes bsungerbar gut zämme."

„Aber öppis muß doch gsi sy," sagte der Pfarrer, „und ich möchte gerne wissen, was, nicht aus Gwunder, aber ih sötts wüsse, damit ih wüßt, wie ih rede söll mit ihm. Vo wege, lueget, mi cha nit mit alle Lüte glych rede, u bi de eine darf me öppis gar nit säge, wo bi angere ds erste sy muß." „Ach, Herr Pfarrer, ih darfs fast nit säge,

was es gä het. Daß das Bubi gstorbe ist, ist ihm grusam ychegange, und es het ta wie lätz; es isch is scho zselbisch alle angst worde, aber verirrets ists doch notti nit gsi. Da chunnt du, aber heits nit ungern, Herr, dr Vikari u seyt, ds Anne Bäbi syg ihm im Traum erschiene. Öppis Dumms eso! Un er müß zu ihm, un ih säge no, es nähm alles wohl teuf. Aber er hat sich desse nüt gachtet, es muß ne öppere gege is ufgwiese ha. Er het dr Frau abezellt vo siebe Lyde nache un ere abeghaue, als ob si i ke Schuh yche gut wär. Das hätt no nüt gmacht, aber er het z'merke gä, si syg dSchuld, daß das King gstorbe sig, un das ist du ychegange. Mir heys afangs ume nit sövli gmerket. Aber vo Stung zu Stung hets böset, es het gmeint, mi werds cho reyche u richte, un het si no druf gfreut, u das het is übel afa gruse. U wo du gester dr Vikari wiederchunnt, luegt es ne du für e Landjäger a, wos well cho reyche, u won er du betet het, su meints, jetz müß es grichtet sy, u das syg dr Lebesabspruch gsi. Wo er du geyht, su hets du gmeint, mi wells ume für e Narre ha, u gseit, mi wells ume plage u gönn ihm dr Tod nit, aber es wells üs scho reise.

Un es het is es greiset, gäb wie mr is i acht gno hey. Gester, wo mr zNacht gesse hey, ist ds Sühniswyb byn ihm gsi, das cha de bsunger gut mit ihm rede u ihm däsele, und hets ghütet. Da fat ds King a brülle im Stübli, und es ist ume e Augeblick nebe us u het niemere grüft, es hets o nit gsinnet u gmeint, es chömm grad ume. Un es ist cho, sobalds chönne het, aber ds Meitschi hets es Brösmeli länger gsumet, as es gmeint het, u wos umechunnt, Herr Pfarrer, hanget mys Anne Bäbi scho am Ofestangli. Mi cha denke, wie das arm Fraueli, wo sust ungsungs ist, erschrocke ist, es het e Brüll usgla, es duecht mi, ih ghör ne no jetz. Un ih gschwing zuche u haues ache, un du hets dr Ate grad wieder zoge, vo wege es ist ke Minute dobe gsi. Aber wos zun ihm selber cho ist, bhüt mi Gott drvor, was die Frau gseit het, u wie si ta het, ih möchts kem Mönsche säge, daß mr se nit heyge la mache, u daß me ere dr Tod nit gönn.

Mir hey betet un plåret die Nacht, Herr, es stellt si das ke Mönsch vor. Aber mängist hets mi duecht, we dr Vikari ume wüßt, was es gå heyg, u wenn er is müßt helfe plåre u bete. Aber so eine cha de gah u schlafe u däycht: ‚Was frage ih drnah!' Nit, daß ih säge well, er syg dSchuld; es wird so üses Herrgetts Wille gsi sy, vo wege es isch is ume z'wohl gsi, un ih ha mängist däicht, was es ächt gäb, es lay si alles ume z'gut a; aber a das, wo cho isch, han ih nit däicht.

Wo du Mittinacht vorübergsi isch, da isch du Anne Bäbi rühiger worde u het gstillet nah di nah, u du han ih gseit, si sölle es chly ga schlafe, ih well jetz scho eleyni byn ihm sy. U zerst hey si nit welle, aber was hätts abtreyt, we da alli die ganzi Nacht ghocket wäre u plåret u betet hätte? U gege Morge ane hets mi duecht, es schlaf, u du hets mi o gå, u ds Sühniswyb isch scho ubgsi un isch cho luege u het gseh, daß mir bedi schlafe, un het dTür off gla, un i dr Nebestube Brot ygschnitte.

Du muß es du use, ga dMilch ab em Für näh (si het welle überlaufe), lat ds Messer nebe dr Brotchachle liege, u Anne Bäbi uf wie dr Blitz, schießt ufs Messer u haut i Hals. Es het ume drglyche ta, es schlaf, u het dr Glegeheit glußet. Un mi duechts, ih ghör öppis, u schieße uf, u du gseh ih Anne Bäbi nimme im Bett, un won ih umeluege, hets ds Messer im Hals. Herr Pfarrer, gschmuecht ischts mr no nie worde, aber duecht hets mi, es geb mr eine mit eme Zunstecke i dKneuäcke un ih müß uf de Kneue zu ihm rütsche, es het mi duecht, es gang e ganzi Gloggestung, bis ih byn ihm syg.

He nu, Gottlob, es isch no früh gnue gsi. Aber wies üs gsi isch, wo mrs hey müsse ha fast wien es wilds Tier u mr alli voll Blut gsi sy, das cha niemere sinne. Mir sy gsi im Gsicht wie wyßbleichti Tücher u de voll Blut drzu, es het eym vor em angere gruset, un es isch alle gschmuecht worde weder mir und Sami nit. Aber mi cha si o nit däyche, wies eim isch, we me mit ere Mutter, wo nüt z'chlage het u dryßg Jahr mit ere im Friede, wie öppe dr Bruuch isch, glebt

het, dä Wäg zwegmuß u se binge muß wien es Uvrnünftigs, ume für se chönne z'vrbringe, u daß si si nit z'Tod blüti u mr die Schang nit müsse ha, daß si öppere ums Lebe brunge hätt i dr Familie, u dr Vrdruß, daß es nit emal i Kilchhof chömm, so ume i Wald use, wie, nüt zämmezellt, es Uvrnünftigs. Du hey mr üses Lebes nüt meh wüsse azfa; angere Lüte hey mrs nit gern gseit vo wegem Gred, un de isch dFrag, ob si is hätte chönne rate; dr Vikari hey mr nit bigehrt u hey emel Euch müsse plage, mr hey niemere gwüßt, zu dem mr besser ds Zutraue hätte. U wo Jakobli dBlattere gha het, heyt Ihr is o chönne tröste, ih hätts niemere glaubt u ha sither no mengisch müsse dra sinne."

Dem Pfarrer war bei diesem Bericht zuerst das Feuer zu Haupt gestiegen und wäre fast in einige harte Worte ausgebrochen. Aber der Pfarrer war ein edler Mann, und was er zu seufzen hatte, verseufzte er nur vor seinem Mamali und vor Gott, er verdächtigte den Glauben seiner Amtsbrüder nie, und namentlich verunglimpfte er einen Jungen nie, er vergaß nie, daß wir allzumal nur ein Werdendes sind, sei es nun ein junges oder ein altes, und wenn er auch ein junges Werdendes nicht liebte und es ihm nicht zu Gefallen war, so bestreute er dessen Weg nicht mit Gift, bezeichnete es nicht als ein Verdorbenes, er wußte, wie solche Urteile Schlingpflanzen sind, welche um die edelsten Naturen sich ranken, sie lähmen, verderben. Er gehörte nicht zu den niederträchtigen Amtsbrüdern, die in Gleißnerei den Schlüssel Petri suchen, meinen, ihre Brüder seien nur da, um sie zu einer Pyramide zusammenzudrücken, auf deren Spitze sie sich stellen können; zu den Niederträchtigen gehörte er nicht, die alles um sich und neben sich verdächtigen, verkleinern, denen, wenn sie den Glauben eines Amtsbruders oder gar seinem Wandel einen Schlemperlig anhängen können vor ihren oder seinen Gemeindsgenossen, die Wollust die Augen auftreibt, daß man sie mit dem Zwilchhäntschen fassen kann, so kleins sie im ordinäri Zustand sonst auch sein mögen. Dieser heillose kollegialische Sinn ist ein Fluch, der wie eine schwarze Wolke über allen Berufen weilt. Der

Pfarrer unterdrückte daher seinen Zorn, hörte mit großer Betrübnis den Bericht zu Ende, dann frug er: „Und jetzt, wie ist Eure Frau? Redet sie, und womit beschäftigt sie sich?“ „Sie ist still,“ sagte Hansli, „u mi cha nüt us ere usebringe; aber chömmit yche u luegit selber!“

Drinnen traf er Meyeli und Jakobli in trostlosem Zustande, die Kranke still im Bette, in sich versunken und matt. Nachdem er den erstern freundlich die Hand gegeben, wandte er sich zur Kranken, setzte sich zu ihr; es nahm ihn wunder, ob sie ihn noch erkenne, oder ob sie ihn auch für einen Landjäger halte, der sie holen wolle. Sie sah ihn lange starr an, und man sah, daß sie mit dem Erkennen ringe. Da sprach der Pfarrer und sagte, er hätte sie lange nicht gesehen, aber er sei alt, komme nicht mehr viel fort, nicht einmal immer in die Predigt. Das letztemal, daß er darin gewesen, da habe er auch Anne Bäbi dort gesehen mit seiner Sohnsfrau. „Ja, Frau,“ sagte er, „damals, als Euer Sohn die Blattern gehabt hatte, erinnert Ihr Euch noch, es war an einem Sonntag, als ich da vorbeikam und ihn zum ersten Male sah, da hätte kein Mensch glauben sollen, daß der so bald ein jung und lustig Traueli haben würde, aber der liebe Gott macht oft etwas ungsinnet. Bsinnet Ihr Euch noch, wie Ihr Euch damals kümmertet, daß er die Blattern gehabt, und wie Ihr Euch ein Gewissen daraus machen müßtet, und jetzt denkt kein Mensch mehr an Jakoblis Blattern, er nicht und seine Frau noch weniger? Im Gegenteil, sie danken sicher dem lieben Gott dafür, denn ohne die Blattern wären sie nicht zusammengekommen, und wer weiß, wo Meyeli jetzt Jümpferli sein müßte in einem halbbatzigen Kitteli. Damals hat man es nicht so nehmen können, und Ihr nahmet es recht schwer, und es machte mir damals recht angst um Euch; aber nicht wahr, es ist alles viel besser gekommen, als ich und Ihr gedacht?“

Anne Bäbi sagte nichts darauf, aber man sah doch, daß es den Pfarrer erkenne, ihn nicht mit seinem Wahn in Verbindung bringe. Es war fast, als wolle es weinen, und tat es doch nicht; man wußte

nicht, gedachte es der vergangenen Zeit, oder bewegte ihns sein gegenwärtiger Zustand. Der Pfarrer tat nicht, als ob er wüßte, warum es im Bette liege, bedauerte, daß es krank sei, fragte, wie es mit seinem Söhnisweib zufrieden sei, sagte, daß alle Leute es rühmten, und vermied so sehr möglich jede Berührung des wunden Fleckes seiner Seele. Und Anne Bäbi blieb ruhig, und als er sagte, er wolle jetzt nicht mehr so lange warten, bis er wieder zu ihnen komme, er komme bald wieder, lächelte es fast und nickte mit dem Kopf, aber stille blieb es, und kein Wort kam über seine Lippen.

Draußen sagte der Pfarrer, der guten Frau Zustand sei allerdings bedenklich; man wisse nicht, spiele sie den Schalk oder sei sie sonst so still, indessen habe sie ihn doch sicher erkannt, und die Erinnerung an vergangene Zeiten hätte sie auch noch. Das Gebiet des Wahns sei freilich ein unermeßliches und fast unerforschtes; aber soweit er sich darauf verstehe, glaube er, Anne Bäbi sei noch nicht so weit über dessen Grenzen, daß es nicht noch zurückgeholt und vollständig geheilt werden könnte. „Was habt Ihr für einen Doktor?" „Keinen," antwortete Hansli, „wir waren bis dahin ungfellig zu allne, und jetzt haben wir uns gescheut, einen zu holen; wir möchten die Sache sowenig als möglich unter die Leute lassen, und mi weiß wohl, wie die Doktere alles plauderet ha müsse, es söll ja no mengist i dr Zytig dere Züg cho. So gradane verbinden können wir auch, es ist einmal ume ds Brotmesser gsi, wo i dr letzte Zyt öppe niemere dZyt gha het z'schlyfe; wes es Federmesser oder es Rasiermesser gsi wär, es hätt scho böser chönne gah."

„Das ist möglich," sagte der Pfarrer, „aber ein Doktor sollte doch herbei. Es ist auch wegem anderen. Es fehlt Euer Frau freilich an der Seele, und was ich tun kann, soll nicht fehlen; aber Körper und Seele sind gar in einem engen Zusammenhang, wenn es einem fehlet, so leidet auch das andere, und manchmal scheint es an dem Körper zu fehlen, aber man muß doch die Seele doktern, wenn der Körper gesund werden will, und manchmal kommt in der Seele die Krankheit zum Vorschein, aber man muß sie im Leibe angreifen,

dort hat sie ihre Wurzeln, die Seele ist bloß das Fenster, aus dem sie das Gesicht streckt. So kann man zum Beispiel jemand töten, ohne daß man ihn mit einem Finger berührt, durch die Seele, durch Verdruß, Herzenleid und Kummer, und so werden wirklich auch viel mehr Leute gemordet als den andern Weg, und man kann hinwiederum jemand gesund machen durch Freude, Sanftmut, manchmal durch eine einzige fröhliche Nachricht, und wiederum kann man die Seele verrückt machen durch Brönz oder einen einzigen Schlag auf den Kopf und kann sie heilen durch Aderlaß und Abführungs- oder andere körperliche Mittel; das sind geheime Türen, welche die Erfahrung aufgefunden, der Verstand aber nicht beschreiben kann. Und ich glaube, gerade hier wäre ein Doktor nötig, oder wäre es vielleicht nicht am besten, wenn Ihr Eure Frau irgendwohin unter gute Aufsicht tätet, wo sie die ärztliche Hülfe nahe hätte oder vielleicht gar im Hause? Man hat manchmal, so wie Ihr es auch habt, nicht einmal Zeit zur rechten Aufsicht."

„Man kann dr Zeit machen," sagte Hansli. „Und Anne Bäbi hat so lange Jahr gut zu allem gluegt, daß ih nit wüßt, warum me jetz nit o gut zu ihm luege sött, u vrma es si desse allem ja nüt u hets ume übercho wege syr Ängstligi, für die es ja o nüt cha. Es wäre mir grusam zwider, es weiters zu tun, man weiß nie, wie sie es bekommen, gäb was die Leute versprechen, und wenn es ihm gehen sollte wie jener Frau bi dem Umönsch, dem me dr L.... doktor seyt, wo aber nie gelehrt het, si ume drfür usgit, wo dafür ins Blaue gekommen sein soll, ich hintersinnete mich." „Was hat dann der gemacht?" fragte der Pfarrer, „ich habe nichts davon gehört." „Man sagt," antwortete Hansli, „der habe auch so eine Frau, der es gfehlt heyg im Kopf, in die Kur genommen, habe sie vierzehn Tage lang hintereinander laxiert und purgiert und zehnmal zu Ader gelassen, sie angeschlossen und in diesem Zustand mit ihr gemacht, was ihn gelüstet. E sellige wett ih doktere, daß er syr Lebtig usdokteret hätt!" „Herr Jere," sagte der Pfarrer, „das ist ja fürchterlich, wie darf doch ein Mensch so was wagen! Es wird

ihm aber die Lust dazu vergehen jetzt." „Mi cha de luege," sagte Hansli, „wer uvrschant ist, lebt dest bas, u wer weiß, ob dä nit no selber i dRegierig chunnt? Nei, Herr, zu myr arme Frau wott ih selber luege."

„Das ist schön von Euch," sagte der Pfarrer, „aber so müßt Ihr doch einen Doktor kommen lassen, das ist nötig, glaubt es mir, wenn Ihr es Brösmeli Glauben zu mir habt!" „Meinet Ihr, es müsse sein," sagte Hansli, „he nu so de! Aber was für eine? Ih ha neue ke Glaube zu keim. Wes üsem Herrgett gfallt, su lebt me, u wes üsem Herrgett gfallt, su stirbt me." „Ja, Hansli, u wes üsem Herrgett gfallt, su gits Klee am e Ort un am e angere Versette u am e dritte Korn, gäb mi heyg gsäyt oder nit, oder ists nit so?" „Nein, Herr Pfarrer, so ists nicht, das ist ganz anderlei; aber wil Dihrs säget, so will ih i Gottsname um e Dokter us, aber Ihr müßt säge, zu was für eym, si sy mr all glych, es ist mr eine wie dr angere."

„In solche Dinge," sagte der Pfarrer, „mische ich mich sonst nicht, mein lieber Hansli; da aber die Sache nottut und Ihr mir lieb seid, so schicket auf der Stelle Euren Knecht nach Täubelige und lasset dem dortigen Doktor sagen, er solle so schnell als möglich kommen, und zwar bei mir vorbei, es sei ein Notfall. Es ist ein junger Mann und mir verwandt, und an seinem Beruf ist ihm gelegen; deswegen ists, warum ich ihn rekommandiere, und nicht wegen der Verwandtschaft." „He, grad deretwege ist er mr recht," sagte Hansli, „es isch de öppe on e brave Herr, der nicht so bigehrt, eim a dr Nase desumezführe, bis eim ds Geld alles us em Sack grunne isch. Öppe meh wüsse as e angere wird er o nit."

Es war schon spät gegen Mittag, als der Pfarrer wieder gen Hause ging, und unterdessen hatte niemand im Hause vernommen, warum er war beschieden worden, und alle bis zur Magd herab hatten viel zu verwerchen von Gwunder und Teilnahme, sie wußten nicht, welcher Gattig mehr, wie es denn auch schwer ist, Gwunder und Teilnahme zu unterscheiden. Am meisten doch der Vikari, der, als er seine Stiefel anzog, noch immer nicht wußte, welchen Weg da-

mit, und eben sich entschloß, einen Freund zu besuchen und ihn um Rat zu fragen, als ihm an einem Bein die Knöpfe sprangen, in welchem die Stegreife hingen, denn ohne Stegreife ging er nicht aus.

Er betrachtete in großer Verlegenheit den Schaden: an einem Fuß Stegreife, am andern nicht, das ging doch nicht wohl; den andern Stegreif abmachen, wäre das Kürzeste gewesen, allein er trug doch Bedenken. Er sah den Schaden genauer an: ein Knopf war gesprungen, war nicht wieder anzunähen, was er im Notfall imstande gewesen wäre; neue Knöpfe hatte er nicht im Vorrat, und welche der Jungfer Sophie abzubitten, trug er wiederum Bedenken. Er dachte an andere Hosen, was auch möglich gewesen wäre, da er in der Tat noch welche hatte, aber sie waren teils neuer, teils dünner, die neuen reuten ihn bei dem schlechten Weg, in den dünnen fürchtete er einen Pfnüsel bei der feuchten Luft, darum trug er gegen die einen und die andern Bedenken.

Er wußte sich wirklich lange nicht zu helfen, endlich fiel ihm ein, daß zunächst ein Schneider sei, an dessen Haus sein Weg vorbeiführe, dort hoffte er die nötige Hülfe ohne Bedenken. Er schoß, das Versäumte einzuholen, wie ein Schutzgatter davon und schoß unter der Haustüre mit dem Pfarrer zusammen. Das war ein eigen Zusammentreffen. Man erschrickt zumeist, wenn man unerwartet mit einer Person zusammentrifft, sei sie, wer sie wolle; ists dann aber eine Person, die in uns neben der sinnlichen Überraschung eine geistige Empfindung erregt, so wird der jähe Schreck durch alle Glieder fahren, bald wird es einem, als ob man mit Wasser begossen oder ins Feuer gestoßen würde oder eine Art Starrkrampf jede Bewegung feßle.

Als nun der Vikar so unerwartet vor sich den Pfarrer sah, der nun alles wissen mußte, was ihn so sehr bewegt hatte, aber durch die fatale Stegreifgeschichte einen Augenblick in den Hintergrund getreten war, wars ihm fast, als stehe vor ihm ein Löwe, und zwar zum Sprunge fertig. Stumm griff er zum Hut; mit großem scharfem Blick sah der alte Herr ihn an und frug: „Ihr weyt furt?“

Der Blick färbte dem Vikari die Backen rot, und hastig sagte er: „Ja, und wahrscheinlich chumme ih nit zum Mittagessen," und mit dem wollte er vorbeischießen fast wie ein Vögelein, das in Jägers Hand gefallen und diese Hand gelüftet glaubt.

„So," sagte langsam der alte Herr, und schon war der Vikari unten entronnen, wie er meinte, und wußte doch nicht, warum er entrann, als der Herr sich umwandte und frug: „Wißt Ihr, daß ds Jowägers Anne Bäbi schwermütig ist?" „Ja, ich weiß es neue," sagte der Vikari, so abgebrösmet. „Und daß es seit gestern zwei Versuche zum Selbstmorde gemacht hat, die ihm beide fast gelungen wären?" frug der Pfarrer weiter. „Nein, das weiß ich nicht," sagte der Vikari und ward fast weiß, er wußte ebenfalls nicht, warum. „So ists," sagte der Pfarrer, „und man hat Ursache, Gott zu danken, daß beide Versuche vereitelt wurden; wenn es sich nur nicht drittet, die Leute gehörig wachen und niemand die Glut immer neu anbläst!" sagte er im Umwenden und Hineingehen.

So stichelte der Pfarrer; drinnen erst leerte er sein Herz dem Mamali und dem Töchterlein. Fürchterlich, sagte er, sei solche Unklugheit, zu blasen, wo die Glut schon glimme, man müsse doch vernagelt an Leib und Seele sein für so was. Da sei aber nur die junge Sucht, sich wichtig zu machen und auch etwas vorzustellen in der Welt; es sei die junge Anmaßung, die meine, sie habe das Pulver gefressen und die Weisheit erfunden, die meine, sie hätten den Schlüssel Petri in Händen, und jeder aus ihnen sei erstlich ein Papst und zweitens noch ein Heiliger, was bekanntlich nicht alle Päpste gewesen. Er wolle nicht einmal glauben, daß es sei, um ihn Alten herunterzumachen und ihm das Vertrauen der Gemeinde zu entziehen, obgleich man viele Beispiele von Exempeln der Art hätte. Da führen sie nun mit ihrer Lehre von der Zerknirschung und der Buße und so weiter im Lande herum wie dSchwarzwälder mit Bürste. Und wenn sie jemand zerknirschen könnten, das heißt, daß er sage, er sei zerknirscht, und zum Zeichen davon stöhne und

seufze wie eine, die gebläht sei, und weine wie jener Jude, der ‚Kabale und Liebe' aufführen sah, mit der Fingerspitze, so stark er konnte, sich die Augenecken auswischte und den nassen Finger seinem Kameraden zeigte, sprechend: „Ich bin geriehrt, sieh, ich bin geriehrt, bin für mehr als sechs gute Groschen geriehrt", so erklären sie ihn für gerettet, für durchgebrochen, nennen ihn Bruder und sprechen ihn heilig. In Rom spricht man einen doch nur heilig, wenn er drei Wunder beweisen kann; freilich giltet es auch, wenn einer gebratene Spatzen lebendig macht, was man bei jedem Taschenspieler lernen kann, aber wenn man mit der rechten Salbe den Kardinälen die Augen zu salben weiß, so sehen sie es für ein Wunder an, wenn einer dreimal hintereinander niesen kann oder über ein Spänchen springen.

So machten sie Lumpenleute, die allem nachliefen, wo etwas zu finden sei für den Glust, fürs Maul oder für den Gwunder, heilig, andere, welche es ehrlich meinten oder mit beschränkter Seele zu tief griffen, verrückt oder den Schalken zur Beute. Sie verstünden von einer Menschenseele und ihrer innern Entwicklungsweise geradesoviel wie Heustüffel vom Geigen. Sie lernten die Menschen anders grännen, einige Worte plappern, wie man es auch mit Papageien und Elstern tun könne, auf eine apartige Art seufzen, und wenn dann das gemacht sei, so sagten sie, sie seien bekehrt. Es gebe Leute, sie täten ihr Holz mit Steinfarbe anstreichen und sagten dann, es sei Stein, und andere färbten ihre Haare und wollten, daß man einen alten Narren für einen jungen Narren halte; aber dieses christlich Färben und Anstreichen sei viel ärger, das sei eben das Anstreichen von Gräbern und der Betrug, ein Grab voll alten Uflat auszuschreien für einen Tempel voll Heiligkeit.

„Aber Papali, wie redest du auch!" sagte die Mama, „denk doch, wenn dich jemand hörte, was würde man sagen?" „Meinethalb, was man will," antwortete er, „aber es ist doch so, wie ich sage." „Aber denk auch, Papali, das ist jetzt so der Brauch, und es geht jetzt viel anders zu als ehemals, man tut viel frömmer,

bsunderbar die Jungen, und das gefällt mir, und es dünkt mich, wenn du auch schon ein wenig nachgiebiger wärest, ih will nit säge, i dSach inegä, nume nit so drwider sy, es würd dir nüt schade. Es ist emel jetz eso dr Bruuch u dMode."

Da zuckte der alte Herr zornig zusammen, und der gleiche Blick, welcher vorhin den Vikar traf, schoß auch der Mamali ins Gesicht. Dort wurden die freundlichen Züge ängstlich, und bittend sah sie mit ihren Augen ihren Herrn an. Da wurde sein Blick milder, ein Lächeln schwebte durch seinen Ernst. Freundlich griff er unters rundliche Kinn und sagte: „Lieb Mutterli, bist auch ein Weibchen, wie alle andern sind, und meinst, die Mode sei der Meister über alles, nach ihrer Laune müsse alles sich regen auf Erden. Was meinst, steht nichts über der Mode, ewig immer das gleiche? Sieh doch auf zu den Sternen und sieh, wie sie so ehrenfest gehen im gleichen Schritt, einen Tag wie den andern Tag, in keinem Wetter wechseln sie den Gang, gehen nicht schneller, nicht langsamer, keiner läuft schneller, weil der andere rascher kreist, keiner hemmt seinen Lauf, weil langsam der andere läuft, jeder geht, wie Gott ihn gehen heißen.

Weißt du, vor bald fünfzig Jahren, wie es da Mode war, nichts zu glauben, wie man in Frankreich Gott abschaffte, und wie man nicht von Gnade predigen durfte, ohne verlacht zu werden, und vom Heiland kaum, wenn man nicht für einen Tropf angesehen sein wollte? Weißt du noch, wie man damals so weltlich predigte von allerlei, vom äußerlichen Gehorsam zuweilen, aber auch von allem Nützlichen, von der Stallfütterung und vom Kleebau, vom Fischfang und der besten Art, Fische auszunehmen und zu kochen? Habe ich damals Mode und Brauch mitgemacht? Hast du mich deshalb nicht oft gerühmt und mir gesagt, du hörtest mich so gerne predigen, weil es etwas fürs Herz sei und nicht bloß für Stall und Küche? Jetzt sind bald fünfzig Jahre vorüber, und der gleiche bin ich, Gottlob, nicht geblieben, nicht auf einer Stelle bin ich stillegestanden, gegangen bin ich, wie auch die Sterne Gottes gehen, und ich fühle es, ich stehe näher dem Tore, hinter dem die Herrlichkeit ist,

aber ich bin gegangen auf meine Weise und werde den Lauf behalten; ich weiß es, es ist mein Lauf und führt zu Gott; würde ich ihn verlassen und laufen nach heutigem Brauch und Mode, dann wäre ich einem Sterne gleich, der aus seiner Bahn gewichen ist, Zerstörung ginge vor mir her und öde Züge hinter mir drein. Wohl sehe ich andere gehen in anderem Wesen, ernster ist dasselbe als das meine, anders sind ihre Worte, anders nennen sie die Dinge, anders teilweise werten sie dieselben. Ich ehre sie hoch, denn sie gehen ihren eigenen Gang, aber ich stürze mich ihnen nicht nach, denn ihr Gang ist nicht mein Gang. Daß ihr Gang mein Gang sein solle, steht nirgends geschrieben; das sollte man sich merken.

Wir haben nur ein Vorbild. Unser Herr hatte zwölf Jünger, jeder folgte ihm, aber in seinem eigenen Gange. Nun aber gibt es auch Kometen mit langen Schwänzen. Von den Kometen weiß man bis dato nichts, als daß sie zu gewissen Zeiten wiederkehren; aber von ihren Schwänzen sagt man, es seien Weltdünste, die gleichsam noch nicht recht wüßten, wohin sie gehören, und wohin sie sollen, ungefähr wie Buben nach einer Solennität, nach welcher gewöhnlich auch eine neue Klasseneinteilung stattfindet. Dann gibt es freilich auch Dünste, die nicht einmal dazu gelangen, an eines Kometen Schweif sich zu hängen, die freilich sich erheben, soweit sie können, aber bald auf die Nase kriegen und als Hagel oder Schnee oder Regen zur Erde niederrieseln. Wie es nun Jahrgänge gibt mit Kometen, Jahrgänge mit Hagel und andere mit apartigem Schnee oder Regen, so gibts akkurat auch Jahrgänge mit Moden und Bräuchen aller Art im geistigen Leben. Sowenig, lieb Fraueli, als du gerne hättest, wenn ich immer weinte, wenn es draußen regnen täte, oder hagelte, wenn es draußen hagelte, sowenig fordere von mir, daß ich an eines Kometen Schweif mich hänge oder an irgendeine Mode der Zeit.

Ich gehe meine Bahn. Halte mich nicht für hochmütig und glaube nicht, ich meine, Stern sei Stern, und ich sei auch einer! Der Sterne sind unzählbare Heere, groß sind die einen, klein die andern,

so klein sind unzählige, daß sie wie eine ungeteilte Masse erscheinen fast dem Nebel gleich, und doch besteht dieser Nebel aus Sternen, von denen jeglicher seine eigene Bahn geht und jeglicher nach dem Willen Gottes, jeglichem ist Gott seine Sonne, um die er sich beweget. Sieh, unter diese Sternenmasse zähle ich mich. Komet bin ich keiner, du siehst, Nebelschweif habe ich keinen, die Zeitungen zum Beispiel reden von mir nicht, nicht einmal auf den Sternwarten sieht man mich. Meteor bin ich keiner, ich mache kein Aufsehen, mache nicht plötzlichen Glanz, zerplatze plötzlich und werde ebenso plötzlich wieder dunkel. Aber ein klein Sternlein will ich sein in Gottes unzählbaren Heeren; des Menschen Auge unterscheidet mich nicht, aber mich sieht Gott und meinen eigenen Gang.

Freilich, lieb Fraueli, mußt du dieses nicht so buchstäblich nehmen, als wenn in der Ordnung der Sterne, zu welcher ich mich zähle, alles so ganz unwandelbar wäre, immer Sonnenschein und kein Schwanken irgendeiner Art. Unsere Erde ist ja auch ein Stern mit eigenem Gange, und doch wechseln schön und wüst Wetter, Wärme und Kälte, ja es erdbebnet auf ihr, Vulkane sprühen zu Zeiten Feuer, Sündfluten hat es gegeben, ja eine eigene Neigung im Gange soll sichtbar sein; aber doch ist ein eigener Gang. Nun soll es auch Doppelsterne geben, wo beide eins scheinen und doch ihrer zwei sind, einer um den andern herumgeht. Siehe, die stelle ich mir fast wie eine Ehe vor; was auf dem einen vorgeht, davon muß auch der andere kriegen. Brechen auf dem einen Vulkane aus, so wird der andere Asche oder Steine kriegen, und sündflutet es auf dem einen, so wird es wenigstens südern auf dem andern, und erdbebnet es auf dem einen, so gibts auf dem andern wenigstens Erdlauenen oder Kleck (Spalten). So empfindet einer sicher den andern, aber wie akkurat, das zu ersinnen, waren bis dato unsere Gelehrten zu mutz. Sieh, so besteht eine rechte Ehe auch aus zwei Doppelsternen, und wenn es auf mir was Neues gibt, zum Beispiel Berge Feuer speien, und über dich hageln Steine, so gehe ich doch

meinen Weg und du mit mir, und wenn es auf dir sündflutet, es trüb wird, wirds deswegen auch bei mir, so gehst du doch deinen Weg und ich mit dir, und wenn unsere Bahn sich schon neiget, hie ume oder dert ume, so ists doch unsere Bahn, die sich neiget.

Unser Vikar aber ist noch lange kein Stern, nicht einmal ein Komet, der durch den Himmel fährt und auf allen Sternwarten ausgeschrieben wird, er ist noch ein Dunst. Ich glaube nicht, daß er ganz gemeiner Dunst sei, der als Hagel oder Regen wieder zur Erde fährt; ich will gerne glauben, er gehöre zu den höhern Dünsten, welche die Gelehrten Weltstoff nennen, aus denen namentlich die Schweife der Kometen bestehen sollen. Möglicherweise gestalten sich im Laufe der Zeiten solche Schweifdünste auch zu Sternen, so wie es ja aus den Kometen selbst durch die immer stärker auf sie einwirkende Anziehungskraft der Sonne manierliche Sterne geben soll; aber dato sind sie es nicht, und was aus ihnen wird, weiß Gott. Und soll ich solchen Dünsten folgen, mein lieb Doppelsternchen? Möchtest du es, daß dein alter Herr seinen Gang verließe, zu faseln anfinge, durch die Mode sich treiben ließe wie die Dünste durch die Winde, sich anziehen und fortreißen ließe durch jeden Kometen, der vorüberfährt? Und wer weiß, ob er nicht der Schweif eines Kometen ist, der, in sich selbst zerfallen, erniedrigt wird, weil er sich selbst erhöht hat, der jetzt so ungemessen als Schnee und Regen niederschlägt, die Erde und das Wohnen auf ihr so trüb und unlustig macht?"

„Aber Papali, wottsch nit öppis," sagte sie, „es Tröpfli Wy? Du eryferist di so, und du weißt doch, was dr Növö (Neffe) gseit het, du söllist di vor dem hüte, es chönnt dr schade."

„Traueli, wenn ich mit dir rede, das schadet mir nicht. Weißt du, ihr seid nicht vergebens unser Doppelstern. Ihr seid an uns gebunden, und gäb wie es euch hiehin zieht und dahin zieht, bald nach diesem Kometen, bald nach jenem, ja, wie es euch zuweilen gelüstet, selbst Dünsten zBest zu reden, so müßt ihr doch mitkommen, könnt nicht von uns los. Denn wenn es euch ziehet hiehin,

dorthin, so speien wir Feuer, dann gutet es bei euch wieder; ihr sündflutet ein wenig, darob geht unser Feuer aus, und somit ists gut. Aber das tue nie mehr, mir aus lauter Gutmütigkeit zumuten, mich an den Vikar zu hängen, er, der Komet, und ich in seinem Schweif. Das tue mir nicht, sonst machst du mich böse wie er. So unberufen herumzufahren, eine alte dumme Frau im Eifer für sein Reich verrückt zu machen und dann spazieren zu gehen, um den Vorwürfen zu entrinnen, das ist doch zu arg. Und ich hätte gute Lust, die ganze Sache anzuzeigen; doch hoffe ich, es komme noch alles gut, wenn er nämlich jetzt nicht noch hinausläuft, was ich jedoch nicht hoffe. Kinder, wenn sie was Dummes angerichtet, laufen gewöhnlich soweit als möglich davon weg, damit ja niemand meine, das Ding komme von ihnen. Wenn ich ihn gewesen wäre, ich wäre dageblieben und hätte in Sack und Asche mich verkrochen, aber Kinder haben es eben so: aus den Augen, aus dem Sinn. Hoffentlich wird er je länger je mehr über uns zu klagen haben und eine andere Stelle begehren. 's ist mir recht, wenn es auch auf unsere Kosten geschieht."

Ungerecht war unser Pfarrer doch; darum, Gottlob, hat auch Gott keinem Menschen seine Wage anvertraut, nicht einmal dem „Christlichen Volksboten" von Basel. Fast einer angezündeten Rakete gleich waren des Pfarrers Worte dem Vikar in die Seele gegangen. „Zwei Versuche zum Selbstmorde gemacht, die beinahe gelungen wären," und zu diesen Worten leuchteten des Pfarrers Augen und warfen einen seltsamen und sonderbaren Schein auf sie. Und Schein und Worte begannen zusammen zu gären; er vergaß seine Stegreife, sah des Schneiders Haus nicht, an dem er doch dicht vorüberging, es drängte sich ihm doch aus dem Hintergrunde dunkler harmloser Angst die Frage hervor: „Bist du eine Ursache dieses Unglücks, hat in heißen Stoff dein Eifer den Zunder geworfen?"

Für einen Vikari ist das wirklich eine schwere Frage, besonders da sie seine eigene Person betraf. Juristen behaupten immer, ihr

Klient sei unschuldig, der Gegner im Fehler, und wissen das Ding so gut durchzuführen, wenn sie nicht bestochen sind, daß männiglich sagen muß: „Wäger ists so!“, und das geht ihnen so nach, daß, wenn sie Richter werden, ihnen die ganze Welt unschuldig vorkömmt und besonders jede Eva, und daß kein Teufel sie überreden könnte, daß irgendeine Eva und besonders, wenn sie noch alle Zähne hat, in einen Apfel gebissen oder gar einen Mann vergiftet hätte, und sollte man ein halb Pfund Arsenik in seinem Magen finden, und wenn man gar noch ein hübsches Evächen als Diebin einbringt, so ist man gar noch imstande, die Bestohlenen auszuschelten, es sei doch dr wert, wegen einer solchen Bagatellsach ein solch Fraueli auszuschelten. Wie soll man nun von diesem juridischen Standpunkt aus, und dies ist in der neuen Staatstheorie das Höchste, daß nämlich jeder unschuldig sei, den man Lust habe, unschuldig zu finden, und schuldig nur, wer keinen Zahn mehr im Maul hat oder was darin, das einem nicht gefällt, einem Vikar zumuten, daß er sich im Fehler bekenne, und daß es ihm angst werde ums Herz wegen einer Sache, wo man ihm juridisch gar nichts beimessen konnte!

Und doch wards ihm angst und immer mehr, es dämmerte immer mehr der Zusammenhang zwischen seinem Bekehrungsversuche und Anne Bäbis Zustande auf, und daß seine Worte die bewegende Ursache gewesen; nur konnte er nicht begreifen, wie das hätte zugehen können, und schrecklich schien es, wenn die Ausübung einer heiligen Pflicht, wenn das klare, reine Gotteswort solche Folgen haben könnte.

Es ist bekannt, daß einmal ein Narr in einem Fenster gestanden und eine unten im Garten arbeitende Frau gefragt, was sie meine, ob Gottes Wort auch schaden könne. Die antwortete unbsinnet: „Öppis Dumms eso! Wie wett das chönne schade?“ Da führte er den praktischen Gegenbeweis und schmiß der armen Frau eine schwer beschlagene Foliobibel auf den Kopf, worob sie fast ums Leben kam und es erfuhr, was Gottes Wort vermag — in eines Narren Hand. Dieses Geschichtchen kann nicht genug wiederholt

werden, damit die Wahrheit so recht erkannt werde, daß es bei Gottes Wort auf die Hand viel ankömmt, in welcher dasselbe liegt, welche den heiligen Samen ausstreut. Die Katholiken verschließen den heiligen Samenbehälter, halten dem Volke die Bibel vor; die Reformierten gaben sie frei, untersuchten sonst aber die Hände derer, welche sich anboten, den heiligen Samen auszustreuen. Das könne man unterlassen, scheint man in neuerer Zeit zu meinen. Ob man wohl meinte, wenn man Narrenhänden den heiligen Samen überließe, so werde den Menschen der heilige Same selbst erleiden?

Jedoch ist nicht jede ungeschickte Hand eines Narren Hand. Übung und Anstrengung können aus einer ungeschickten Hand eine Meisterhand bilden; aber da fängt man bei Leichtem an und schreitet zum Schwereren fort, einem Lehrling werden nicht Kunstarbeiten zugemutet, einem Lehrling vertraut man gefährliche Operationen nicht an; wenn einer sich in den kleinen Finger geschnitten, so kann ihn der Lehrling verbinden, und wenn einem die Hühneraugen wehetun, so mag er die auskratzen.

Nun aber ist es eine der kühnsten geistigen Operationen (das Wort wird wohl erlaubt sein), wenn ein Seelsorger zu einem Menschen, der in leiblichen Jammer versunken ist, trittet und zu ihm spricht: „Das ist Gottes Gericht. Um deiner Sünden willen hat seine Hand dich geschlagen!" Das mochte Hiob kaum ertragen, als er auf dem Misthaufen saß, geschweige dann ein Anne Bäbi. Der christliche Seelsorger muß aber noch weitergehen, hat er einmal angefangen. „Aber dies Gericht," so muß er fortfahren, „ist nichts gegen das, welches deine Seele erwartet, wenn du nicht Buße tust und dich bekehrest; dieser dein Jammer wird verstummen, aber Heulen und Zähneklappern einer verlorenen Seele verstummen nimmer; darum laß den Jammer um den Leib, jammere, daß du um so Nichtiges gejammert, jammere um deine arme Seele, jammere, bis der Sonnenschein der Gnade den Jammer dir trocknet!"

So den Jammer zu wandeln in des Menschen Seele, vom Nichtigen auf das Ewige ihn zu stellen und durch diesen Wandel Leib und

Seele die Gesundheit wiederzugeben, das ist des Seelsorgers kühnstes, höchstes, fast göttliches Werk. Aber unbedachtsam unternimmt er es nicht, trittet nicht plötzlich ans Lager unbekannter Wesen, schleudert nicht den glühenden Stachel in ein unbekanntes Herz, sowenig als der Arzt auf Geratewohl mit einem Küchenmesser in das Auge fährt, auf welchem er den Star stechen will.

Dies war die Nuß, welche der Vikar nicht aufbeißen konnte, und warum er sein Herz, das so Angst hatte, nicht begreifen, aber auch nicht beruhigen konnte; er hatte ja in seiner heiligen Pflicht gehandelt, hatte eine Seele retten wollen. Daß sie darob den Verstand verlor, daß sie sich das Leben fast genommen, konnte er etwas dafür, vermochte er sich dessen etwas? Er wollte immer sagen: „Nein," und doch brannte der Boden unter seinen Füßen, und das Herz klopfte ihm, daß ers deutlich hörte, und als er endlich zu seinem Freunde kam, war er außer Atem, daß der Freund ganz erschrak über sein Aussehen und doch lange nicht vernehmen konnte, was ihm begegnet sei.

Der Freund war einer von denen, die sich für bekehrt und in der Gnade halten, die also nach ihrem Sinn nicht mehr fehlen können, die, wenn man sie eines Irrtums überweiset, sagen: „Dafür kann ich nichts, der Herr hatte es mir so eingegeben," die, wenn man ihnen ein Unrecht nachweiset, entweder sagen: „Das begreift ihr nicht, solche Dinge wollen geistig geurteilt sein," oder: „Ja, der Herr hat mich fallen lassen, aber er hat mich auch wieder aufgerichtet," einer von denen, bei welchen man nicht klug wird, sind sie dumm oder stellen sie sich einfältig, sind sie Jesuiten, die sich wie Schafe gebärden, oder sind es Schafe, die aber zuweilen böckelen; einer von denen, welche nicht aus Leib und Seele zu bestehen scheinen, sondern aus zwei Schubladen, die voneinander abgesondert einander auch nichts angehen, in der einen Schublade haben sie die geistlichen Dinge, in der andern die leiblichen Dinge, die eine geht inwärts auf, die andere auswendig, die leibliche nämlich inwendig, die geistliche auswendig, und müssen sie einmal vor andern Men-

schenaugen die leibliche hervorziehen, so vergessen sie selten die Vorsicht, aus der geistlichen das Weltliche mit einer geistlichen Brühe zu verakkommidieren, so daß man die Dinge darin eigentlich auch für geistlich ansehen sollte. Er war ein Rüstzeug Gottes, ein eifriger Streiter für Christi Reich; darum haßte er jeden, der nicht seiner Meinung war, weil es heiße: „Wer nicht für mich ist, der ist wider mich"; er haßte ihn aber nicht nur, sondern er verfolgte ihn auch, denn wenn ers nicht täte, so würde ihm der Spruch gelten: „Wer mich verleugnet vor den Menschen, den werde auch ich verleugnen vor meinem Vater, der im Himmel ist."

Als dieser, welcher den Vikar vielfach gegen den Pfarrer aufgestiefelt, zum Handeln getrieben hatte, dessen Erzählung hörte, lächelte er und sagte: „Aber Bruder, das macht dir angst? Du schwankest immer noch, und dein Glaube ist nicht fest. Du hast ja nur das Wirken, dem Herrn ist das Vollbringen; du hast die Predigt, er aber ists, der verstocket und lebendig macht. Weißt du nicht, daß über einen Sünder, der Buße tut, mehr Freude ist im Himmel als über neunundneunzig Gerechte, und was sind Millionen und abermal Millionen Sünder gegen neunundneunzig Gerechte? Soll man Millionen schonen, wo man hoffen darf, eine Seele zu retten? Und wenn Tausende und aber Tausende zu Narren würden, was kümmert das dich, wenn du Seelen dem Reiche Gottes gewinnen willst? Ja, wer eine Seele vom Tode rettet, der wird bedenken die Menge der Sünden. Ja, es wäre recht gut, und ich würde dafür meinem Gott auf den Knien danken, wenn alle die, welche nicht in unsern Bund, in den Bund Christi gehören, verrückt würden; wohl, da würde die Welt endlich erkennen, wer das eine, das nottut, unsern Herrn, recht ergriffen hätte."

So redete der Bruder dem Bruder recht Mut ins Herz, und es gelang ihm auch, denselben zu steifen und zu stärken, solange er bei ihm war, ihm die Bedenken zu nehmen über das, was die Leute sagen würden, ihm den Glauben beizubringen, daß eben solche Dinge geschehen müßten; das sei das Licht auf den Scheffel stellen, die

Menschen würden aufmerksam gemacht, neugierig, ließen sich herbei, und habe man einmal einen, den müsse man dann nicht mehr fahren lassen. Er solle daher beileibe nicht von Jowägers wegbleiben, sonst meinten sie ja, er hätte ein böses Gewissen, und gerade das würde sie im Wahn bestätigen, daß er selbst glaube, an der Sache schuld zu sein. Unerschrocken müsse er hingehen, müsse fest und sicher sein, dann gewönnen sie Respekt und Zutrauen, und was böse gewesen zu sein schiene, gerade das werde zu einer Handhabe, an welcher er die ganze Familie fassen könne. Wo man auf Gottes Wegen gehe, da müsse man nichts fürchten, nicht den Teufel, nicht Menschen, sonst sei man seiner nicht wert, Fleisch und Blut ererbten das Himmelreich nicht.

So steifte er den armen Vikari, daß der ganz gstabelig ward, aber eben nur so lange, solange die Stärke währte, in die jener ihn getaucht hatte; und bekanntlich hilft alles Stärken nichts, wenn der Luft stark geht, oder wenn es gar regnet. Er hatte, ehe er heimging, bloß etwas himmelblauen Kaffee getrunken, und draußen ging der Wind, daß die Bäume sich zur Erde bogen, nasser Regen peitschte über die Erde, daß es stob in den Wegen, und in diesem Hundewetter wanderte unser arme Vikari nach Hause, ward naß und immer nässer, und, je nässer er ward, um so kleinmütiger ward er auch. Alles schien ihm wüst und trübe, er seufzte über seinen Beruf, er lag ihm auf den Schultern wie ein Berg von Blei; wenn er ihn nur abschütteln könnte, dachte er, sterben wäre ihm recht; er ward so weich, so wehmütig, Tränen standen ihm in den Augen, als er heimkam.

* * *

Zwölftes Kapitel.

Wie ein Doktor aus der Haut fahren will und ein Pfarrer ihn wieder hineinstößt.

Drinnen in der Stube war Licht und eine mächtige Disputation in vollem Gange; drinnen war der Doktor, der bei Anne Bäbi gewesen war und jetzt mit dem alten Herrn gewaltig stuckete und derselbe mit dem Doktor.

Der Doktor war ein junger, geistreicher und begeisterter Mann, der durchaus seinem Beruf sich hingab, in ihm und für ihn lebte. Er dokterte nicht, um leben zu können, er lebte, für zu doktern; er dokterte nicht um des Geldes willen, nicht um der Ehre willen; er hätte Geld machen können wie Heu, Stadtdoktor oder gar Professor werden, aber das tat er alles nicht, sondern setzte für jeden seiner Patienten alles ein, was er hatte, Geld und Leben. Keine Nacht war so strub, die ihn abhielt zu gehen, wenn irgendwo Gefahr war, und nie kam er zu müde heim, um nicht noch die Mittel zu besorgen, welche sobald als möglich angewendet werden sollten. Wo Bedrängnis war, nahm er nicht nur kein Geld, er gab noch; daher wartete er Reiche und Arme mit gleicher Treue, und der Zulauf, den er hatte, war so groß, daß er in krankhaften Zeiten vormittag und nachmittag ein Pferd müde ritt oder fuhr.

Aber einen eigensinnigen Kopf hatte er auch, heftig war er, wunderlich ebenfalls, bei der größten Gutmütigkeit, fromm war er auch, denn er war ein treuer Knecht seines Herrn, aber er hatte eigene Ansichten, er war kein Materialist, doch frug er allem Kirchlichen nichts nach, und die Geistlichen hatte er durchweg auf der Mugge, und wo er einen bei einem Kranken antraf, da schnitt er Gesichter eine neue Ell lang. Er behauptete immer, er wisse es allemal am Puls eines Kranken, ob ein Pfarrer bei ihm gewesen sei oder nicht, und wenn er für einen Kranken das Möglichste tue und für sein Leben verantwortlich sei, so wolle er an seinem Bette auch alleine Meister sein. Wo er auch nur von Ferne die Ein=

wirkung eines Quacksalbers merkte, da blieb er weg: er wollte nicht, daß ihre Lümmeleien ihm in die Schuhe geschoben würden, sagte er, und habe man nicht Zutrauen zu ihm, so sei er fertig. Da er so gut und treu war und ihn niemand, der ihn einmal erfahren hatte, gerne verlor, so hatten die Quacksalber um ihn herum wenig oder nichts zu tun, sie ließen weder bauen, noch kauften sie Äcker aus ihrem Blutgelde.

Man kann sich denken, was er sagte, als er zu Anne Bäbi kam und das Vorgefallene vernahm. Freilich sagten die guten Leute nicht: „Der Vikar ist schuld"; sie wußten nicht, war das gefehlt oder nicht vor dem Doktor, und fehlen gegen irgend jemand, das vermieden sie mit der größten Ängstlichkeit. Dem Doktor ward aber der innere Zusammenhang auf der Stelle klar, und wenn ers auch um seines Onkels willen nicht sagte, so fluchte er doch mörderlich innerlich. Er verbot auf das strengste, jemand, der nicht zum Hause gehöre, zu Anne Bäbi zu lassen, und wohl zu achten, was es rede, und sowenig als möglich ihm zu widersprechen, wohl aber, wenn es zu reden anfange, seine Gedanken auf unschädliche Dinge zu lenken zu suchen. Er sagte, sie sollten nicht Kummer haben, aber getreu folgen, was er befehle, nichts dazu-, nichts davontun, gäb wie sie das eine oder das andere gelüste, machte den gehörigen Verband, und da der Aufregung und dem Blutverlust eine bedeutende Abspannung gefolgt war, so wollte er für das weitere die Nacht abwarten. Das alles sagte er nicht vor der Kranken; aber die größte Mühe hatte er, Mädi zu verhindern, in der Stube vor der Kranken alles mögliche zu stürmen, was ihm von der Kranken auf dem Herzen war, und was es von dem Vorgefallenen wußte.

Er jagte es endlich förmlich hinaus, und ehe er fortging, nahm er sie noch alle in eine andere Stube und hielt ihnen eine lange Kapitelten über den Unsinn, einen Kranken zu betrachten wie einen Klotz Holz, der weder etwas höre noch etwas schmöcke, und nun vor ihm alle seine Umstände und Zustände zu verhandeln, ob er leben oder sterben werde, zu- oder abnehme, geduldig oder ungeduldig

sei, oder gar, ob es wohl oder übel gehen werde, wenn er sterben könnte. Vor Gesunden tue man das nicht, warum dann vor Kranken, die unendlich empfindlicher seien und alles schwerer nähmten als die Gesunden, so daß er überzeugt sei, mancher Mensch sei an den Reden gestorben, die man an seinem Krankenbett gehabt, und nicht an seiner ursprünglichen Krankheit. Ganz besonders aber in solchen Zuständen, wie Anne Bäbi sei, müsse man auf die sorgfältigste Weise jedes unbesonnene Wort vermeiden, das die noch vorhandene Glut anblasen könnte. Sie hätten ihm es ja selbst angedeutet, Worte hätten es in diesen Zustand gebracht, darum sollten sie doch ja recht sich in acht nehmen und durchaus nichts vor ihm verhandeln. „Dr Dokter chönnt no recht ha," sagte Hansli, „mi het süst geng nit Sorg gnu könne ha mit em Rede, daß ds Für nit i ds Dach chömm, u dWort hey teuf griffe; drnebe wärs notti e guti Frau gsi u het ghuset us no gut gmeint drnebe."

„So," sagte der Doktor, „um desto mehr müßt Ihr Euch jetzt doppelt und dreifach in acht nehmen, und Euch binde ich sie ganz besonders auf die Seele," sagte er zu Meyeli, das in einer Ecke saß und sein klein Meyeli säugte. „Aber was fehlt Euch?" sagte er. „O nichts," sagte Meyeli, „ich bin nicht krank." „Die Leute meinen oft, sie seien nicht krank," sagte der Doktor, „und es wäre doch die höchste Zeit, dazu zu tun; aber wenn sie niemand aparti fragt: ‚Wo fehlts? Un was hest?', so sagen sie nichts, bis es zu spät ist. Wenn ich in ein Haus komme und sehe so etwas, so frage ich. Wenn ich in des Nachbars Haus komme und sehe Feuer im Stroh, ich lösche auch, und es ist mir nicht um den Lohn fürs Löschen, sondern um des Nachbars Haus. Tut man das an einem Hause, wo man doch akkurat ein gleiches bauen kann, sollte man das gleiche nicht an einem Menschen tun, dem man das Leben, wenn es einmal dahin ist, nicht wieder geben kann? Darum, Fraueli, fehlt Euch nichts? Es wäre ja schade um Euch, solche gibt es nicht alle Tage." „Herr Doktor," sagte Meyeli, „es fehlt mir wäger nüt, weder so müd bin ich, die Glieder sind mir so schwer, und doch kann ich nicht

schlafen, und Mut habe ich nicht mehr wie ehemals. Aber die Hebamme hat gesagt, ich sollte bald wieder abführen, und wenn sich die Ägersten wieder zeigen, so wär zAder la vielleicht nicht bös, das Blut sei nicht gut, und es sei gut, wenn man es herauslasse und neues pflanze."

Der Doktor ward ganz rot; wahrscheinlich fluchte er wieder mörderlich innerlich, und als er innerlich fertig war, begann er erst laut zu reden und sagte: „Frau, wenn jemand schwach ist, so muß man ihn nicht noch schwächer machen, und wenn jemand ohnehin wenig Blut hat, ihm nicht noch das Blut nehmen, was er hat. Laxiere und Blutlassen greift ja allemal an und schwächt; der stärkste Mensch fühlt es ja, geschweige denn ein schwacher. Wißt Ihr, Frau, was Ihr vor allem tun müßt? Ihr müßt das Kind entwöhnen. Solange Ihr säuget, werden die Säfte zu Milch statt zu Blut, und, je mehr Ihr Milch habt, um so magerer werdet Ihr. Nicht zusammengezählt, liebe Frau, könnt Ihr das an jedem Tiere abnehmen, je mehr es Milch gibt, desto magerer wird es, und jedes Tier entwöhnt seine Jungen zu rechter Zeit; es läßt sich nicht aussaugen bis auf das Blut. Merkt Euch diesen Ausdruck, der ist nicht von ungefähr erfunden worden."

„Herr Doktor, etwas recht mögt Ihr haben," antwortete Meyeli. „Als ich den Bub säugte, gings mir auch fast so, und sobald ich ihn entwöhnen mußte, wurde ich wieder zweg und lustig, fast wien es Meitschi, aber zselbisch ischs angers gsi. Aber jetzt durete mich das arm Kindli, ich habe noch sövli Milch, un es lebt so wohl dra, un de ist ds Etwenne sövli e handligi Sach, un wer wett Zyt näh drzu, jetz, wo me söveli z'sinne u z'tue het." „Aber glaubt Ihr mir," fragte der Doktor, „es würde Euch bessern, wenn Ihr entwöhntet?" „Es wär müglich," sagte Meyeli, „emel ds vorigmal ischs grad besser cho, aber zselbist het die Großmutter mr zum Bubeli selig glueget; aber wer wett mr jetzt zum Meiteli luege, wo me geng bir Mutter sy sött?"

„Gerade das ist die beste Zeit," sagte der Doktor, „aber auch die

höchste Zeit. Fahrt Ihr fort zu säugen bei Strapazen Tag und Nacht, so kann es morgen, übermorgen über Ort mit Euch gehen. Denn seht, da weiß man nie, wo die Scheide ist zwischen Leben und Tod. Darum muß man umkehren, sobald man merkt, daß man dagegen zugeht. Ist man einmal darüber, so helfen alle Künste nichts, und nicht einmal mit Hexen kömmt man wieder bergauf. Noch seid Ihr nicht darauf, aber zur Umkehr ists Zeit. Denkt, wenn Ihr krank würdet, nicht mehr nachmöchtet, da wäre ja doppelte Abwart nötig, und wenn s Kind seine Mutter verlöre, so wäre das unendlich mehr als nicht mehr saugen können. Es ist nur ums Ablegen einer Gewohnheit, bei Milch und etwas Essen ist das Kind immer so wohl, und ihm geht nichts ab. Gebt das Kind der sturmen Jungfrau da, wo schwatzen muß, und wenn sie obenaus nicht mehr könnte, es untenaus probierte; sie soll es einige Tage haben, und Ihr, Frau, geht in die Stube zur Mutter, wohin die Magd mit dem Kinde nicht kommen kann, so macht sich die Sache von selbst, und allen ist geholfen."

„DSach wär recht," sagte Hansli, „aber zNacht, am Tage wolle er nichts sagen, gehe er nicht von seiner Alten weg. Dreißig Jahre fast seien sie in gesunden Tagen beieinander gewesen, und wenn er auch etwas zu gruchsen gehabt, so sei sie auch nie aparti ga ligge, un öppis angers wolle er jetzt nicht machen. U mi söll nit Kummer ha; wenn es si rühr, so merk ers scho." Das sei noch besser, sagte der Doktor, so habe die junge Frau des Nachts Ruh, und am Tag, wo sie abwarte, da sei die Unruhe auch nicht so groß, denn er denke, die Mutter werde so unruhig und plaghaft nicht mehr sein. Meyeli hatte noch manche Einwendung, und namentlich die Übergabe des Kindes an Mädi, dessen Launen man nie trauen konnte. Aber Jakobli redete stark ein und versprach, selbst zum Kind zu sehen soviel möglich und Mädi unter Aufsicht zu halten, und er vermochte viel über ihns, von wegen alte Liebe rostet nicht.

Als man Mädi die Sache vortrug, sagte es, es sei doch kurios, daß es jetzt zu etwas gut sein solle; zun ere alte Frau, wo doch

nimme söväli viel an ere glege syg, well mes nit la, aber es King, wo alli dr Narre an ihm gfresse heyge, das wohl, das well men ihm gä. Aber es heygs scho lang gmerkt, daß mes ume kujoniere well. Wes de a Rotknopf chömm, wohl, de syg Mädi wieder gut. Aber es sei ihm gleich, es wolle das King nehmen; we me doch sövli wüst gege ihm sy well un ihm ds Suge nimme gönne, so wär doch niemere, der si synere erbarmeti. Aber wes de brüll, su söll ihm de niemere dNase zucheha u öppe säge, es heygs gklemmt.

Erst als alles dieses fest bestimmt, ausgemacht und bereits in Kraft getreten war, verließ unser Doktor das Haus. Er hatte nur gar zu oft erfahren, daß, wenn er etwas angeraten, die Leute ihm den besten Bescheid gaben, und kehrte er den Rücken, so hatten sie es vergessen oder verlachten es und taten es natürlich nicht; denn von Gehorsam gegen den Arzt haben die wenigsten Leute einen Begriff, und namentlich die Berner nicht, denen überhaupt Gehorsam nicht ihre starke Seite ist, denn die folgen verflümeret ungerne, und ehe sie es tun, schlagen sie erst hinten und vornen auf wie junge Fülli. Der Arzt habe den Züg zu geben, meinen sie, ums Weitere sich aber nicht zu bekümmern; sie aber geben den Züg dem Kranken, wenn es ihnen gefällt, oder wie es dem Kranken selbst beliebt, manchmal auf einmal, was während zwei Tagen genommen werden sollte, manchmal alle ander Tag einen Löffel voll, statt alle Stunden einen.

Manchmal ratet der Arzt nicht bloß, er befiehlt und geht. Kömmt er wieder und frägt: „Habt ihrs gemacht?", so heißts: „Herr Doktor, mr hey du denkt, mr hey du glaubt, hey gmeint, gsinnet," kurz, eine Menge Dinge, um die Sache nicht zu machen, welche der Doktor befohlen hatte. Jetzt erst macht der Doktor Beine und läßt den Befehl in seiner Gegenwart vollziehen oder wenigstens dessen Vollzug beginnen. Der Mensch ist nämlich ein wunderlich Ding, und, was ihm Mühe macht, ihn aus der Gewohnheit bringt, das ist ihm zuwider, das schiebt er auf, das mag er nicht.

Nun gibt es viele Leute, die ihr Lebtag nichts sinnen, denken,

glauben, als warum sie eine befohlene Sache nicht zu tun brauchten. Hört man sie, so dächte man, sie säßen beständig ob dem Sinnen; es ist aber bloß ein Verneinen dessen, was sie sollen, was ihnen und andern gut wäre. Es gibt Knechtlein und Mägdlein, die alles unter den Händen vergessen, und fragt ihr sie, warum dies, jenes nicht getan sei, so haben sie entweder gsinnet oder denkt oder gmeint oder glaubt. Diese Redensarten gehen noch viel weiter hinauf. Darin fand wahrscheinlich einmal ein Oberst Grund zu dem Tagesbefehl: „Ein Soldat soll nichts glauben, soll nichts denken, soll nichts meinen, soll nichts sinnen, ein Soldat soll nur gehorchen!" Es lag Sinn in diesem Erlaß.

Als der Doktor fortging, sagte Hansli: „Dä gfallt mr nit so bös, er ist e kurlige (sonderbarer) und e guraschierte, u gfluecht het er doch nit; das chann ih afe hasse bi de Krankne ume. U uf em Vikari het er o nit viel, er hätt sust nit ds Rede vrbote; er het wohl gmerket, was dSchuld isch. He nu so de, wes ume besseret u dSach nit öppe z'fast unger dLüt chunnt."

Im Pfarrhause hatte man den Vetter schon lange mit Verlangen erwartet; denn so in einem Pfarrhause hat man so auf einem Vetter sehr viel, überhaupt die Vetterschaft noch hoch in Ehren. Wenn auf irgend jemand, der von ferne nur verwandt ist, die Rede kömmt, so wird sicher allemal hinzugesetzt: „Es isch e Vetter, e Bäsi vo mr, frylich wyt use;" ja, so sagt man selbst, wenn der Vetter im Blauhaus und die Bäsi im Spital ist. Ist aber an einer Bäsi leicht etwas Gutes oder ein Vetter in irgendeinem Ansehen, so wird mit wahren Freuden davon gesprochen, und wenn so ein Vetter kommen will, so weiß es das ganze Dorf vorher, besonders der Metzger, der, es weiß kein Mensch, wie oft, gefragt worden ist, ob er dann und dann frisches Fleisch habe, dr Vetter chömm.

Diese verwandtschaftliche Herzlichkeit ist nicht mehr Mode, gehört nicht zum guten Ton, vielmehr unter die Dinge, um welcher willen der Städter den Landbewohner vornehm über die Achsel ansieht, auch der Vornehme den Gemeinen mitleidig belächelt.

Aber eben diese warme Herzlichkeit sticht so wohltätig ab gegen die vornehme oder städtische Kühle, die doch am Ende nichts ist als glasierte Selbstsucht. Man mag sich nur mit sich selbst abgeben, höchstens mit seinen Kindern, dem Rest frägt man nichts nach; 's ist nur Genur dabei, und Gott weiß, welche Last. Es ließen sich recht hübsch die Dinge zusammenstellen, um welcher willen der Städter andere Menschen über die Achsel ansieht, es würde ein sehr merkwürdig Ergebnis sich herausstellen.

Wenn man aber einen solchen Vetter lange umsonst erwartet, so brummt man nicht schlecht über ihn, empfängt ihn aber dann auch umso herzlicher, wenn er einmal erscheint. Schnippisch empfing ihn vor dem Hause Sophie und begann einen weidlichen Zank, wie sie es unter sich gewohnt waren, zwischen welchem hindurch mancher Funke blitzte, der Zeugnis gab, daß nicht Haß des Zankes Grund war. „Rudi, du bist immer der gleiche Zaaggi und Dreißi, und wenn du einmal an einem Orte bist, so kannst du nicht mehr fort, besonders wenn etwas Hübsches im Hause ist."

Rudi konnte nicht antworten; schon mußte er die Tante grüßen, dann den Onkel, und dann diesem Bericht geben über Anne Bäbis Zustand. Diesen fand er nicht schlimm, nur müsse man wissen, ob seine gegenwärtige Ruhe Schwäche sei oder Verstellung, und da es nichts rede, so wisse man nicht, was in ihm vorgehe, und um die Sache in einigermaßen zu beurteilen, müsse man wissen, ob etwas der Art in der Familie sei, und ob die Frau schon früher Anlage dazu gezeigt. Der Pfarrer sagte, in der Familie sei durchaus nichts, überhaupt sei die Art Krankheit in seiner Gemeinde nicht heimisch, er wisse sich nicht zu erinnern, daß ein Fall dieser Art sich zugetragen. Von Anne Bäbi habe er nie gehört, daß dasselbe Anfälle der Art gehabt. Der Doktor bemerkte, der Mann habe doch selbst gesagt, es hätte immer die Sache teuf genommen und allem hert nahgsinnet, und das wolle ihm doch fast vorkommen wie eine langjährige Anlage, welche jetzt sich entwickelt habe und ausgebrochen sei.

Er sehe das nicht so an, sagte der Pfarrer. Anne Bäbi gehöre

unter die Klasse Menschen, deren Kopf so eng sei, daß sie nur eine Sache fassen könnten, und diese Sache fülle ihn ganz; etwas anderes sinnen und denken als dieses können sie nicht, so scheine allerdings die eine Sache sie tiefer zu ergreifen als andere Leute, welche von mehreren zugleich bewegt würden. Deswegen aber sei es nicht, daß diese Dinge gar teuf griffen, bleibender als bei andern einwurzelten. Es möge wohl zuweilen geschehen, aber Regel sei es nicht. Man sehe im allgemeinen nirgends schnellern Wechsel als bei so beschränkten Menschen. Vernünftige Gründe seien die tiefen Wurzeln in des Menschen Seele; wo diese nicht seien, da bewege das ganze Leben des Menschen sich auf der Oberfläche der Seele und schlage seine Wellen hin und her nach dem wehenden Winde, den Zeichen und Mondesvierteln, wohl schnappten da die Wellen zuweilen über, kehrten aber bald wieder in ihre Ufer zurück. Je beschränkter, einfältiger, von der Sinnenwelt abhängig ein Mensch sei, desto veränderlicher sei er in Liebe und Haß, desto öfters wechsle er seine Freunde und seine Feinde, tausche die einen gegen die andern aus, erhebe heute den einen gen Himmel, morgen finde er ihn in keinen Schuh mehr gut, heute heule er sich fast zu Tode, und bald darauf jage er etwas anderem nach.

Er glaube, daß bei Leuten von Anne Bäbis Art solche Anfälle weit weniger gefährlich seien als bei Leuten, deren Seelen weicher und tieferer Eindrücke fähig seien. „Ich glaube, die Verzeichnisse der Irrenhäuser würden meine Ansicht bestätigen. Übrigens hat eben auch Anne Bäbi allerdings immer an einer Sache mit aller Beschränktheit gehangen, aber diese Sache ist nicht die gleiche geblieben, sondern sie hat gewechselt. Erst ist es an seinem Kinde gehangen, dann an dessen Hochzeit und hat mit derselben das Kind fast umgebracht, und diese Hochzeit war so ungereimt als möglich und akkurat so, als ob sie Anne Bäbis größter Feind erdichtet hätte. Dann ward ihm die neue Sohnsfrau lieb, und bald darauf verwechselte es dieselbe mit ihrem Kinde und hätte sie um des Kindes willen zu Tode plagen können. Jetzt stirbt das Kind, nun hat es

nichts in sich, und es ist kein Jammer entsetzlicher als der eines plötzlich ganz öde gewordenen Herzens.

Nun kömmt unglücklicherweise mein Vikar dazu und wirft in dieses öde Herz hinein einen Gedanken, gibt dem formlosen Jammer eine bestimmte Richtung, aber leider eine ganz andere, als er will. Und das geschah umso leichter, da Anne Bäbi nicht gewohnt ist, daß man ihm abputzt, ihm so obenherab wie vom Throne die Leviten liest, also solche Worte umso greller und erschrockener auffassen muß; zu allem dem kam natürlich die körperliche Aufregung durch Weinen, Abwart, Schlaflosigkeit, Störungen vielleicht im Blutumlauf, was meist vorangeht oder doch dabei ist. So stelle ich mir den Gang der Dinge vor; in die geheime Werkstätte unseres Wohles und Wehs, woraus die Gedanken aufsteigen, die unser Tun leitenden Kräfte, gleichsam die Dämpfe, welche die ganze Maschine in Bewegung setzen, sehe ich freilich nicht. Aus diesen Gründen halte ich die Krankheit nur für vorübergehend, die so schreckliche Folgen hätte haben können und jedenfalls immerdar eine sehr trübe Rückerinnerung für diese Familie sein wird."

„Ja, Onkel, das meine ich auch," sagte der Doktor, „und daran ist Euer Vikar schuld; ich möchte das nicht auf dem Gewissen haben. Da hat man wieder einmal ein Beispiel, was Geistliche in der Krankenstube können, excüse, Onkel! Es gibt bei allen Sachen Ausnahmen. Aber wunderselten wirken die Herren nicht nachteilig auf die Kranken ein. ‚Schuster, bleibe bei deinem Leisten!' heißt es; der Doktor gehört zu den Kranken und nicht der Pfarrer." „Zu wem gehört denn der?" fragte Sophie. „Zu wem er will," sagte der Doktor, „zu allen Leuten, die ihn nötig haben, nur nicht zu meinen Kranken, hier will ich alleine Meister sein, wie ich auch alleine verantwortlich bin. Denn geht es unglücklich, so wird kein Mensch sagen, der Pfarrer hat ihn getötet, sondern der Doktor muß an allem schuld sein. Und wir haben schon soviel Hindernisse in dem Erfolge unserer Kunst, die auf keine Weise sich beseitigen lassen, daß es gewiß niemand verübeln wird, wenn wir wünschen,

man möchte uns nicht noch mutwillig solche herbeiziehen, die so füglich zu vermeiden sind."

„Aber sag mir, Növö, meinst du, es solle kein Pfarrer zu einem Kranken gehen?"

„In der Regel ja, Onkel, es sei dann, daß der Tod entschieden und der Pfarrer ein vernünftiger Mann ist, der den Sterbenden nicht unnötig plagt, aber auch da wäre es besser, er bliebe weg, wenn der Kranke ihn nicht ausdrücklich verlangt. Will er ihn haben, nun meinethalb, der Tod kömmt ohnehin, und wenn der Kranke ihn mit mehr Plage haben will, so habe er es; des Menschen Wille ist ja sein Himmelreich, heißt es."

„Aber meinst du," fragte der alte Herr, „was der Pfarrer sage, und wovon er rede, das plage nur, verursache Schmerzen?" „Das ist allerdings meine Ansicht," sagte der Doktor. „Der Kranke muß liebreich behandelt werden, dafür sorge ich nach Möglichkeit, dann müssen Ruhe, geistige und körperliche, und Heilmittel das übrige tun. Und wenn ich sterben sollte, so möchte ich in vollkommener Ruhe sterben, ohne daß mich hier einer etwas frägt und dort ein anderer tröstet; und was ich für mich wünsche, das möchte ich auch andern gönnen, und wenn ich irgendwo das Unglück haben sollte, einen anzutreffen wie Euern Vikar, so spaziert derselbe zur Türe hinaus und, wenn dieselbe zu weit abhanden ist, zum Fenster."

„Und ich, Rudi, wenn du mich antriffst, zu welchem von beiden muß ich hinaus?" fragte der Pfarrer.

„Ihr seid doch nicht böse, Onkel, und bezieht dies auf Euch?" antwortete der Doktor. „Ich weiß ja wohl, daß Ihr ein vernünftiger Mann seid und nicht meint, Ihr müsset bei jedem Kranken assistieren und, während der Doktor den Leib plätzet, für die Seele ein Hühnerstegli zwegmachen, Ihr laßt den Doktor machen und kommt ihm nicht ins Gehäge." „Nennst du des Doktors Gehäge das Krankenbett?" frug der Pfarrer. „Allerdings," antwortete der Doktor, „was sonst?"

„Ja, da bin ich schon gar oft darin gestanden, und wenn du nicht

so weit von mir entfernt wärest, so hättest du mich schon oft darin angetroffen, und da hätte es mich doch wundergenommen, was du mit mir angefangen. Aber daß das Krankenbett nur euer Gehäg sei, verneine ich durchaus und halte dich auf deine Art für ebenso einseitig als den Vikari; auch du wirfst den Kübel samt dem Kinde um. Während er Platz haben will, um mit der Seele zu fechten ohne Rücksicht auf den Leib, hast du nur den Leib im Auge und willst dich eigenmächtig in den Alleinbesitz des Krankenbettes setzen. Und sehr merkwürdig ist, daß der Vikari, der nur mit Seelenheil hantieren will, materieller Art ist und viel auf dem Leiblichen hält und für seinen Leib größere Angst hat als für seine Seele, die er für gerettet hält, während du, der seine Mitmenschen nur beim Leibe fasset und für diesen alle Rechte fordert, der du der erste Materialist scheinst, für dich sehr geistig bist, Leib und Leben in die Schanze schlägst, materiellen Genüssen wenig nachfrägst, aber der höchsten Anstrengung und Aufopferung fähig bist, eigentlich für dich doch mehr im Reiche der Ideen lebst als auf Erden. Und während deine Natur so hoch dich stellt, pflanzest du die Fahne einer Art rohen Naturalismus am Krankenbette auf und gehörst also eigentlich auch zu den Ärzten, die eben durch diesen Naturalismus und Kunstprahlerei die Masse der Menschen zu den Quacksalbern treiben, sich selbst allen Kredit rauben. Nur wird dieses bei dir weniger sichtbar als bei vielen andern, weil deine Natur eine andere ist als dein System, weil dein hervorleuchtend geistig Wesen den Leuten ebenso wohltut als deine Mittel und deine aufopfernde Treue dir eine höhere Glaubwürdigkeit verschafft als deine Kunstfertigkeit, während so viele Ärzte in Natur und System Materialisten sind und ohne Treue und Teilnahme nur ums Geld doktern, und wo nun dieses sichtbar wird, da fehlt in der Not auch der rechte Glaube."

„Lieber Onkel, Ihr sagt mir da wunderliche Sachen durcheinander, Komplimente und Scheltungen, gute Sachen und unglaubliche. Daß wir die Quacksalber machen, daß das Volk uns geistlich will,

das sind seltsame Aussprüche. Aus des Volkes Dummheit stammen die Winkelärzte, und wer ihns am besten heile, das frägt das Volk, und nicht, wer am schönsten beten könne."

„So scheint es," sagte der Pfarrer, „aber so ist es nicht; anders sieht es in der Tiefe aus, als man glauben sollte, wenn man den Blick nur über die Oberfläche wirft. Die Bessern unter euch forschen freilich auch nach den Gründen der Erscheinungen, aber sie finden doch nur die im Fleische, in der sinnlichen Natur liegenden, die, welche aus dem Grunde des Geistes stammen, die übersehen sie, darum werdet ihr so ungerecht, so einseitig und hemmt selbst so vielseitig euer Wirken, und den Spruch Jesu: ‚Ins Himmelreich geht ihr nicht, und die hineinwollen, laßt ihr nicht,' gewissermaßen auf euch anwendend, möchte man sagen: ‚Das Reich des Geistes kennt ihr nicht, und die, die es bebauen wollen, lähmet ihr, schließt ihr nach Kräften aus und treibet gar oft eben deswegen eure Patienten dem ärgsten Aberglauben in die Arme.'"

„Ich begreife Euch nicht recht, lieber Onkel," sagte der Doktor. „Daß ich mit allen meinen Kollegen zufrieden wäre, könnte ich nicht sagen, wahrscheinlich ebensowenig als Ihr mit allen Euern Amtsbrüdern; aber was Ihr mir andeuten zu wollen scheint, glaube ich, sei nicht so, Ihr seht Gespenster, meine ich."

„Bleibst du da über Nacht, Rudi?" fragte der Pfarrer. „Ich hätte fast Lust, habe eben jetzt nicht viele Kranke und keine gefährliche. Morgen aber möchte ich frühe da sein, um zu betrachten, ob die Frau nicht aus ihrem äußerungslosen Zustand herauswolle oder nicht hinauszubringen sei. Aber warum frägt Ihr das so plötzlich, Onkel?"

„Darum, lieber Növö, weil, wenn du fortwolltest, ich dieses Plänkeln, bei dem nichts herauskömmt als Mißverständnisse und Tybeni (Sticheleien), abgebrochen hätte; denn wir stehen da im Halbdunkel vor einer Pforte, innerhalb welcher wir einander sicher verstehen werden. Aber hineinzugehen, braucht es Zeit, und drinnen müssen wir uns ebenfalls etwas aufhalten, und, was ich nicht aus-

machen zu können voraussehe, das fange ich lieber nicht an. Willst du aber dableiben, so wollen wir eine Pfeife stopfen. Sophie, hole Wein, aber von dem unter der Hurt links, das ist ein alter, frommer und läßt einen nicht hitzig werden."

Als Sophie hinausging, folgte ihr die Mutter. Der Növö kannte das Manöver, nahm die Tante bei der Hand und sagte: „Aber für mich macht mir ja nichts Aparts, durchaus nichts, sonst reite ich auf der Stelle fort!" Sophie drehte sich auf der Schwelle um und sagte: „Häb nit Kummer, mr wey nüt mache, als dr Rübli wärme und Ghäck (gehacktes Fleisch) drzu, wo hüt überblibe ist. Du wirst wohl z'friede sy drmit." Sie mußten lachen, denn das waren wohlbekannte, dem Növö von Jugend auf verhaßte Gerichte. Indessen erhielt Sophie einen mütterlichen Zuspruch, sie solle doch nicht immer sagen, was ihr in den Mund komme. Es sei so ordlich vom Vetter, daß er dableiben wolle und ihnen einen heimeligen Abend machen, daß man ihm nicht zur Dankbarkeit unangenehme Dinge sagen müsse, sonst komme er nicht mehr. Sophie sagte, Rudi werde hoffetlich nicht Dokterlis machen und einen Spaß übelnehmen wollen, sonst könnte er bleiben, wo er wolle. Wenn man nicht sagen dürfe, was einem durchs Gehirn laufe, so sei es mit der Heimeligi aus. Aber Rudi sei an so was gewöhnt und habe dem Papa selbst die uvrschantesten Sachen gesagt, es hätte sie nur wundergenommen, daß der Papa nicht böse geworden, sie sei manchmal darauf und daran gewesen, ihm seinen dökterlichen Übermut um die Nase zu reiben. Die Gütterlifürsten täten, als wenn niemand mehr witzig wäre auf der Welt als sie alleine. „Gehe du und hole Wein!" sagte die Mama, „und versäume dich nicht mit Räsonieren; sonst wird der Papa ungeduldig."

In der Frage „Was ist heimelig?" hat man das freundliche Eingricht um ein Kamin vergessen nach hartem Tagewerk, bei einer guten Pfeife, einem guten Glase und guten Freunden, namentlich ein artig Wybervölkli mit der Lismete. Da wird es einem so be-

haglich warm, so traulich wohl, so mild bis ins Herz hinein, so friedlich, daß man nicht disputieren, nicht zanken kann; es ist einem nichts als behaglich, nichts als heimelig. Die Kälte ist die rationalistische Temperatur, wo man mit Schreiben und Reden, mit Zanken und Streiten sich zu erwärmen sucht; je mehr einem das Holz fehlt, desto mehr muß man aufbegehren, um warm zu kriegen. Der Vikar war nicht dabei. Als er zwei Lichter im Zimmer sah statt nur einem, war er in die Küche gegangen, und als er dort vernommen, daß der Nòvò da sei, der bei ihm schon lange in absonderlich bösem Geruche stand, wars ihm, als hätte ihn eine Natter gestochen, und er fuhr hinauf in seine Stube wie der Byswind.

Sie aber unten fädelten sich um den Kamin, brannten die Pfeifen an, machten es sich recht behaglich. Der Nòvò mußte Pantoffel anziehen, und während ers tat, brachte Sophie noch die Resten von Rübli und Ghäck herein und fragte: „Was meinst, hest gnue dra?“ „Allweg,“ sagte der Doktor. Die Tante aber sagte: „Du bist geng ds glych Säumeitschi!“

* * *

Dreizehntes Kapitel.

Wie ein alter Herr ins Reden kommt und nicht mehr hören kann.

Der Pfarrer achtete sich dessen nicht, sondern wie aus tiefem Sinnen erwachend, sprach er: „Wie mich doch das heimelet; so bin ich mit deinem Vater manchmal gesessen, und noch dazu gleichst du ihm immer mehr, und das gleiche Thema, welches jetzt zwischen uns liegt, lag auch so manchmal zwischen ihm und mir, und fast auf deine Weise verfocht er es, nur daß jede Zeit eine ungleiche Ausdrucksweise hat. Sein Verstand beherrschte fast unübersehbare Weiten, darum erkannte er seine Schranken nicht in allen seinen Ansichten, aber in allen seinen Verhältnissen herrschte das Gemüt

vor, und beide wurden vermittelt durch einen Eifer, eine Berufstreue, die seine Lebenskraft früh verzehrten. Der gute Bruder! Wir waren beständig anderer Ansicht und doch nie uneinig; ein jeder bedauerte des andern Beschränktheit, und doch hatte einer den andern so lieb. Er bedauerte, daß ich außer Verstandesweite noch etwas annehmen müsse, das ich eben nicht mit dem Verstande zu erreichen vermöge; ich aber bedauerte ihn, daß er neben dem von ihm beherrschten Gebiete kein anderes anerkenne, so daß er mir vorkomme fast wie der Kaiser von China, der außer seinem allerdings großen Reiche ebenfalls keine andern Reiche anerkennen wolle.

Nun aber liegt zwischen dir und mir noch deine Zeit und meine Zeit, deine Jugend und mein Alter. Wie die neue Zeit die alte überragt in vielen Dingen, meint meist der Jüngling auch den Greis zu überragen, und es vergißt der Jüngling, daß er nur unreif und meist auch das Unreife seiner Zeit in sich trägt, daß in jedem Menschen sich abklären muß das, was er in sich aufgenommen, und des Alters Weisheit es gegeben ist, zu pflücken der Zeiten gesunde, reife Früchte. Es vergißt der Jüngling so gerne, daß auch der Greis ein Jüngling gewesen, er selbst aber auch ein Greis werden wird. Ich sage das nicht als Vorwurf, denn selbsten ging es mir so und deinem Vater ebenfalls. Ach, er wurde kein Greis; wär er es geworden, wie hätte wohl seine Anschauung der Dinge sich gestaltet?

Er ward in der Zeit gebildet, wo die Erkenntnis der Menschen Riesenschritte machte, der Verstand seine Grenzen unendlich erweiterte und darum in den Wahn verfiel, er hätte alle andern Gebiete verschlungen, wo der Mensch der Kräfte der Natur sich bemeisterte und sich einbildete, es gebe keine wirkenden Kräfte mehr als die, welche er in Ketten und Banden geschlagen, deren Wirkungen er erforscht und sie zu regeln imstande sei. Dem Menschen sei es gegeben, mit Zeit und Weil in seinem Wissen alles ihn Umgebende, Berührende zu umfassen, und was er noch nicht erfasset,

das sei darum noch nicht erfaßt, nicht weil es nicht möglich sei, sondern weil die rechten Leute sich noch nicht damit abgegeben, die rechten Wege dazu noch nicht gefunden worden seien. Was er durch das Wissen erforscht meinte, hielt er für untrüglich, brachte es in ein System, und dieses System war sein Evangelium.

Und weil die Mediziner, welche sich ursprünglich hauptsächlich mit diesen Naturwissenschaften beschäftigten, dieses Evangelium, daß alles, was sei, auch vom Menschen müsse erklärt werden können, erfunden, so hielt er sie für das Licht der Welt, die den Schlüssel zu allem in der Tasche trügen, und von diesem hohen Standpunkte aus lächelte er auf alle nieder, die unter ihm im Dunkel tappten, das heißt noch Dinge glaubten, welche sie weder sehen noch zergliedern konnten. Und weil er auf diesem Standpunkte die Bestimmung des Menschen, seine Vollendung darein setzte, zu einem vollständigen Wissen zu gelangen und mit diesem Lichte des Wissens das ganze Gebiet des Glaubens und des Ahnens taghell zu machen, so haßte er recht eigentlich die Männer des Glaubens, die Dunkelmänner (das Wort Pfaff war damals noch nicht gebräuchlich), welche in den geheimnisvollen Schachten der Seele die höhern Kräfte hervorgruben, ein geheimnisvoll Auge entschleierten und, was dieses sah, frommen Glauben nannten.

Seiner überzeugung nach waren sie nicht nur überflüssig, sondern auch gefährlich, sie hemmten den Menschen auf dem Wege zu seiner Vollendung, und wenn er Meister gewesen wäre, so hätte er allen den Abschied gegeben. Er teilte sie der Mehrzahl nach ein in Betrüger, welche von dem Irrtum alles dessen, was sie lernten, vollkommen überzeugt seien, aber entweder es ihrer Faulheit angemessen fänden, auf diese leichte Weise ihr Brot zu verdienen, oder aber es zu ihrem eigentlichen Handwerk machten, das Volk in der Verdummung zu behalten, weil es in jeglicher Beziehung im Zustande der Verdummung am leichtesten auszubeuten sei, und in Dumm- oder Schafsköpfe. Unter diesen verstund er alle die, welche noch glaubten, was sie lehrten, denn es schien ihm rein unmöglich, daß

ein vernünftiger Mensch noch an Dinge glauben konnte, die außer dem Gebiete des Begreiflichen und Erklärbaren lägen. Er mahnte mich in dieser Beziehung an einen Menschen, welchem von Jugend auf der Geruchssinn fehlt, und der daher alle auslacht, welche von guten und bösen Gerüchen, die er ja weder sieht noch hört noch mit Händen fassen kann, ihm sprechen.

Keine fanden vor ihm Gnade als die, welche sein System annahmen, dem Wissen Himmel und Erde einräumten und mittelst dieses Schlüssels Himmel und Erde, Gott und Geist ganz natürlich und einfältig zu erklären wußten, daß es einem vorkam, sie kämen eben hinter dem Umhang hervor, hinter welchem ein Taschenspieler auf die natürlichste Weise die Künste bereitet, mit welchen er seine Zuschauer vor dem Umhang in Staunen und Verwundern setzt. Mit denen ließe sich noch auskommen, sagte er, indessen betrachtete er sie für sich selbst doch mit geheimer Schadenfreude als die, welche gegen ihr Gebein wüteten, ihr eigen Reich zerstörten und, wenn sie dann dieses ihr Werk getan hätten, selbst als überflüssig auf die Seite geworfen würden. Er verglich sie oft mit einer gewissen Wespenart, welche erst andere Wespen vertilget, um dann selbst von Raupen aufgezehrt zu werden.

Mit mir war er in seltsamer Verlegenheit. Für einen Betrüger hielt er mich nicht, dazu dachte er zu brüderlich und hatte mich zu lieb, und für einen Schafskopf mich zu nehmen, war noch manches ihm im Wege. Nicht weil ich im Disputieren ihm nicht nachgab, er mich nie überzeugen konnte, das, sagte er, seien eigentlich nur Zeichen der Einfältigkeit, denn, je dümmer ein Mensch sei, desto schwerer fasse er die Wahrheit, das Einfache, das Klare, während man ihn umso leichter überreden könnte, schwarz sei weiß, weiß sei schwarz, und der Gugger sei eigentlich der Teufel, und wer sich nicht in acht nehme, den nehme er und fresse ihn ohne Sauce. Er erfuhr im gewöhnlichen Leben mich nicht als Schafskopf, sah, wie ich Verhältnisse durchschaute, Umstände benutzte und, was ihm am meisten auffiel, Bemerkungen machte bei mir bekannten Kranken, welche

ihm Fingerzeige waren zu ihrer Heilung. Er sagte oft, es sei schade um mich, daß ich nicht Arzt geworden, und wie ich Geistlicher bleiben könne bei meiner Ehrlichkeit, begreife er nicht. Teils, meinte er, würden es Jugendeindrücke sein, welche unsere fromme Mutter, deren Liebling ich gewesen, mir eingepreßt, teils aber eine unbegreifliche Standesbeschränktheit, ein unwillkürliches Gefangennehmen des Gedankens und des Nachsinnens.

Natürlich ließ ich mir diesen vornehmen Vorwurf des Beschränktseins nicht gerne gefallen, sondern bin retourgefahren und habe gemeint, ich könnte ihm noch mit mehr Recht den Vorwurf des Beschränktseins machen, ihm, der nur ein Gebiet anerkenne, in welchem er mit seinen fünf Sinnen, geführt vom Verstande, herumfahre, wo er mich an einen Jäger mahne, der mit fünf Hunden jagen geht, aber sehr oft das Gewild nicht erjage, weil dasselbe in anderes Gebiet sich flüchte, und namentlich, wenn es Fecken hätte, fliegen könne und vor den schweren, vierbeinigen Hunden in luftige Regionen sich zurückziehe.

Dann warf er mir wohl vor, wir seien allerdings weder Jäger, denn wir erjagten gar nichts, noch hätten wir Hunde, denn wir besäßen kein Gebiet, auf welchem Hunde laufen könnten. Wir mahnten ihn an Stangen, die im Nebel herumführen und in diesem trüben, öden Nichts nichts erguselten als recht eigentliche Nebelstecher. Je mehr wir predigten, desto mehr verlören wir an Bedeutung, pflegte er zu sagen. Wenn unsere Predigt was wäre, so müßten wir bereits die Welt erobert haben; nun aber hätten wir uns um die Welt gepredigt, und lange gehe es nicht, so werde man uns allenthalben als überflüssig erklären. Es sei aber auch nichts natürlicher, denn all unsere Lehrsätze mahnten ihn an Rechenpfennige, sie glänzten wohl und klängen etwas, seien aber ohne Wert beim oberflächlichsten Beschauen. Unsere Verschreibungen aufs Himmelreich seien auch nicht gewichtiger und verlören alle Tage an Kredit, und die Menschen wandelten je länger je mehr geradeso, als ob sie nicht ins Himmelreich wollten. Zeit wäre es, wir redeten verständig

zu den Leuten, wie sie dieses Leben zu betrachten und zu benutzen hätten, daß es ihnen zum Vorteil sei; dann wären wir doch zu etwas nütze, betrögen Gott nicht um die Zeit und die Obrigkeit nicht ums Geld.

So redete mein Bruder, es war die Stimme der Zeit, und Pfarrer gab es, die wirklich in seinem Sinn predigten und von der Kanzel lehrten, was mit sieben Brachfeldern zu machen sei, und was besser sei, Stallfütterung oder der Weidgang, und wie man Kälber wohlfeiler mit Heublümttee als mit Milch abtränke, sintemalen die Milch die Menschen selbst gut dünke, während Heublümttee kein Hund riechen möge.

Und doch war mein Bruder selig ein Christ, wollte es aber nie glauben, ein freundliches Kindeswort trieb ihm Tränen in die Augen, aber auch jede Schlechtigkeit ganze Fuder Blitze aus seinem Munde, die Armen waren seine Kinder, und sein Leben bot er alle Tage zum Opfer; aber dabei redete er, daß man ihn für einen versteinerten Selbstsüchtling hätte halten sollen. Während er so mit allem Bestimmten und Gegebenen, mit allem Positiven in der Religion verfuhr, war er dem Bestimmten und Festen im Doktern zugetan, er war ein medizinischer Dogmatiker.

Er war ein fleißiger, gelehrter Mann; was auf dem Gebiete der Medizin errungen war, das wußte er, er kannte die Krankheitsformen, ihre Ursachen, ihre Form und Entwicklung, den Gang derselben je in den verschiedenen Körperbildungen, den hagern, den fetten, den muskulösen und nervösen, und von allen die äußerlichen Kennzeichen, er kannte Stoffe und Kräfte der Natur und wußte eine jegliche Wirkung derselben auf den menschlichen Körper in gesundem oder krankem Zustande, und wo verschiedene krankhafte Zustände in einem Körper sich vorfanden, wußte er akkurat, mit welchen Kräften man dagegen fechten, und wieviel von jedem Stoffe man für diesen Zustand und wieviel von einem andern Stoffe man für einen andern Zustand bedürfe, und wie sie zu mischen, mit welchem Mittel zu binden seien, daß sie nicht ausein-

ander strebten oder einander widerstrebten, sondern vereint, aber jeder auf einen besondern Zustand, auf den Körper wirkten. Und Punktum erklärte er, warum dieser Stoff auf diese Form so wirke, auf eine andere anders.

Und was da erkannt war, das hielt er felsenfest, das war sein Evangelium. Das gab er zu, daß das Gebiet zu erweitern, Neues zu entdecken, der Bau höher aufzuführen sei, das Genie neue Agenzien und Kräfte entdecken, das Talent Art und Weise ihres Gebrauches vervielfältigen könne. Wie oft ich ihn auch aufmerksam machte, daß die Lehrsätze und Dogmen auf seinem Gebiete nicht haltbarer mir scheinen als ihm meine auf meinem Gebiete, daß er da eine Menge Voraussetzungen mache, die keinen Grund hätten, Dinge annehme, welche noch lange nicht bewiesen seien, und Wirkungen voraussage, die selten erfolgten, öffnete ich ihm die Augen doch nicht. Er sagte, darüber hätte ich kein Urteil und für solche Dinge keinen Verstand; ich müßte noch gar viel lernen, ehe ich in die Tiefe der Wissenschaft sehen, den Umfang derselben erfassen wollte, und blieb ein wunderbar gläubiger Mediziner, trotzdem daß sein Glaube sooft auf die Probe gestellt ward und sein System ihn im Stiche ließ. Aber dann hatte er hundert Gründe, seinen Glauben zu rechtfertigen vor sich und andern. Es war gefehlt worden in der Anwendung der Mittel oder im Gebrauch von Speisen, oder aber es hatten ihm alte Frauen u sellige Züg ins Handwerk gepfuscht. Das haßte er furchtbarlich und hatte ein instinktmäßiges Mißtrauen gegen solche Einwirkungen. Sowie er in eine Krankenstube kam, sahe er in alle Winkel hinein, ob nicht ein Gütterli oder ein Papierli liege, zog auf das sorgfältigste die Stubenluft in die Nase, um zu unterscheiden, ob dieselbe nicht mit verdächtigen Gerüchen geschwängert sei. Und wo er das Geringste merkte, sagte er ihre Schuld den Leuten auf den Kopf zu, daß sie das und das brauchten, so daß die guten Menschen oft glaubten, er könne hexen, indem sie doch, da sie seine Art kannten, alles Verdächtige auf die Seite geschafft, ja manchmal sogar die Stube gelüftet hatten.

Wie fein die Nase meines Bruders war, davon machte man sich keine Vorstellung; es ist aber auch kommod für einen Arzt.

Daß die Leute aber deswegen das Zwischeneindökterlen unterlassen hätten, davon war keine Rede, und keine Frau, welche er, sie ertappend mit einem Gütterli oder einem Salbli unter der Scheube, alle Schande sagte, ließ sich abhalten, noch selbigen Tages an einen andern Ort hin das gleiche Mittelchen zu schmuggeln; ihrethalbe könne er wüst tun, soviel er wolle, sagte sie, dr Gring heyg er doch no niemere abgschrisse.

Oder aber er gab den Apothekern schuld, welche den Teufel im Leibe hätten, schlechte Drogen für gute zu verkaufen, oder nicht Zeit hätten, die Sache gehörig zu kochen; oder sagte, es seien da noch unbekannte Agenzien, welche, wenn sie entdeckt wären, das Ganze aufklären und alle bisherigen Voraussetzungen rechtfertigen würden; aber auf das Unbekannte habe man nicht Rücksicht nehmen können, was zwar unglückliche, aber unverschuldete Folgen gehabt. So wußte mein Bruder immer sein System zu verteidigen, sich in immer festeren Glauben an dasselbe hineinzureden, und doch war gerade das seine Qual im Leben, an welcher er auch starb, das Mißverhältnis zwischen Wissen und Können.

Unbestritten war mein Bruder der wissenschaftlichste Arzt weit umher und auch ein glücklicher Arzt, seine Praxis war noch größer als die deine, mein lieber Növö, denn damals waren noch nicht so viele Ärzte als jetzt. Und die große Praxis stumpfte seine Teilnahme nicht ab, ein gefährlich Kranker lag ihm auf der Seele, und wenn ein Vater oder eine Mutter oder ein hoffnungsvolles Kind ihm starb, so sah man ihn wochenlang nie lachen, es war, als wäre ihm selbst das Liebste gestorben, und es konnte ihn quälen bis zum Tode, ob er wohl gehörig systematisch alle Kennzeichen zusammengestellt, alle nötigen Hülfstruppen in möglichster Macht aufgeboten hätte. Nun geschah ihm doch zuweilen, daß ein Kranker, den er allerdings heilungsfähig glaubte, an dem er alle seine Kunst umsonst versuchte, weiterging und von einem andern Arzte, der meinem Bruder

nicht die Schuhriemen auftat in Beziehung auf das Wissen, oder gar von einem Quacksalber geheilet wurde oder wenigstens geheilet schien. Dann allerdings geschah manchmal, daß in Bälde etwas scheinbar anderes am Kranken ausbrach und ihn hinraffte, aber das scheinbar andere war doch nur der zersetzte und in anderer Form erscheinende alte Krankheitsstoff. Das wußte freilich die Menge nicht, sie pries nur die Heilung, den spätern Tod vernahm sie nicht oder brachte ihn in keine Verbindung mit der frühern Krankheit. Solche Fälle quälten meinen Bruder unendlich. Er hatte alle seine Kunst erschöpft, seine Mittel mit der größten Sorgfalt und Umsicht zusammengesetzt, und es war alles umsonst, es war, als ob er die Tränke einem Steine einschütte, und nun kömmt ein anderer und heilt den Menschen fast blindlings. Manchmal meinte er, die erfolgte Heilung doch seinen frühern Mitteln zuschreiben zu können, aber die meisten Male konnte er dieses nicht, er mußte den Erfolg dem Gegner zugestehen. Das aber wurmte ihn fürchterlich, er brachte die Sache nicht aus seinem Kopfe; er durchlief die ganze Geschichte immer wieder, und immer hatte er recht, so, wie er die Sache angesehen, so war sie auch, davon blieb er überzeugt, aber heilen konnte er sie nicht, das Können war einem andern gegeben. An dieser Mauer stand er oft monatelang und stürmte wider sie, aber sie fiel nicht um, er blieb im Dunkeln, das Warum konnte er nicht erklären; der Zufall mußte ihm endlich helfen, wenn der Eindruck zu erlöschen, der Gegenstand zu erkalten begann.

Da geschah es, daß ein Nervenfieber über unsere Gegend kam, man wußte nicht, wie, nicht, woher. Wenn der Föhn über die Berge kömmt und die Pflanzen versengt, so weiß man wohl, er kömmt aus dem heißen Afrika, heißt aber dort Samum. Wenn aber ein Fieber einbricht in die Menschheit, mit Feuersglut, mit Höllenangst Leib und Seele füllet, wer weist es nach, ob dasselbe als giftiger Schein vom Himmel gefahren oder ausgebrochen sei als verpestender Dunst aus der Erde tiefunterstem Grunde, wo in ihrem verborgenen

Schoße gebraut werden die Geheimnisse, die nie des Menschen Auge ergründen wird, oder ob es geschlichen kam unhörbar und leise der Schlange gleich durchs glatte Gras bis an der Hütten Rand, mit einem Sprunge den erfassend, der sorglos zuerst in seine Nähe tritt, von dessen Lager dann sich schleichend an jeden, der an der Unglücklichen Lager sich wagt?

Wo so ein Fieber eingebrochen ist in des Menschen sicher geglaubte Hütten, da gestaltet dasselbe sich entweder als Schlacht, die rollend in tausend Donnern dahinbrauset, niedermähend auf ihrer Bahn zu Tausenden alle, welche auf ihrem Wege sich finden; oder zum mörderischen Gefechte, wo hier einer fällt, dort einer, immer mehrere, wo aus jedem Busche die Kugel pfeift, von jedem Hügel der Stein rollt, dann lange Strecken sicher bleiben, dann wiederum der Felsblock rollt, die Kugel saust; wohl viele entrinnen, aber oft die am wenigsten, die am meisten sich gesichert wähnen, während der unverletzt steht, der kühn an den gefährlichsten Örtern gestanden.

Aber, wo eine Schlacht donnert, ein Gefecht daherprasselt, da zaubert der Donner den Mut hervor, es rauscht das Blut in den Adern, einer reißt den andern mit sich, die Massen erhitzen sich, das Bewußtsein geht unter, der Tod verliert seine Schrecken, Todestrotz wird zur höchsten Lust.

Wo aber das Fieber daherschleicht, tückisch, lautlos sich in den Körper wühlt, da erfaßt ein stilles Grausen den Menschen vor dem Feinde, den niemand sieht, niemand hört, der so plötzlich, so brennend auftaucht in des Menschen Gebein. Wo er einen niedergeworfen auf sein Lager, da weilet der Feind, man sieht ihn nicht, aber man weiß es doch, weiß, daß er einem elektrischen Funken gleich von einem zum andern springt, daß er in einen Atemzug sich kleidet und das Inwendige findet, daß gegen ihn weder Wehr noch Waffen helfen, der Starke gleich dem Schwachen ist, der Mutige gleich dem Feigen.

Und doch ists gerade da, wo der Gottesfunken in des Menschen Brust am hellsten leuchtet, wo still und ungesehen ein Heldenmut

sich entfaltet, den man mit Orden und Titel nicht lohnet, den aber der Vater im Himmel sieht und nicht vergißt. Ungeheißen tritt das Kind ans Lager der Eltern, stellt dem Feinde sich preis, die Gattin verläßt den Gatten nicht, der Vater wacht über seinen Kindern, ihren Dienst verwaltet die treue Magd, solange ihre Kräfte sie tragen, und wenn eins nach dem andern fällt, vom tückischen Feinde giftig erfaßt, so tritt ein ander Glied des Hauses an seine Stelle, solange noch eines ist, dessen Kräfte nicht gebunden sind in des Fiebers Schauern, im Todeskampf. Selten sind hier die Feigen, und wenn auch in dieser, in jener Brust die Angst ihre Flügel regt, es kämpft der Mensch sie nieder im Bewußtsein seiner Pflicht, im Vertrauen auf den da oben, dessen Hand auch über diesen Fiebern mächtig ist, im Glauben, daß Feigheit vor dem Tode nicht schütze, daß gar oft den Feigen auf der Flucht der Tod erreicht, der Mutige in Mitte von Leichen aufrecht bleibt.

In solchen Schlachten ist der Arzt dem Feldherrn gleich, doch mit dem Unterschiede, daß er nicht von sicherm Hügel aus den Feind observieren, die Geschütze dirigieren, mit den Seinen manövrieren kann. Von Anbeginn muß er zunächst dem Feinde stehen, muß persönlich ihm in die Augen sehen, wo er sich zeigt, muß persönlich die Angriffe leiten von Lager zu Lager, muß an jeglichem helfend und tröstend stehen, muß allgegenwärtig sich machen, muß auf den Flügeln des Eifers sich vervielfältigen, muß selbst über Müde und Mattigkeit siegen, und wenn Rat und Kraft, Mut und Trost allenthalben ausgehen wollen, muß er die Quelle sein, die andere mit neuer Ausdauer tränket. Wie der Held seine Seele Gott befiehlt und nie denkt, daß eine Kugel seinen Leib treffen könne, muß der Arzt hervorragen über alle in klarer Unerschrockenheit den Helden gleich, von denen die Sage geht, daß sie hieb- und kugelfest gewesen durch übernatürliche Kunst. Fällt er dennoch, und Helden schont der Tod nicht, so stirbt er einen Heldentod dem größten Feldherrn gleich, und wenn sein Name schon nicht glänzt auf den Blättern der Geschichte, so steht er doch verzeichnet in dem gol-

denen Buche, wo alle Namen stehen, deren Träger für andere in den Tod gegangen.

Ein solcher Held war mein seliger Bruder in jenen Tagen mitten im würgenden Tode, mit einer eigentlichen Begeisterung flog er von Lager zu Lager, seine Kraft schien unerschöpflich; wenn man glaubte, hier sei er, so war er schon Stunden weit. Was ich helfen konnte, tat ich auch, und vielleicht hier zum erstenmal so recht erkannte mein seliger Bruder, daß wir nicht nur leibliche Brüder seien, sondern daß wir auch als Arzt und Pfarrer in unserem Wirken Brüder sein könnten, sollten, Brüder sein müßten. Der Tod hatte keine Macht über ihn, das Fieber floh, aufrecht stand er auf dem Schlachtfelde, aber er hatte unglücklich gekämpft, die Beute, welche er dem Feinde entrissen, war gering, groß aber die Zahl, welche ihm erlegen. Viele Väter waren gestorben, ihnen nach die Mütter, und elternlose Kinder irrten klagend herum, auf den Gräbern ihrer Kinder kinderlos weinten Mütter, seufzten Väter, und jeder Seufzer war meinem Bruder ein Dorn ins Herz, jede Träne ein glühender Tropf auf seine Seele, jedes verwaiste Kind ein Zeuge gegen ihn vor Gott. Denn nirgends hatte das Fieber gewütet wie in seinem Bereiche, keinem Arzte waren so viele gestorben, und namentlich hatte einer, der einfältig schien und sonst nicht im besten Rufe stand, sehr viele gerettet.

Das wars, was meinen Bruder fürchterlich ergriff. Umsonst stellte ich ihm vor, wie solche Krankheiten nie an allen Orten gleich innerlich, gleich zerstörend seien, wie oft die Lage eines Ortes oder die Zusammensetzung der Luft, welche durch dasselbe ströme, die Gewalt einer Krankheit erhöhe oder mildere. Wie auch auf keinem Schlachtfelde die Toten gleich verteilt lägen, sondern in Haufen hier, einzelne zerstreut dort, so sei es auch in solchen Krankheiten: während oft ganze Dörfer verwüstet würden, blieben andere fast unberührt. Freilich wüßte man auf einem Schlachtfelde wohl, daß die Haufen niedergeworfen worden seien durch die Kugeln einer Batterie oder durch die Säbel der Kavallerie, in einer Krankheit lägen die

Ursachen verborgener, und hie und da möge wohl ein Böswilliger die Ursache in einem Arzte suchen. Aber jedenfalls geschehe dieses von der Menge im allgemeinen nie, die Menge sage namentlich bei solchen Krankheiten sehr selten: ‚Der oder jener Doktor ist geschickt oder ungeschickt in Behandlung der Krankheiten gewesen‘, sondern: ‚Der ist bsungerbar gfellig (glücklich) zu der Krankheit, jener aber bsungerbar ungfellig‘; sie suchen also den Grund, daß einer mehr geheilt als der andere, weder in der größern Kunst noch im bessern Fleiß oder Willen, sondern höher, und dieser Fingerzeig der Menge nach etwas Höherem sollte den Ärzten ebenfalls ein Fingerzeig sein. Namentlich bei ihm werde kein Mensch die Ursache in Mangel an Wissen oder Willen suchen, sondern es werde bloß heißen, zu der Krankheit sei er bsungerbar ungfellig gsi.

Aber das war gerade der wunde Fleck, der in immer verzehrenderem Feuer brannte in seiner Seele. Kam es da auf das Gfell und Ungfell an, gelang blindem Tappen, was vollendetes Wissen nicht vermochte, stunden sie da als willenlose Werkzeuge einer Macht, welcher er längst alles Einwirken in menschliche Verhältnisse abgesprochen hatte? Sein Wissen war gleichsam sein Gott gewesen, seine Kunst seine Religion, mit welcher er seinem Gotte diente, und zwar in seltener Treue. War sein Gott ein Phantom, seine Kunst eine Täuschung? Sein Glaube war erschüttert, und mit seinem Glauben erlosch sein Lebensmut. Nicht gekränkte Eitelkeit war es, der Ärger, daß einer mehr geheilt als er, besonders vom Volke gepriesen ward, was den starken Mann zusammenbrechen ließ einem dürren Zweige der Eiche gleich; es war das Gefühl, welches den erfaßt, der sich von Gott verlassen glaubt für immer.

Mit der ganzen Innigkeit seines Wesens hatte er in seinem Wissen gelebt, ihm sein Leben geweiht, dessen Ausübung seine Lebenszeit, und dieses Wissen verriet ihn in seinem wichtigsten Lebensmoment, in welchem Männer zu Helden werden, und seine Kunst war eine machtlose, eitle! Er war einem Kinde gleich, das mit hölzernem Schwerte die Welt bezwingen will. Er versuchte alles, seinen Gott

zu rechtfertigen, er vermochte es nicht. Er ging unzähligemal seine Heilungsweise durch, stellte ebensooft alle Krankheitszeichen zusammen, er konnte keinen Irrtum finden, nach Regel und Kunst hatte er gehandelt. Er erforschte, was jener Arzt gegeben; das Sinnlose in dessen Mitteln konnte er nicht begreifen, und doch hatten sie geheilt. Da zerrann ihm sein Wissen einem Nebelbilde gleich, und vor der Ausübung seiner Kunst schauderte er zusammen, wie die ersten Christen geschaudert haben mögen vor den Opfermahlzeiten, an welchen sie kurz vorher noch teilgenommen, vor einem Götzenbilde, zu dessen Füßen sie erst noch gekniet.

Trostlos sank er in sich zusammen und richtete sich nicht mehr auf; vergebens versuchte ich, den Arzt zu machen. Ich stellte ihm vor, sein Übel sei ein körperliches, er wisse ja selbst am besten, daß der ungeheuren Anstrengung Abspannung folgen müsse, und mit der Müdigkeit des Körpers stellte sich ja immer eine gewisse Mutlosigkeit ein, und aus dem müden Körper schaue ein trübes Auge in die Welt hinaus und sehe alles trübe im hellsten Sonnenschein. Im Maße, als er sich erhole, würde eine andere Anschauung sich ihm von selbst bilden, und wie in den Körper die Kraft wieder komme, werde auch in die Seele der Mut wiederkehren. Ich bat ihn, den Körper zu stärken, die Seele abzuziehen von den Trümmern seiner zerrütteten Welt, in die sie immerfort ihre Blicke heftete. Ich wollte mit ihm fortreisen, wohin er wollte; aber er wollte nicht, zu allem schüttelte er traurig das Haupt, und wenn ihm deine Mutter die Kinder brachte und ihn innigst bat, um ihretwillen sich doch zu erhalten, so wurde ihm wohl das Auge naß, aber in wehmütigem Lächeln schüttelte er das Haupt. ‚Ihr guten Leute,‘ sagte er, ‚plagt mich nicht, mir hilft nichts mehr, ums Herz bin ich krank.‘ So sank er sichtlich zusammen und war auf keine Weise aufzurichten. Leute von allen Seiten kamen, baten, rühmten, weinten bei dem geliebten Doktor, aber es half alles nicht, sie ermutigten ihn nicht, bitter lächelte er zu Lob und Preis. Eines Morgens lag er tot im Bette; auf seinem Herzen lagen seine Hände, als ob er hätte

dessen Brechen fühlen wollen, aber auf seinem Gesichte weilte ein heiteres Lächeln, es war, als ob in seine Dunkelheit neues Licht gebrochen wäre."

Die Erinnerung überwältigte den alten Herrn, es ging eine Weile, ehe er wieder fortfuhr, und niemand mahnte ihn, es war, als wenn alle lauschten, ob nicht ein Engel durch die Stube rausche.

„Das war das Leben und das Ende deines Vaters, lieber Rudi," sagte er endlich, „und darum tauchte beides so hell wieder auf, weil du dem Toten riefest in deiner geistigen und körperlichen Ähnlichkeit mit dem Vater, nur daß du noch in den Zweifeln der Jugend dich herumtreibst, daß du das Heil nicht in die bisherige Wissenschaft setzest, sondern in die, welche aus dir hervorgehen werde, wie du meinst. Du hältst wie er deinen Beruf für den höchsten, siehst auf die andern vornehm herab, wie ihr dann wiederum von den Juristen, den Usurpatoren des Staates, weidlich verachtet und kujoniert werdet; in der Ausübung deiner Kunst aber bist du nicht Dogmatiker wie er, du traust weit mehr dir selbst als dem System und näherst dich darin auffallend den Sektierern, welche das Heil auch nicht im Buchstaben suchen, sondern in dem ihnen, wie sie meinen, inwohnenden Geiste."

„Aber Onkel, ist das nicht recht?" Heißt es ja nicht, der Buchstabe töte, der Geist sei es, der lebendig mache? Ich kann nichts mehr hassen als diese Systeme aller Art, wo, was einer einmal gekaut hat, alle andern nachkauen sollen in alle Ewigkeit, sie mahnen mich an die Exerzierreglemente, wo, wenn der gestrenge Lieutenant befiehlt: ‚Schultert!', alle schultern und, wenn er sagt: ‚Setzt ab!', alle absetzen, wenn es sie schon dünkt, schießen wäre besser. Und warum sind wir gleich ausgerüstet wie unsere Voreltern auf die Welt gekommen, wenn wir nur brauchen sollen, was sie erfunden, nur trappen sollen, wie sie getrappet?"

„So seid ihr Jungen," sagte der Alte, „immer Kübel und Kind zusammen. Es ist kein Junger, der sich nicht freut, wenn er was erben kann, und ich habe noch von keinem gehört, der so stolz und

hoffärtig gewesen sei, das Erbe seines Vaters wegzuwerfen, weil er es für eine Schande halte, Erworbenes von andern anzunehmen, da jeder ja Kräfte zum eigenen Erwerb hätte; jeder erbt und zwar je mehr je lieber, und, je mehr einer erbt, desto weniger geben die meisten davon ab. Aber eine andere Erbschaft will die Jugend und namentlich die heutige verleugnen und kann sie doch bei keinem Schritt und Tritt entbehren. Auf den Erfahrungen und Erfindungen der frühern Geschlechter steht das gegenwärtige Geschlecht, so wie aus den Anschwemmungen vergangener Zeiten die jetzige Pflanzenwelt sich erhebt, und umso üppiger, je reicher die frühern Anschwemmungen waren.

Jede Bequemlichkeit im Leben haben wir den Alten zu verdanken, die Gabel, mit welcher wir essen, die Erdäpfelrösti, welche wir essen, und gar manches Genie, welches hochmütig alles verachtet, müßte mit Nebukadnezar Gras fressen, welches derselbe mit langen Nägeln ausraufte, wenn er nichts essen sollte, als was er selbst erfunden. Nun gibt es durch Gottes Ordnung immer Leute, welche mit dem, was ersonnen, erfunden worden, sich bekannt machen, dasselbe zusammenlesen, zusammenstellen und andern Menschen zum Gebrauch es anbieten, und viele, welche weder Zeit noch Kräfte zum Selbstsammeln haben, sind froh, so was fix und fertig zu finden; solche Zusammenstellungen nennt man im Gebiete der Wissenschaft System.

Wenn Genie Neues erfinden, so entstehen neue Systeme; das Neue besteht nur in einigen Geistesblitzen, und was die neu zeigen, ist meist so einfach und simpel, daß man gerade bei diesen Blitzen die Beschränktheit der Menschen nicht sattsam anstaunen kann, denn das Neue ist eben so simpel, daß man sich nicht sattsam wundern kann, daß dasselbe nicht vor hundert Jahren jedem Stüdi eingefallen, und doch gehts wieder hundert Jahre, bis die Mehrzahl von der neuen Wahrheit was wissen, und noch die halben Ratsherren glauben nicht daran. Um dieses Neue bleibt aber das meiste Alte, nur daß man es anders ordnet, was oben war, muß nun unten stehen.

Siehe, das ist gerade so, wie wenn eine junge Frau bei einem Witwer einzieht und ein neues Möbel mitbringt. Das neue muß in den Salon, das alte wird anders rangiert, und einiges kömmt auf den Estrich. Hat man aber Geduld, es hundert Jahre droben zu lassen, so holt man es im Triumph wieder runter und hält es zehnmal teurer als das schönste Neue; so zum Beispiel was gelten jetzt die alten Nachtstühle, welche zu Ludwig des Fünfzehnten Zeiten ins Grümpelgemach gestellt worden? Nun gibt es auch Frauen, die, wenn auch nichts Neues zum Alten kömmt, doch alle Jahre das Alte rumzügeln und immer am Rangieren sind, so daß man, wenn man zu ihnen kömmt, nie weiß, wo man ist; bei solchen tusigs Fägnesteten ist aber ein unheimlich Sein. Aber das Alte macht in den meisten Haushaltungen und Systemen immer die Hauptsache aus, wenns schon manchmal der Hausherr nicht meint, weil er neu firnisierte Sachen für nagelneu nimmt.

Aus diesen alten Schränken, den Systemen, stammt all dein Wissen her, dessen täusche dich nicht; aber keins dieser Systeme ist dein System, während hingegen viele es gibt, die das System, welches sie in ihren Heften abgefaßt haben, behalten ihr Leben lang und nichts dazu-, davontun und sich nicht träumen lassen, daß jedes System einen Viertel Spreu und einen Viertel Staub enthält, daß die Zeit aus ihrem System Spreu und Staub beträchtlich ausgesiebt, mit dem alten Staub und Spreu doktern sie glücklich fort bis an ihr Ende. über diesen beschränkten Orthodoxen stund dein Vater unendlich hoch, denn er baute fort an dem System, er hielt es wohl für festbegründet, aber in Weite und Höhe nicht für ausgebaut.

Du hast auch ein System, nämlich alles für gering und unbedeutend zu achten, was du erlernt hast, und für die Hauptsache dich, deinen Blick, deinen Witz, das heißt die glückliche Zusammenstellung, dein Urteil, dein Geschick, den Geist, aber deinen Geist. Du machst dich selbst zu deinem Gotte, aber auch dein Gott ist ein ohnmächtiger Gott, und in der höchsten Not wirst du ihn missen, und gebe Gott,

daß es dir nicht wie deinem Vater geht, daß du an dir selbst verzweifeln mußt wie er an seinem Wissen, denn dein Weg ist noch viel der gefährlichere als sein Weg war.

Dir selbst traust du alles zu, deinem Geiste, deinem Blicke, deiner Hand, sie erkennen das Rechte, sie wählen das Rechte, führen es aus auf die rechte Weise; wenn du fehlst, so schreibst du die Schuld nicht dem Mittel zu, sondern dir, der du nicht das Rechte gewählt, es nicht recht angewendet, du hast gefehlt und nicht die Wissenschaft, nicht das Mittel. Jung und kräftig, wie du jetzt bist, scheint dir das ein Geringes; aber so geht es nicht immer, und eben auch wieder bei deiner Innigkeit werden Fälle kommen, wo es dir schwarz vor den Augen werden wird, wo du wünschen wirst, es öffnete sich die Erde und verschlänge dich.

Sieh, es handelt sich hier um Menschenleben; ist eines dahin, so ists nicht wiederzugeben. Sterben die Leute, wo es so recht übel geht, und du hörst, daß man sagt, du hättest unrecht sie behandelt, oder bei einem Sterbet bist du ungfellig, während ein anderer viele rettet, wessen ist die Schuld als die deine, der du fehlgegriffen, falsch gesehen? Da kannst du mit nichts dich trösten. Sieh, das wird dir zu Gemüte wachsen, deine Schuld, deine Beschränktheit wird dir sichtbarer werden alle Tage, und was dann als Arzt, als Mensch aus dir werden wird, weiß Gott. Denn es ist fürchterlich, wenn man sich einbildet, Leben und Tod habe man in der Hand, und während man Leben spenden will, kömmt der Tod heraus.

Und was du dir selbst sagst, das verschärfen dir noch die Menschen. Die Menschen ordinäri Schlages wissen natürlich nichts von Standpunkten und Systemen, aber in ihren Ausdrücken unterscheiden sie doch merkwürdig. Von den einen sagen sie, er sei nicht gfellig zu diesem oder jenem, daneben meinte er es gut, und wenn er einem helfen könnte, so täte er es und vergönnte es einem nicht, wie es dere Schießhüng gäb. Von andern sagen sie, er könnte es, wenn er wollte, er sage es ja selbst, aber er begehre einen nicht gesund zu machen, sondern einen desumezschleipfe, und, je länge es gehe,

deſt aſtänger ſei es ihm, von wegen deſt mehr Züg könne er brauchen. Von dem aber, der nicht gfellig iſt, und von dem, der es nicht gönnt, wenden ſie ſich gerne zu denen, die höher ſtehen als beide, deren Heilung weder in ihrem Gfell noch in ihrem Willen liegt, ſondern in einer höhern Hand, unter welche doch am Ende der Menſch am meiſten Zutrauen hat, am liebſten ſich beugt, wie ja auch David lieber fallen wollte in Gottes Hand als in die Hände der Menſchen, und, je tiefer der Menſch in der Drangſal iſt, deſto dringlicher preßt ſich ihm dieſe Anſicht auf, daß nur in einer Hand das Vollbringen liege, daß dieſe Hand ihre Werkzeuge wähle, und daß dieſe Werkzeuge allein Hingebung und vollen Glauben verdienten."

„Aber Onkel," ſagte der Doktor, „Ihr kömmt da auf ein Feld, auf dem ich Euch zu finden nie erwartet hatte; ſeid Ihr noch im Aberglauben befangen, und wollt Ihr uns zu Marktſchreiern machen, ſollen wir den Theophraſtus Bombaſtus Paracelſus nachahmen?"

„Eben das meine ich nicht," ſagte der Onkel, „aber den rechten Namen haſt du mir genannt, an welchem ich dir begreiflich machen kann, was ich meine.

Dieſer Paracelſus, möglicherweiſe ein Unterwaldner und geboren im Jahre 1493, machte gewaltiges Aufſehen in der Welt, und ſeinen Namen brannte er in die Geſchichte ein. Er polterte gewaltig gegen alles bisherige Wiſſen, und ſein Wiſſen beſtund doch auch nur aus dem Wiſſen der damaligen Zeit, aber durchleuchtet mit einigen eigenen Geiſtesblitzen. Er dachte ſich alle Heilmittel zuſammengeſetzt aus zweierlei, aus Stoff der Erde, und in dem Stoff eine Tugend, Kraft, Seele möchte man faſt ſagen, welche letztere nicht erſchaffen, ſondern von Gott ausgefloſſen ſei, mit der Pflanze zum Beiſpiel nicht zerfalle, ſondern zu Gott zurückkehre, alſo mit den Sinnen nie wahrgenommen werden könne. Obgleich er dieſe Kräfte als von Gott ausgefloſſen annahm, ſo konnte ſich derſelben doch bemächtigen, wer es verſtund, und ſie zu ſeinen Dienern machen nach ſeinem Willen, ſo daß wiederum Leben und Tod gleichſam von ihm abhing, die Brücke zwiſchen ihm und Gott abgebrochen war.

Er, gleichsam Herr dieser Geister in den Elementen, möchte fast zu zählen sein zu den alten Zauberern, eine Art von heidnischen Priestern, obgleich diese weniger schwatzten, er rühmte sich auch eines Lebenselixiers, wahrscheinlich zusammengesetzt aus Schwefel, Salz und Quecksilber, starb aber eben diesem Elixier zu Trotz, ehe denn er fünfzig Jahre alt war. Sein Leben stand also in einer andern Hand als in seiner Hand, so wie überhaupt kein Leben steht in eines Menschen Hand, weder in seinem Wissen noch in seiner Kunst. Der Arzt hat es mit seinem Walten nicht anders als der Landmann mit seiner Saat, der Hausvater mit seinem Haushalt, der Pfarrer mit seinem Wort; es ist alles, alles eitel, wenn Gott nicht Leben und Segen gibt.

Der Landmann säet seinen Samen aus, denkt aber gewöhnlich nicht daran, daß er seinen Samen von Gott hat, daß er mit aller Kunst und Macht, und wenn man ihm auch alle Stoffe der Erde zur Stelle schafft, kein einzig Samkörnlein, und wärs auch der geringsten eins, machen kann. Und wenn er auch eines zustande brächte, dem natürlichen täuschend ähnlich, eines fehlte immer, Leben hätte es nicht, wachsen täte es nicht. Aber zwischen dem verschiedenen Samen hat er die Auswahl, und nach dem Systeme, nach welchem er will, und nach dem eigenen Sinn, wenn er will, kann er den Acker pflügen, auf ihm hantieren, wenig oder viel säen, tief oder flüchtig eggen, alles nach System oder Gutdünken. Je nach seinem Geschick und Fleiß gerät es zuweilen, und der Fleißige erntet nach Fleiß und Geschick, und wenn dies einige Male geschieht in geregeltem Gange, so kömmt gerne der Übermut, und es stellt der Mann in seine Kräfte jeglichen Erfolg, macht von seinem Willen abhängig den Ertrag. Aber dann kömmts wieder anders, und was gut geraten war, will nicht mehr geraten, gewinnt kein Leben mehr, tot bleibt der Same, öde steht der Acker, die lebenspendende Hand bleibt geschlossen.

Da beginnt der Mensch wieder zu fühlen, wer das Gedeihen gibt; denn wie er auch nach dem Himmel sieht, es regt keine Wolke

sich, es kömmt auf sein Geheiß weder ein Sonnenstrahl noch ein Regentropfen, in kein Samkorn tritt das Leben, er kann bschütten, mästen, kratzen, decken, es hilft ihm all, all nicht — er steht an den Marchen seines Vermögens. Da beginnen die Katholiken ihre Prozessionen, die nichts sind als eine öffentliche Demütigung vor dem Allmächtigen, als ein tatsächlich Bekenntnis, daß wir nichts wären ohne ihn, als eine gemeinsame Bitte, daß er doch öffnen möchte seine Hand, damit die Geschöpfe ihre Speise erhielten zu ihrer Zeit. Bei uns bittet der fromme Landmann in seinem Kämmerlein, daß der, welcher die jungen Raben am Bache speiset, seiner Kinder nicht vergessen möchte. Und wo das Gebet ein inniges ist, da kömmt ein still, fromm Warten über den Beter, wo er in Geduld und Demut des Herrn Tun gewärtigt, während der, der nicht zum Herrn sich zu wenden weiß, in solcher Drangsal sich gebärdet fast einem Pferde gleich, welches gebunden an einem Pfahle steht, während hinter im drein das Feuer braust.

Wie manchen Hausvater sieht man hasten und jagen früh und spät, und es gelingt ihm nichts, und was seine Hände berühren, ist, als wäre es mit Fluch geschlagen, als wäre es ein Dolch, der seine Spitze immer gegen seinen Träger kehrt; sein Acker wird immer magerer, sein Stall verschlingt sein Geld, über den Seinen lastet Unfriede oder Krankheit, und, je mehr er jammert, umso weniger nützt es, und, je mehr er zuspricht, umso verstockter werden seine Leute. Kein Mensch kann erklären, deutlich machen, was da fehlt, wie da zu helfen wäre, denn es fehlet da das Unnennbare, Wunderbare, das nur einer kennt, nur einer gibt, es fehlet da der Segen von oben, das Gedeihen aus Gottes Hand.

Dem Säemann gleich, der irdischen Samen säet, ist der Säemann auf dem großen unsichtbaren Weltenacker, der zusammengesetzt ist aus den Herzen der Menschen, auf welchen geistiger Same gesäet werden soll, und auf welchem die Schätze wachsen sollen aus dem Samen empor, welcher hinaufreichen soll unverwelklich und unverweslich ins ewige Leben.

Sieh, auch wir machen den Samen nicht selbst, er kömmt auch uns aus Gottes Hand wie dem Landmann Korn oder Roggen oder der andern Körner eines. Wir haben die Äcker zu bebauen, die Körner nach der Äcker Beschaffenheit auszuwählen, aber Leben zu geben einem derselben in den Herzen der Menschen, ja eines derselben lebendig zu machen in dem eigenen Herzen, das vermögen wir wieder nicht, das muß Gott tun, der Geist des Herrn, der im Anfang über den Wassern schwebte, der durch den Acker fährt, der ists, der unsere Herzen befruchtet, unserer Schwachheit aufhilft, dem Worte Leben und Gedeihen gibt.

Oh, es gibt fürchterlich trockne Zeiten, wo kein Samkorn wachsen zu wollen scheint, Stürme und Regengüsse, die alle Mühe zu zernichten, den Säemann vom Acker zu treiben scheinen, wo er, wenn er bloß nach menschlichem Ermessen urteilen wollte, sein Amt für eitel halten, Mut und Glaube verlieren, an Gott und an sich irre werden müßte. Hundert- und aber hundertmal geht es ihm, wie es dem Herrn zu Corazin und Bethsaida ergangen: von seinem Worte sieht er keine Frucht. Und das fühlt er noch inniger und klarer, wenn er mit dem Worte des Heils zu kranken Seelen tritt, sie heilen will. Wie sorgsam man die Krankheit erforschen, die Stunde wählen, den Samen prüfen mag, nur die Aussaat hat man in seiner Hand; ob das Wort Leben gewinnen oder tot bleiben, heilen oder noch kränker machen wird, das wissen wir nicht; dem Vollbringen des Herrn müssen wir uns unterziehen, sein ist und bleibt das Gedeihen und die Art desselben. Denn da innen in uns ist es wunderbar, und des aufgeblasenen Menschen Wissen reicht nicht zur Quelle seines innern Lebens, und der Mensch, der Herr der Elemente, der das Feuer in Zügel faßt und die Gewässer bändigt, ist ohne die Gnade des Herrn ohnmächtig im eigenen Herzen.

Wie man aber von der Seele des Menschen nicht sagen kann: ‚Siehe, hier ist sie!' oder: ‚Siehe, da ist sie!', sondern wie sie allenthalben ist in ihrer kleinen Welt, dem Leibe, so verschwimmen geistliche und leibliche Zustände ineinander. Mit all deinem Wissen ver-

magst du mir die Marchen nicht zu ziehen zwischen beiden, nicht zu sagen: ‚Hier hören die einen auf, und bis hieher gehen die andern,' und du mit all deiner Kunst hast keine einzige Heilung in deiner Gewalt. Sieh, da drinnen ist es wunderbar, das fühlet deine Seele wohl. Du meinst, du glaubst, du hoffest, aber wie oft war deine Meinung irrig, dein Glaube eitel, dein Hoffen torrecht!

Geschah es dir nicht schon, daß du eine einfältige Wunde nicht zu heilen vermochtest, daß aus unbedeutend scheinendem Geschwür der Tod erwuchs, daß ein Mensch dir gerettet schien und sein Leben erlosch, du wußtest nicht, wie und warum, oder daß du ein Leben aufgabest als unrettbar, und es glomm wieder auf, und du konntest wiederum nicht sagen, warum und wie, und wenn du auch Laien Gründe angabest, du glaubtest doch selbst nicht daran? Da innen waltet auch dem Arzte gegenüber ein Höherer, ihm gehört das Vollbringen, er gibt dem Willen des Arztes den Segen und das Vollbringen, in des Arztes Kraft und Kunst liegt es nicht. Es ist Gott und nicht der Arzt der Herr des Lebens und des Todes. Kann doch ja auch der Arzt ebensowenig als der Landmann ein Samenkörnlein machen, irgendeinen Stoff schaffen, den er zur Heilung braucht. Er kann entbinden und binden, zersetzen und zusammensetzen, läutern und verdichten, schwächen oder potenzieren, aber schaffen kann er nicht, schaffen kann nur Einer.

So stehen beide, der Arzt und der Pfarrer, als Hüter und Wärter an einem Heiligtume, in dessen Allerheiligstes ihre Augen nicht schauen, sie sind Verwalter der Geheimnisse Gottes, und die Geheimnisse ergründen sie doch nicht. Sie gleichen Webern, die weben mit fleißiger, sorgsamer Hand, sie müssen achtsam sein und rührig, müssen fest Faden an Faden schlagen, aber was sie weben, wissen sie mit Bestimmtheit nicht, das Eingericht hat eine höhere Hand gemacht.

Sieh nun, lieber Rudi, so ists, darum hast du mir den Paracelsus unrichtig angeführt; denn so, wie er es meint, meinte ich es nicht. Ich halte dafür, die Macht liege in Gottes Hand, er aber meinte,

die Macht sei von Gott ausgeflossen in die Stoffe der Erde, und wer es verstehe, könne dieser Mächte sich bemächtigen, sie anwenden nach seinem Willen, könne ein Lebenselixier machen, einen Stein der Weisen und somit unabhängig von Gott Herr des Lebens und des Wissens werden. Du aber meinst es auch nicht wie Paracelsus, du machst es noch kürzer und meinst, die Macht und die Kraft liege in dir, und alles erhalte erst Bedeutung und Wirkung durch deine Kunst und Anwendung; das ists, was ich meinte, als ich sagte, du machest dich selbst zu Gott."

„Ja, lieber Onkel," sagte der Doktor, „so seht ihr Herrn es an, und wenn ich auch zugebe, daß am Ende alles auf Gott hinausläuft, so sehe ich doch nicht ein, warum ich ihn in besondere Beziehung zu meinem Beruf setzen soll, und was dabei herauskäme; ich mache, was mir möglich, und damit Punktum!"

„Eben da ist kein Punktum, lieber Rudi, wenigstens für dich nicht. Ja, wärest du ein Lohndiener, dessen Sinn nicht übers tägliche Brot geht und die nötige Quantität Wein dazu, so könntest du gewissermaßen wenigstens in Beziehung auf dich Punktum sagen. Du würdest doktern, was Zeug hielte, der Erfolg dir so ziemlich gleichgültig sein, und bei jedem Sterbefall würdest du dich trösten, einmal müsse es doch gestorben sein, und wenn niemand mehr sterben würde, so hätte man ja zuletzt keinen Platz mehr auf der Welt. Zudem würdest du nie schuld sein wollen an eines Menschen Tod. Du aber hast, wie gesagt, es anders. Die Teilnahme am Menschen selbst und das Leben in deiner Kunst werden dir ihre Grenzen immer fühlbarer machen, immer peinlicher, deine Selbstanklagen werden immer häufiger werden, Beruf und Leben dir immer mehr erleiden.

Beugst du dich aber demütig unter die höhere Macht, erkennst ihr Wirken über deinem, fassest so recht die Grenzen des menschlichen Wissens und Könnens, so fallen die Selbstpeinigungen über Dinge, welche nicht in deiner Gewalt standen, weg. Dann begreifst du so recht und kannst auf dich anwenden, was Paulus sagt: ‚Da-

für halte uns jedermann, daß wir seien Haushalter über die Geheimnisse Gottes.‘

Nun aber erfordert man nicht mehr an den Haushaltern, denn daß einer getreu erfunden werde. Mir aber ists ein gar Geringes, daß ich von euch gerichtet werde oder von einem menschlichen Tage. Auch richte ich mich selbsten nicht. Ich bin mir zwar nichts bewußt; aber dadurch bin ich nicht gerecht gesprochen. Der Herr ists aber, der mich richtet. Es wird dir sein, als schiene immer die Sonne über deinem Leben. Bedenke, wie dunkel ein Leben wird, wenn der trübselige Mensch seine eigene Sonne sein will!

Dann möchte ich auf eines noch dich führen; bedenke es, du kannst es. Du bist so mitleidig mit deinen Kranken, verstehst so gut ihre Schmerzen, ja es ist oft, als wenn du sie teiltest, und siehst du nicht, wie das deinen Kranken so wohltut, wie sie an dir hängen? Um deswillen versuche noch eines, setze deine Seele am Platze von ihren Seelen und lausche dann, was in diesen Seelen vorgeht! Stelle dir vor, du wärest ein Vater, Kinder wollten von dir erzogen sein, eine Mutter, deren Herz in ihren Kindern schlägt, ein Mädchen, dem das Leben so freundlich lächelte, wenn es gesund wäre; aber krank wärest du, deine Kräfte schwänden, dein Körper fiele zusammen, und du zögest von Arzt zu Arzt, und einer sagte dir dies, ein anderer ein anderes, einer wollte dir über kurzem helfen, ein anderer über langem, ein jeder zuckte die Achsel über die andern, und bei jedem wiederholte sich die gleiche Täuschung, und bei jedem erführest du es deutlicher, daß des Menschen Wissen Stückwerk ist und seine Kunst ihre engen Schranken hat, während die Angst ums Leben wächst, weil in keines Menschen Hand deine Rettung liegt.

Sieh, da würde es dir gehen wie dem Landmann, dem Regen seine Saaten fäult oder Trockenheit sie aufzehrt, deine Augen würden die Hand suchen, aus der die milden Gaben kommen, um sie würden bebend deine Lippen beten, es würde dir alles beifallen, was zwischen dir und Gott wäre, dein Leben würde vor dir sich aufrollen, sein Menschliches würde dich plagen, die Vergangenheit

wie ein Alp dich drücken; sühnen möchtest du dich, versöhnen den beleidigten Gott, damit er deine Gebete erhöre, Heilung dir gewähre. Hier ists, wo der Seelsorger an der Seite des Arztes stehen, sorgen muß, daß die Angst der Seele nicht in die Leiden des Leibes hineinwächst, sie unheilbar machen, hier ists, wo dafür gesorgt werden muß durch den Arzt selbst, daß der Kranke die Hülfe Gottes durch Vermittlung des Arztes erwarten darf, sie nicht bei Quacksalbern suchen müsse, weil er dieselben Gott näher glaubt.

Im Glauben der Menschheit liegt es gegründet, daß Gott Mittler wähle zwischen sich und den Menschen, Männer Gottes, welche von Gott selbst empfingen Wissen und Kunst, den Geist zu dem, zu welchem Gott sie berufen und bestellt, die Kraft zum Vollbringen seines Willens. Zu solchen Männern wählte er die, welche unter den Menschen ihm am nächsten stunden, die Hochherzigsten, Hochgemutesten, Hochbegabtesten, Reinsten und Besten; denn sie waren Stellvertreter der Gottheit, in ihnen war dieselbe verehret. Wie aus der Quelle das Wasser sprudelt, durch eigentümliche Kraft getrieben, so flössen aus ihnen die Gnadengaben Gottes in Worten und Werken, Heilungen des Leibes und der Seele. Wenn die Juden meinten, Jesus rede als einer, der die Kraft habe, und nicht als ein Schriftgelehrter, so meinten sie eben nur, seine Worte flössen aus göttlicher Quelle und seien nicht mühsam mit menschlichen Kräften zusammengelesen und ohne göttliche Salbung; wenn Paulus sagt, der Buchstabe töte, der Geist sei es, der lebendig mache, weiset er eben wieder darauf zurück, daß alles auf Erden tot sei, auch der Buchstabe, auch das Wort, wenn Gott es nicht lebendig mache durch seinen Geist.

Auf dieser Vorstellung beruht die ganze Heiligenverehrung der Katholiken, und auf der Annahme, daß auch der Teufel ähnliche Werkzeuge wählen, mit besondern Kräften sie ausstatten könne, der Glaube an Hexen und Hexenmeister. Wunderbar haben sich diese Vorstellungen untereinander gemischt; weil man ihren Ursprung nicht mehr kennt, so findet man die Bruchstücke auf die seltsamste

Art nebeneinander. Aber eine Vorstellung ist geblieben, die nämlich, daß die Austeilung der höchsten Gaben von Gott käme, freilich durch Menschen vermittelt, aber durch die reinsten und frömmsten. Darum fordert das Volk von seinem Geistlichen mit Recht zwei Dinge: erstens einen reinen Wandel, zweitens die Worte unmittelbar aus dem Geiste und nicht vom Papier; darum erklären aber mit hohem Unrecht die Neutäufer zum Beispiel unsere Taufe, das Pfand der Versöhnung und das Zeichen der Reinigung, für ganz wirkungslos, weil der Geistliche Teilnehmer der Sünden des Volkes sei, das ohne Zucht zum Nachtmahl komme, also kein Vermittler, kein Rüstzeug Gottes sein könne; darum heben sie sich so hoch, weil sie nichts wüßten auf menschliche Weise, sondern alles durch den Geist.

Diese Vorstellungen beherrschen aber auch den Kranken mehr und mehr, je bänger ihm um sein Leben ist, je öfter er die Unzulänglichkeit menschlichen Wissens und menschlicher Kunst erfahren hat. Wenn der Arzt an seinem Bette sich selbst erhebt, leichtfertig redet, Späße treibt, so wird es dem Kranken ordentlich angst dabei, es ist ihm, als wehe der Arzt den Segen von seinem Bette weg, als stehe Gott unter solchen Reden nicht hülfreich bei. Und wenn der Arzt dazu roh ist oder sinnlich, es bekannt ist, daß er nur an sich oder sein Wissen glaubt, ja daß er mit diesem Glauben vielleicht noch prahlet, so bildet sich im Kranken nur zu leicht der Glaube, durch ein solches Werkzeug wirke Gott nicht, die Heilung könne durch einen solchen ihm nicht kommen, die müsse durch ein anderes, Gott näher stehendes Werkzeug verrichtet werden.

Solche Werkzeuge stehen nun in den Quacksalbern in Menge da und harren auf die, welche von euch wegfliehen, wie Adler auf das Aas. Alle oder wenigstens die meisten derselben nehmen bewußter oder unbewußter eine gewisse Unmittelbarkeit in Anspruch, stellen sich dar nicht als Schriftgelehrte, sondern als solche, welche die Kraft hätten. Die einen nehmen, freilich ohne daß sie es wissen, mehr etwas Hexenartiges an, während andere mehr mit dem Heiligenschein sich brüsten. Der Doktor im Emdtal bei Frutigen, welcher

den Weibern die Hände auf die Brust legte, mit ihnen betete und mit der Fernröhre nach dem Glauben der Leute sich umschaute, spielte den Heiligen. Er fand auch den merkwürdigsten Glauben selbst unter der hochgebildeten Klasse. Weiber hochgestellter Beamteten, Zweispänner aus Zürich und Basel suchten bei ihm Hülfe.

Ja, wenn der Mensch hülfsbedürftig wird, wenn er den Wurm in sich fühlt, der am Leben nagt, dann wird er kleinmütig aller Bildung zum Trotz, dann steht er armselig da dem ärmsten gleich und sucht mit der größten Ängstlichkeit am gleichen Orte Hülfe, wo der Ärmste. Jener aber, der den Geist in einer weißen Flasche um Rat frägt, der nähert sich mehr dem Zauberer, dem Hexentum, findet aber auch großen Zulauf und ebenfalls von Leuten, von welchen man es nicht glauben sollte.

Aber was ist der Mensch? Die einen operieren durch Mittel, welche keinen äußern Zusammenhang mit der Krankheit zu haben scheinen, aber eine geheime, wunderbare Sympathie oder Antipathie, andere durch wirkliche Arzneimittel, deren Zusammenhang mit der Krankheit sie aber auch nicht kennen, nicht erklären, aber sie erklären es für gut in diesem Fall oder für jenes; sie nehmen eine besondere Kraft und Tugend in ihm an, aber sie wüßten nicht zu sagen, worin sie besteht. Daher untersuchen sie die Kranken nicht näher, sie rüsten das Mittel nicht besonders, sie individualisieren nicht, Mittel ist ihnen Mittel, sie teilen es aus aus höherem Auftrage, und Gott ist die Wirkung. Und wirkt es nicht, so hat Gott es nicht gewollt; der Quacksalber meinte es gut, und das Mittel war gut, aber dem Herrn war das Wirken vorbehalten. So ist es gegangen bis dahin, und so wird es immer ärger werden, wenn ihr die Gefahr nicht zur rechten Zeit bemerket, wenn ihr Ärzte nicht achtet die Fingerzeige Gottes.

Denn sieh, mit der Wissenschaft ist es ganz anders gegangen, als man es sich gedacht hat, sie gerade ists, die ihre Spitzen den alten Aufklärern, welche wähnten, es bald so weit zu bringen, daß alles klar am Tage liege wie ein umgekehrter Bienenstock, entgegen-

gekehrt hat. Die Wissenschaft ist bis an den dunkeln Schlund gelangt, in welcher keine Leuchte leuchten will, wo aber doch die Hauptsache liegt, oder mit andern Worten: sie ist da angelangt, wo der Weg aus der Sonnseite der Natur sich umbiegt und an die Schattseite führt, aus dem Erklärbaren, durch die Sinne Wahrnehmbaren in die Tiefen des Naturgeheimnisses.

Immer lebendiger drängt sich als Ergebnis aller Forschung das Bewußtsein auf, daß durch das Sichtbare ein geheimes Unsichtbares sich ziehe, ein wunderbares Band die Menschen unter sich verknüpfe, auf unerklärliche Weise mit der Natur nicht nur sie in Verbindung bringe, sondern auch mit einer höhern Welt, daß zwischen den Gestaltungen der Materie und den Äußerungen aller Kräfte gegenseitige Einflüsse und Wirkungen stattfinden, von denen die Sinne nichts wahrnehmen, die man weder unter das anatomische Messer noch in den Schmelztiegeln der Chemie zersetzen kann. Und daneben hat manches, das als alter Aberglaube galt, durch neue Erfahrung sich bestätigt, so manche alte Bauernregel, so manches Sprüchlein über den Einfluß des Mondes oder die Stellung der Erde zur Sonne.

Der Magnetismus ragt wie ein Zauberberg in eure Wissenschaft hinein, und um ihn reihen sich aufs neue Geistererscheinungen, Besessene und solche, welche das zweite Gesicht besitzen. Die Wahrsagerei wird wieder einträglich und die Menge gläubig; aus dem leichtfertig gewordenen Protestantismus flüchten die Menschen sich in die dunkeln Hallen katholischer Münster. Und wie schon gesagt, kommt ihr Ärzte immer mehr zum Bewußtsein, daß Wissen und Können nicht eins ist, daß ihr oft wisset und doch nichts könnt, und daß ihr manchmal könnt und doch nicht wißt, wie und warum, und daß ihr euch, wenn ihr es schon nicht eingesteht, doch immer mehr nach solchen Mitteln, die man früher verachtete, umseht, welche den krankhaften Zustand günstig umstimmen auf bestimmte günstige Weise, deren Wirkung auf einem unmittelbaren Naturverhältnis zum kranken Körper beruht, welches aber nicht weiter erklärlich zu sein braucht.

So hat die Zeit sich gewendet und zum Teil auch ihr mit derselben, aber in der alten Stellung zum religiösen Glauben des Volkes steht ihr noch, darum glaubt es nicht an euch, sucht Heil und Heilung anderwärts. Begreifst du mich, Rudi?"

„Aber, lieber Onkel, sollen wir denn Kopfhänger werden, Heuchler oder gar katholisch werden, an den Betten der Kranken beten statt ihnen Mittel zu geben, kurzum, den Narren machen auf jegliche Weise?"

„Hast mich nicht begriffen," antwortete der Pfarrer, „oder hast mich begriffen, willst aber ausbeugen, um mir nicht recht zu geben. Das Beten könnt ihr denen überlassen, die dazu bestellt sind, wenn sie es gut finden. Man kann Glauben haben und zeigen, ohne Kopfhänger zu sein oder katholisch zu werden, bin ich ja doch weder das eine, noch will ich das andere werden. Aber das meine ich, daß man es euch ansehen soll am Krankenbette, daß ihr an eine höhere Macht glaubt, durch deren Willen euer Wirken bedingt ist, deren Verwalter ihr nur seid. Dann sei euer Wandel und Wesen so, daß der Kranke das Vertrauen fassen kann, Gott brauche euch zu Mittlern zwischen ihm und den Menschen, sei mit seinem Segen bei euerm Wirken! Das ist eine Art von Glauben, welche lange verachtet ward von den Weisen dieser Welt; es ist aber doch der einzige, den der Arzt fordern darf, der nicht irrig ist, den er aber auch suchen muß, wenn nach den Zeichen der Zeit die Kranken sich nicht mehr und mehr von ihm ab und den Wunderdoktoren zuwenden sollen, die allerdings eigentlich Lästerer und Betrüger sind, und zwar darum, weil sie das, was Gott in der Menschen eigene Kräfte gelegt, Wissen und Kunst, welche allerdings auch notwendig sind, nicht nur nicht haben, sondern auch nicht suchen, und nicht nur nicht suchen, sondern auch verlästern. Sie sind akkurat den Sektierern gleich, welche auch die Bibel, welche den Buchstaben enthält, verachten, und alles in den Geist setzen, den sie zu besitzen vorgeben. Begreifst du mich jetzt besser?"

„Papa, ich bitte euch," rief Sophie, „merket doch auf mein

Winken und kommt zum Essen, dRübli sind schon ganz braun, und das Ghäck wird räukelig und bränntelet, und denket doch an den armen Vikari, der will was unter die Zähne, sonst kann er nicht schlafen, und vom Geiste lebt man nicht. Gehts aber zu lang, so tut ers uns doch zuleid, macht sich ins Bett, macht uns dann aber auch sieben Wochen lang ein Gesicht, daß man Wentelen damit vertreiben könnte, wenn man es am rechten Ort hätte."

„Der Vikari liegt dir am Herzen," sagte der Doktor. „Ja, Vetter, das lyt er mr, und zwar bsunderbar. Oh, du glaubst nicht, wie artig er gegen mich ist, und wie lieb ich ihm bin." „So," sagte der Doktor, „das habe ich nicht gewußt, es ist mir aber lieb, es zu vernehmen." „Sophie, du bist doch auch immer die gleiche Kädere," rief die Mama, welcher es katzangst wurde, „du denkst gar an nichts, als dr Narre z'trybe, schäm di, u denkst nit dra, daß es Sache gibt, wo man nie dr Narren treiben soll."

„Ja los, Sophie," sagte der Papa, „laß dich nicht etwa gelüsten, den Vikari mit Jowägers zu necken, auch mit solchen Dingen treibt man keinen Spaß, und du, Rudi, laß deinen Zorn ebenfalls nicht an ihm aus; ihr versteht einander sowenig, als ob ihr verschiedene Sprachen redetet, und ihr beide setzt euch gleich auf die hohen Rosse, daß es ein Graus ist, du, als ob du Karl der Große wärest, und er, als ob der Papst Gregor in ihm steckte und noch ein halb Dutzend andere Päpste. Hest ihm klopfet?" „Nei, Papa," sagte Sophie, „ih ha nit gwüßt, ob ihr zum Aufhören zu bringen seid oder nicht. Aber dä ist de grad da, wenn er öppis z'esse schmöckt, es syg de, daß ne ds Kupe öppe acho syg, wil es so lang gange ist; doch wenns zum Esse geyht, su kupet er neue selte. Aber chömmet, ih schmöcke ds Ghäck scho!" „Wart, du Täschli!" sagte der Doktor, der mit Sophie hinter Onkel und Tante ins Eßzimmer ging, und wollte Sophie einen Kuß applizieren, kam aber damit nicht zustande; denn sobald Sophie das Manöver merkte, schrie es: „Herr Jeses, e Mus, e Mus!" Da schrie die Mama: „Herr Jeses, wo? Wo? Wo ist dr Maudi, rüfet dr Köchi! Herr Jeses, wo ist si, die uflätigi

Mus?" „Da hinter dem Vetter düre ist si," sagte Sophie, „aber wo si jetz hi ist, weiß ih nit; viellicht het er se öppe im Sack, er het scho mängist Muselöcher i sym Naselumpe gha." „Lue doch, Vetter, lue!" sagte die Mama in ihrer Angst. „Heyt nit Kummer, Tante, da ist si uf all Fäll nit, und was dBäsi Sophie gseh het, weiß ih nit, ih ha key Mus gseh." „Ein so z'erschrecke," grollte die Mama, „wenns nüt gsi wär!" „Gwüß han ih öppis gseh," sagte Sophie, „und ih ha gemeint, es syg e Mus, aber verschwere wett ihs nit, viellicht ischs o numme dr Schatte vo ds Vetters Nase gsi, wo so wüst und grau dr Mur nah gloffe ist; aber für gwüß wott ihs o nit säge." „Du bist doch e Ketzers Hex," sagte der Vetter halblaut, „aber wart, das treibe ich dir doch noch ein!" „Probier, mach, was d chast, es soll dr erlaubt sy; aber nimm di de o i acht, es chönnt de sy, ih reiseti dir de no dr Vikari a u nit nume dMama."

Droben hatte der Vikar lange des Nachtessens geharrt und war böse geworden, daß es so lange ging; schon dachte er daran, wie es wäre, wenn er zu Bette ginge, um sie recht zu strafen, da klopfte es plötzlich unter seinen Füßen; nun erschrak er und hätte einen Batzen gegeben, er wäre unten gewesen und jetzt schon wieder oben. Er dachte wieder daran, ins Bett zu gehen, aber nun fürchtete er, sie könnten meinen, er dürfe nicht kommen, und das sollten sie nicht meinen; er machte sich also auf den Weg.

Aber unheimlich ist es schon, in eine Verwandtschaft hineinzusitzen, wo man weiß, es frägt einem niemand viel nach, man stört, und alles ist froh, wenn man wieder geht. Wenn dann noch etwas vorgefallen ist, von dem man weiß, daß sie es verhandelt und unserer dabei nicht zum besten gedacht, ja, vielleicht die Verhandlung erst bei unserem Eintritt abbrechen, und alle Augen sehen einem so sonderbar an, und alle Augenblicke hat man eine direkte oder indirekte Fortsetzung zu gewärtigen, so ist es einem sicher zu verzeihen, wenn es einem unheimlich zumute ist und man nicht recht weiß, was da für ein Gesicht zu machen ist.

Die meisten Menschen versuchen es, ihre Verlegenheit zu ver=

bergen, denn man schämt sich ihrer; aber den wenigsten gelingt es einigermaßen. Die einen probieren eine gewisse Heiterkeit, welche aber selten gut steht. Die meisten verbergen sie hinter einer Donnerwolke, einem martialischen Gesicht, ab welchem es dem Teufel grusen soll. Wenn man das Ding sieht, so sollte man glauben, was da für eine Kraftkochete über dem Feuer sei, und ists doch nichts als ein schmerzliches Grännen des Herzens, das Bauchweh hat und gerne bas abe möchte.

Der Vikari, ursprünglich eine kreuzgute Haut und zu einem von den Ehemännern bestimmt, die expreß für den Pantoffel geschaffen, daneben aber knurrig und rumpelrurrig sind und darum meinen, sie führten das Regiment, und zwar ein scharfes, machte auch so ein Gesicht, daß man hätte glauben sollen, er sei ein Bombenkessel, der eben anfangen wolle zu schießen, und als Sophie ihm Suppe reichte, schnellte er das Merci ihr so zu, daß man es fast für eine Ohrfeige hätte ansehen können. Kömmt man nun mit einem solchen Gesicht einher, so macht man das Übel nur ärger, wenn man mit jungen, mutwilligen Leuten zu tun hat, während die Alten ein solches Gesicht ruhig lassen, nur hintendrein sich darüber beklagen und sagen: „Was het er doch aber für es Gsicht gmacht und hätt doch Ursach zu einem ganz andern!“ Es gramselte Sophie in allen Fingerbeeren, mit dem Vikar anzubinden, aber anfangen durfte es nicht. Der Doktor, nachdenklich über des Onkels Reden, hatte sich anfangs des Vikari nicht geachtet, aber durch dessen Merci war er geweckt worden und begann ihm Blitze zuzuschießen, daß man wohl merkte, das Donnern werde auch wohl kommen.

Nun aber gibt es gute Weibchen, sie sind nie an einem Hof gewesen, nie im Weltschland, vielleicht nicht einmal in irgendeinem Leseabend, aber sie haben ein leises scharfes Gefühl für alle Stimmungen, welche mit ihnen um einen Tisch sitzen, und ein Trieb, diese Stimmungen zu vermitteln, daß kein Mißton entstehe, und ein eigenes Geschick zumeist, welches diesem Trieb zu Hülfe kömmt. Gerade so eins war das gute Mamali; es war ihr, als ob sie das

Knistern fühle in Sophiens Fingerspitzen, in des Doktors Augen und hinter des Vikars Gesicht voller stummen Donners das Grollen und Bangen der Verlegenheit.

In solchen Augenblicken hatte sie zwei Manieren: entweder brachte sie jemand auf ein Lieblingsthema, oder aber sie erzählte selbst eine alte oder neue Geschichte und reisete so das Unwetter unschädlich vorüber. Diesmal brachte sie den Doktor auf die Universität, wohl wissend, daß ein alter Student, wenn er an die Universität gemahnt wird, an der Erinnerung hängen bleibt wie eine Fliege in einem Spinngewebe. Aber auf der Universität hatte der Doktor Duckmäuser erfahren mit scheinheiligen Gesichtern, die hatten ihn um Geld geprellt; diese nahm er jetzt übers Knie, steuerte immer mehr einer allgemeinen Walketen aller Duckmäuser zu, daß es dem Mamali katzangst wurde und ihn mit einem Apropos absprengte von der Universität auf seine Praxis. Aber wie wurde ihr, als der Növö alsobald bei den Frömmlern war und auseinandersetzte, wie er da nichts machen könnte, so eine Betschwester in einer Stunde ihm verderbe, was er in einer Woche zwegdoktere! Sie versuchte, ihn umezwehre mit Fragen nach allerlei Persönlichkeiten, aber es ging ihr, wie es einem oft mit einer Katze geht, jagt man sie zu einem Loch aus, so ist sie schon unter einem andern, oder mit Spatzen, sie fliegen wohl von einem Aste weg, aber nur auf einen andern und bleiben auf dem gleichen Baume. Sie mochte fragen, nach was sie wollte, so steuerte der Doktor auf den Vikari los, und Sophie tat ihm Vorschub, wie sie nur konnte.

Da nahm sie mit einem Apropos, die bequemste Springstange im Reden, einen Sprung auf die Bäume und frug das Papali, ob er nach Aarau um Bäume geschrieben habe, es wäre Zeit. Schreibe man zu spät, so müsse man haben, was überbleibe, manchmal die elendesten Griegeln. Der Doktor ging in den Gegenstand ein und frug den Onkel, ob er noch immer so große Freude an der Baumzucht hätte, erzählte dann, wie das sein Lieblingsgeschäft wäre, wenn er nur Zeit dazu hätte und nicht so ein unglücklicher

Menschendoktor wäre. Die Bäume wären sein, und niemand als er legte Hand an sie, und wenn er an einem doktere, so pfusche ihm niemand hinein, und glücklicherweise hätten sie keine Beine, sonst, wer weiß, liefen sie auch von einem zum andern. Die Menschen aber machten einen wirbelsinnig; solange sie laufen könnten, liefen sie von einem Doktor zum andern, und könnten sie nicht mehr laufen, so liefen die Menschen ihnen zu wie Fliegen einem Aas, und wollten an ihm doktern unentgeltlich, und dann seien manchmal noch dere drunter —

Himmel, wie wurde dem Mamali angst! Jetzt war die Lunte auf dem Pulverfaß, jetzt gings los; da fiel ihr die Wasserflasche, mit der sie eben einschenkte, aus der Hand, splitterte, und das Wasser schoß über den Tisch weg. „E Mus, e Mus!" rief Sophie, das Täschli, welches später die Unverschämtheit hatte, zu behaupten, dMama hätte das expreß getan, um den Rudi nicht an den Vikari kommen zu lassen. „Aber Mama, was machst aber?" sagte der Pfarrer, als das Wasser selbst ihn bedrohte. Der Doktor mußte ebenfalls aufspringen, denn er fühlte die Strömung bereits auf seinen Beinen. Sophie eilte mit trockenen Zwechelen herbei, Mamali sagte, es sei ihr doch so leid, sie wisse gar nicht, wie es gegangen sei, der Vikari nahm sein Licht und wünschte allerseits eine ruhsame Nacht, und endlich sagte Sophie: „So, nun ists gut, und ds Wasser lauft nimme abe. Aber gell, Rudi, dMama cha guti Punktümer mache, aber nassi!"

* * *

Vierzehntes Kapitel.

Wie ein Pfarrer und ein Doktor zusammen konsultieren, das heißt über einander die Köpfe schütteln.

Am folgenden Morgen frühstückten sie ohne den Doktor, und schon waren alle fertig, als Sophie rief: „Dort kömmt er!" Und

wie Sophie das rief, stand der Vikari auf, und während er ging, warf Sophie ihm die Frage nach: „Weyt Dr de nit warte und lose, was er für Bricht bringt?“ Es zweiete sich dem Vikari; etwas reizte ihn zum Standhalten, und doch ging er, antwortete aber trotzig, er hätte nicht Zeit, und dSach werde er frühe genug vernehmen. „Das ist mir e Muffi,“ sagte Sophie, „aber, gäb wie er tut, ds Herz ist ihm doch i de Hose, und warte darf er ihm nit.“ „Söphi,“ sagte die Mutter, „du redest recht unanständig, und wenns dr Vetter ghört hätt, er hätt o nüt meh uf dr.“ „Su hätt er mira,“ sagte Söphi, „was isch mr doch dra glege, heyg öpper öppis uf mr oder nit! Ih ha o dWehli, uf niemere nüt z'ha.“ „Schäm di, Söphi, so z'rede; Ernst ists dr nit, und wenns dr Ernst wär, su wärs recht schlecht vo dr.“ „Begehret Dr de, Mama, daß ih uf alle Lüte viel heyg und mi hintersinneti, wenn son es Dokterbürzi nüt uf mr het, oder soll ih gar am enen iedere Schlabi a Hals hange?“

„Sophie, los, schwyg; das ist kiflet, und zwar unanständig, du weißts wohl, wies dMama meint, und somit Punktum!“ sagte der Pfarrer. „Aber es Punktum,“ sagte Sophie, „aber das Mal son es trockes, ih muß es gwüß e weneli afüechte;“ und somit nahm sie erst den Papa obenein und küßte ihn herzlich, dann die Mama, und während Sophie noch daran war, trat der Doktor ein. „Ih chumme ebe recht,“ sagte er. „Ja, Rudi,“ sagte Sophie rasch, „wenn du nicht gekommen wärest, so hätte ich den Kaffee ab dr Glut gestellt.“ „Oh, ih meine nit wegem Kaffee, sondern wegem Küsse, jetz wird dr Kehr a mir sy.“ „Es ist mr leid,“ sagte Sophie, „wärist früher cho; aber dMünscheni sy ab em Für, und du weißt, die erkalte plötzlig, grad wie ds Blei, wo dScharfschütze dKugle drus mache. Aber häb nit Flause, zell, wies dobe ist.“ „Chumm Vetter, sitz!“ sagte die Mama, „üses Papali ist scho lang gwunderig.“

„Oben geht es wunderlich, aber, wie ich glaube, besser, als man hoffen durfte; das ist mir eine kuriose Frau, das. Nach dem Blutverlust und erfolgter Abschwächung ist auch die geistige Aufregung verflogen, in welcher sie sich einbildete, daß sie am Tode des Knaben

schuld sei und den Tod verdient habe; sie scheint sich in den Glauben zu verwandeln, man wolle es ihr andichten, es sei aber nicht wahr. Sie ist ruhig, still und hat nichts gesagt als, sie hätte dem Bubeli keinen andern Züg gegeben als der, welchen Mädi gebracht, u wenn der nicht recht gewesen sei, so vermöge sie sich dessen nichts, man möge sagen, was man wolle. Dann scheint sie wieder tief nachzusinnen; denn auf alles Einreden, daß ja kein Mensch ihr schuld gebe, daß sie ihm treulich abgewartet und dr lieb Gott ds Bübli greycht heyg, gab sie keine Antwort mehr. Aber ich denke mir, die Sache ist auf der Besserung." „Es ist möglich," sagte der Pfarrer, „wenn nur nicht der Gedanke sich in ihr ausbildet, es meinten es alle böse mit ihr und hätten ihr expreß sagen lassen, was sie sich eingebildet, oder aber Mädi sei schuld an des Kindes Tod, und Unwirsches gegen dieses vornimmt. Ich glaube es zwar nicht, aber man weiß es nie; was da innen ist, das ist verborgen, und was geschehen wird, weiß Gott. Und wenn man einen Gedanken zu bilden suchte in der Frau, ihren Geist an etwas heftete, könnte man da nicht vorbauend einwirken und vielleicht etwas Bösem zuvorkommen?"

„Onkel, Ihr habt recht," sagte der Doktor. „Man könnte der Alten Aufmerksamkeit auf das Kind lenken, welches das arme Fraueli entwöhnen muß, wenn es an der verfluxten Hebammenpraxis nicht zugrund gehen soll. Man könnte ihr das Kind wie zufällig zu halten geben, hier einmal, dort einmal, könnte ihr zufällig sagen, Meyeli müßte entwöhnen, man brauchte nicht zu erklären, warum. Vielleicht nähme sie sich des Kindes an und würde das andere ob diesem vergessen." „Aber Vetter, was denkst!" sagte die Frau Pfarrerin, „einer sturmen Frau ein Kind anvertrauen! Man ist ja keinen Augenblick sicher, daß sie es nicht umbringt." „Ich glaube nicht, daß Gefahr da sei," sagte der Doktor, „im Gegenteil würde sie an diesem Kinde zeigen wollen, daß man ihr wohl ein Kind anvertrauen könne, daß sie das frühere nicht vernachlässigt. Natürlich müßte man sie anfangs nicht aus den Augen lassen, so

lange, bis sie ihr früheres Wesen wieder gewonnen, ihre sonstigen Ausübungen angenommen hätte!"

„Nein, schäme dich, Rudi!" sagte Sophie. „Für den Besten habe ich dich nie angesehen, so wüst dich aber doch nicht geglaubt. Weißt du, wie du mir vorkömmst? Als ein Priester des Molochs, der seinem Götzen, dem Moloch, Kinder opfert. Anne Bäbi, die dumme Frau, ist das häßliche Bild und stellt deinen Götzen dir dar, den du, wie ich von Papa gehört, Kunst nennst. Deiner Kunst willst du das arme Kindlein opfern, nicht mit Gift, das versteht sich, das tust du nicht, auch nicht mit vermessenen leiblichen Mitteln, wahrscheinlich weißt du auch, da du fast ein Professor bist, daß die Ärzte mit solchen nur im äußersten Notfall fechten. Notfall ist nun keiner da; denn soviel ich dir abgemerkt, ist das nicht ein Notfall, wo bereits die Hoffnung wächst, sondern das ist ein Notfall, wo nach menschlicher Ansicht, und zwar nach wohlerwogener Ansicht, keine Hoffnung mehr da ist, nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge die Rettung von Seite der Menschen (unsereiner, Herr Doktor, nicht so gelehrt wie Ihr, behält Gott immer vor) an der Anwendung eines einzigen Mittels hängt. In einem solchen Fall wagt man an den halb aufgegebenen Patienten ein sogenanntes desparates Mittel, wo es heißt: ‚Vogel, friß oder stirb!' Der Vogel ist der Patient; das Mittel aber ist seiner Natur nach tot, fühllos, in des Menschen Willkür gestellt. Nun hast du einen Patienten auf der Besserung, und deine Kunst hat sinnreich ein Mittel aufgegriffen, das möglicherweise ihn heilt, aber dieses Mittel ist ein lebendig Kind, ein Mensch, und das Mittel kann ob der Kranken verloren gehen am Leibe vielleicht, an der Seele höchst wahrscheinlich. Aber das redet dir dann niemand nach, sondern es heißt nur, du seiest bsungerbar e Gschickte, du hättest ds Jowägers Anne Bäbi uf dr Stell zweggha. Aber wenn du das tust, so gruset es mir ab dir, und dein Lebtag sage ich dir Kindlifresser, du wirst auch meinen, es syg ume es King."

Der Doktor hörte diesem Ausfall anfangs zu wie allen Reden

Sophiens, in denen ihm gewöhnlich ein Ball zugeschleudert wurde, welchen mit Geschick zurückwerfen zu können er sich bewußt war. Im Verlauf der Rede ward er doch ernst, denn eine solche ernste Rede hatte er nie von Sophie vernommen. Er war wohl aus den kindischen Neckereien, welche zwischen verwandten Knaben und Mädchen meist stattfinden, heraus, aber er stand doch mit Sophie noch auf dem verwandtschaftlichen Standpunkte, wo man sich nur zuwirft, was einem eben zur Hand kömmt, und wo man noch oft die süße Liebe in Bitterkeiten und Salze hüllt, umgekehrt wie man es mit widerlichen Heilmitteln macht, Wurmmitteln zum Beispiel. Ein Mädchen kann die schönsten Gespräche führen mit sich selbst, manchmal sogar mit einer Schwester, aber gegen einen Vetter, der ihm lieb ist, oft ohne daß sie es weiß, ist sie einer Kastanie gleich voll Stacheln um und um, und vom Kerne merkt er nichts, bis Liebe oder Zorn, beide sind gleich in ihrer Wirkung, werden aber ungleich umgrenzt, den Kern schwellen, die Schale sprengen, den Kern zutage legen. Nun liebt aber ein Mädchen, in welchem wenn auch unbewußt die Liebe sich reget, Kinder mit besonderer Zärtlichkeit, und, wo es eines habhaft werden kann, da läßt es die ganze Zärtlichkeit, welche das Herz ihm schwellt, am Kinde los. Daher Sophiens Zorn.

„Du redest wie ein halber Doktor," sprach der Doktor, „man hört dir an, daß der Onkel auch einer ist." „Ein halber, wirst du meinen," warf Sophie hinein. „Aber," fuhr er fort, „du nimmst die Sache viel zu streng; hast du nicht gehört, daß man die Frau überwachen soll? Da kann dem Kinde nichts geschehen." „Das weißt du nicht," sagte Sophie, „und wenn einmal die Alte das Kind in ihre Hände nimmt, so läßt sie es nicht wieder los, sondern macht es wie mit ihrem Sohne und mit dem gestorbenen Knaben, sie verderbt sie am Leibe oder an der Seele. Es ist ein rechtes Glück, daß der Knabe hat sterben können, es weiß kein Mensch, was es aus ihm gegeben hätte. Und jetzt willst du das lieblichste Kind von der Welt, das so freundlich ist und seiner Mutter wie aus den Augen

geschnitten, der Großmutter in die Hände spielen, um es zu vermeisterlöslen und ein recht ungezogen, uwatlig Ding aus ihm zu machen! Man sollte gar keine Kinder in die Nähe von solchen Menschen lassen, geschweige dann sie brauchen wie ein Zugpflaster oder eine Haarschnur."

Der Doktor hörte Sophie so verwundert zu, daß er gar nicht an eine Antwort dachte. Da sprach der Pfarrer: „Sophie, dein Eifer ist schön, aber ganz verständig ist er nicht. Wenn du keine Kinder in Händen lassen wolltest, in welchen sie verdorben werden könnten, wo wolltest du mit all den Kindern hin, und wären vielleicht deine Hände die rechten? Das mahnt mich gerade daran, als wenn du keine Kirschen auf den Bäumen wolltest reifen lassen, weil sie die Spatzen fressen könnten, oder keine Erbsen ins Freie setzen aus Furcht vor den Tauben. Vor allen Gefahren kann man nicht sein, Gott muß man auch etwas anvertrauen können; alles voraus berechnen, beraten, verhüten kann man nicht. Sieh, da leben wir wieder als ohnmächtige Wesen unter einer höhern Macht, und unglücklich oder torrecht sind wir nur, wenn wir diese Macht vergessen, in ihr Gebiet greifen, uns oder etwas anderes an ihre Stelle setzen wollen.

Du hast deine Meinung nur in Beziehung auf diesen Fall geäußert; aber ich kenne sie wohl, du meinst eigentlich, man sollte keinen Großeltern Kinder anvertrauen, indem unter ihren Händen die Kinder vermeisterlöslet würden. Du kömmst mir mit diesem fast vor wie der Doktor mit seinem Doktern; glücklich Erziehen, glücklich Heilen hat niemand in seiner Macht; wohl dem, der nur treu ist, und wenn du den Großeltern die Kinder nehmen wolltest, so wäre es etwas Ähnliches, wie wenn der Doktor den Kranken keine geistige Hülfe zukommen lassen wollte. Sonnenschein ist wohl herrlich und die Hauptsache, aber ohne Tau verkümmerten im Sommer die Pflanzen doch. Die Eltern sind die Sonnen der Kinder, in ihrer Wärme reifen sie. Aber trocken sind die Eltern oft, ergriffen von des Tages Mühen, ihre Zeit gefüllt mit Arbeit, Befehlen und Zurechtweisen, das ist

ihre immer wiederkehrende Aufgabe, Niederdrücken das aufkeimende Böse ihre beständige Mühe. Die Großeltern sind der Tau der Kinder, sie sinds, die mit ihrer freien Liebe die kindliche Liebe nähren, frisch erhalten, immer ein offenes Herz haben für der Kinder Leiden und Freuden, dafür sorgen, daß das Gemüt des Kindes nicht erstarre im rauhen Leben, sondern weich und offen bleibe dem Guten, dem Schönen, der Liebe.

Und wiederum erquicken die Kinder das alternde Herz, das sonst ganz öde wäre und ebenfalls vertrocknete. Denn die Kinder sind dem elterlichen Herzen entwachsen, bedürfen der Hülfe weniger, sind verschlossener geworden; an ihrer Statt ziehen die Großkinder ein und füllen es mit neuen Freuden, neuen Hoffnungen, erquicken es täglich mit dem Tau der Liebe. So hat der liebe Gott für das menschliche Herz gesorget, daß es weich bleibe im Leben. Erst gibt er einen Bräutigam, der schließt es auf, dann kommen Kinder und reinigen es, dann kommen Großkinder und erhalten es weich und warm, bis endlich Gott selbsten kömmt und es verklärt mit seiner Klarheit. So hat es Gott gewollt, es ändern wollen wäre Aberwitz und Grausamkeit; so könnte man mit dem gleichen Recht den Mädchen die Liebhaber verbieten, weil manches Mädchen durch sie verdorben, oder gar das Heiraten, weil noch mehrere dadurch an Leib und Seele unglücklich geworden sind.

Das Zusammenleben der Großmutter mit den Kindern bei Jowägers kann später jedenfalls nicht verhütet werden; des einen oder des andern wird sie, wenn sie wieder zurechtkömmt, was wir zu Gott hoffen wollen, doch wieder insbesondere sich annehmen, dasselbe mehr oder weniger zu dem ihrigen machen. Nun ists doch wahrhaftig besser, sie wähle dieses freundliche, milde Mädchen statt einem wilden, kräftigen Burschen. Ein solches Mädchen wird sie weitaus am wenigsten verderben, weil sie es nie von den übrigen wird losreißen können, denn ein solches Mädchen will allen lieb sein. Der vorige Bube hingegen war von allen mehr oder weniger getrennt, konnte mit der Großmutter alles machen, gegen alle nahm sie

ihn in Schutz, darum frug er auch allen andern nichts nach. Möglicherweise wäre der verdorben worden, aber da hat Gott geholfen; möglicherweise hätte er durch den Zwiespalt, in welchen er mit allen immer mehr geriet, den bösesten Einfluß auf die Frau gehabt und die ganze Haushaltung gestört. Wer weiß aber, was die alte Frau in den Händen eines lieben, kleinen Mädchens wird, und ob dasselbe nicht recht versöhnend und mildernd auf ihre Seele wirket? Und das sollte nicht zu versuchen sein, Sophie, was meinst du?"

„Verzeiht, Papa," sagte Sophie, „ich bin ein vorschützig Ding. Rudi, es ist mir leid, wenn ich hart war und grob. Aber es kam mir schrecklich vor, so ein Kind als Mittel zu gebrauchen, und so stelltest du es dar; jetzt, da der Vater das Geistige herausgekehrt hat, fasse ich es, und belehren lasse ich mich gerne. Bis nit höhn!" „Nein, lieb Bäschen," sagte der Doktor, „wer wollte höhn sein? Auf diese Weise sehe ich Mädchen gerne böse. Aber ich muß wahrhaftig fort und kann vielleicht morgen nicht wiederkommen. Onkel, ich hätte eine Bitte an Euch!" „Was?" „Ginget Ihr mir nicht heute oder morgen zu der Frau und sähet zu, wie es steht, und versuchtet, sie zu erkunden und aufzurichten? Sollte irgend etwas Bedeutendes vorfallen, so sendet mir einen Expressen!" „Aber Növö, ich bin ein Geistlicher!" „Onkel, straft mich nicht; ich bin nicht schlechter als Sophie, die läßt sich ja auch belehren. Aber geht der Vikar zu ihr, so — schlage ich ihm beide Beine weg, er hört dann laufen."

Das vom Doktor vorgeschlagene Mittel hatte seine erwünschte Wirkung, freilich nur langsam. Anne Bäbi wiederholte öfterer, es sei nicht schuld, und wenn man ihm lange einen Herr schick, ders säg, so sei es doch nicht wahr. Mädi hätte den Züg gebracht; was fürige es gewesen, wisse es nicht, Mädi werds wissen, sie sollten das fragen. Es hätte schon lange gemerkt, daß es ihm das Bubeli nicht gönnen möge, aber sein Lebtag hätte es an allem schuld sein sollen.

Der Pfarrer, vor welchem es auch so redete, wollte ihm sagen,

es denke kein Mensch daran, ihm die Schuld aufzubürden. Da fragte es, warum man ihm da so einen schwarzen Mann habe kommen heißen, der ihm das habe sagen müssen, er hätte da neuis von einem Traum gesagt; das sei nur gewesen, damit es nichts merken solle, aber es hätte es doch gemerkt. Das sei gefahren wie Feuer durch ihns durch, es hätts gedúecht, ke Stung möge es mehr leben, und es sei ihm noch so, wenn es dSchuld sein solle.

Der Pfarrer versuchte nun, ihm zu erklären, daß das sein Vikari gewesen, den niemand habe kommen heißen. Aber man hätte viel von ihrem Unglück geredet, und alle Leute hätten ein grusam Bedauern mit ihr gehabt, und da sei es gar wohl möglich, daß dem Vikari das im Traum vorgekommen sei. „Jawolle," sagte Anne Bäbi, „e sellige Herr, u de no e junge, wird von ere alte Frau traume! Und wenn er son es Bidure mit mr gha het, warum chunnt er de u seit, ih syg dSchuld?" „Ihr werdet ihn unrecht verstanden haben," sagte der Pfarrer, „er hat wahrscheinlich das Gegenteil gesagt, nämlich, Ihr hättet das Kind nur zu liebgehabt, und deswegen hätte es Gott zu sich genommen." „Su ist er e Sturm," sagte Anne Bäbi, „weiß dä de nit, daß es heißt, mi soll dKind liebha? Warum lat me de sellig umeangere laufe? Aber ih chas notti nit glaube."

Unterdessen war Meyeli mit dem Kinde hereingekommen; draußen war ihm gerufen, da bot es dasselbe der Mutter dar und frug, ob sie es nicht einen Augenblick halten wolle, es komme gleich wieder. Das Kind machte anfangs ein Dureli (verzog das Gesicht zum Weinen), lächelte aber gleich wieder, machte ein freundlich Gesichtchen und streichelte die Großmutter mit seinen Händchen. Unterdessen sprach der Pfarrer: „Seht, meine liebe Frau, daß kein Mensch an solche Dinge denkt; sie würden Euch nicht ein Kind anvertrauen, wenn sie Euch nicht besser trauten, als Ihr meint. Und das Kind könnte Euch nicht so lieben, wenn Ihr es nicht gut mit den Kindern meintet, die wissen es, wer es gut mit ihnen meint und wer nicht." Sein Lebtag, sagte Anne Bäbi, hätte es die Kinder

immer gliebet, sie sollten das neue afe wüsse un ihm de nit selligs zumute. „Aber gäll, du meinst das nicht," sagte Anne Bäbi zur Kleinen, „du fürchtest dich nicht vor der Großmutter? Gäll, du weißt, die tut dir nichts? Son es King het mängist meh Vrstang as groß Lüt. Aber wes es Unglück gä hätt, si wäre dSchuld gsi u hätte müsse dSchang ha, ih hätt mi desse nüt vrmöge, warum hei si mr welle dSchuld gä!"

Sobald Meyeli wiederkam, sagte Anne Bäbi: „Seh, nimms u gib ihm z'suge, u de chann ihs saust no e weneli ha." „Mutter," antwortete Meyeli, „ih säuge nimme." „Säugst nimme, warum nit?" „Dr Dokter hets bifohle," antwortete Meyeli. „Es wird öppis angers sy," sagte Anne Bäbi, „aber wer het dr de ds King gha zNacht?" „Mädi," antwortete Meyeli. „Mädi, so, Mädi, dem vertrauist du de dys King, un ih bi dGroßmutter; so, jetz gsehn ih, wie drs meinit! Aber Mädi, die Täsche, solls nit ha, ih tues nit!" „Mutter, Ihr seid ja krank gewesen, wer hätte Euch da mit einem Kind plagen können? Sonst bhüetis, wem hätte man es lieber geben wollen?" „Aber ih bi nimme krank, u daß es ds Mädi heyg, tue ih nit, ih bi dGroßmutter; gäll, du arms Kingli, du hest müsse bim ene sellige Mönsch sy!"

Und Anne Bäbi wendete von selber Stund an alle Aufmerksamkeit auf das Kind, und wenn es schon zuweilen noch seine Pfeile abschoß und sagte: es duechs, es wells zrschryße, daß me ihm selligs dSchuld gä heyg, u si chönne selber dSchang ha, wes unger dLüt chömm, un es wär ne recht gscheh, wes ihm grate wär, so waren das nur hohle Worte und weder Salz noch Pfeffer darin. Es waren gleichsam nur so Leuchtkugeln, welche Weiber sehr oft bei der Hand haben, um alles um sich herum im Respekt zu erhalten. Es wäre aber sehr schwer auszumitteln, was Anne Bäbi kuriert, ob nach der Ansicht des Doktors die Liebe zum Kind oder eine andere Kraft, welche gar nicht in Rechnung gebracht worden, die Eifersucht gegen Mädi.

Wer berechnet da unten die Kräfte, welche sich regen, wenn von

außen her etwas an den Menschen gebracht wird, irgend etwas in ihm in Bewegung zu setzen oder stillestehen zu lassen? Wir können rechnen ganze Bogen voll und akkurat ausrechnen, was jede Zahl in sich enthält, zweimal zwei oder xmal x, können abteilen den Hafer den Pferden und wägen das Wasser, welches ein Mühlrad treiben soll, aber im Menschen innen, da können wir nicht rechnen; es kann der Arzt nicht rechnen mit Bestimmtheit, wenn er den Leib heilen will, noch viel weniger, wenn er die Seele in der Kur hat. Des Menschen Inwendiges gleicht einem Gemache, dessen Wände aus lauter Knöpfen bestehen, die aber sämtlich verborgen sind; man mag sich in denselben bewegen, fast wie man will, so berührt man einen und merkt es nicht. Und dieser Knopf bewegt eine Feder, und etwas springt heraus, an das man gar nicht gedacht hat. Bald ists der Keim zu einem Übel, den man hervorruft, ein verborgenes Feuer, das den Rest der Lebenskraft verzehrt, bald eine eingeschlossene Kraft, die dem Leben neuen Aufschwung gibt, die Heilung alleine übernimmt.

Bricht eine verzehrende Kraft hervor, geht es bös, so sagt der eine, das sei ein alter Rest, von dem hätte er nichts gewußt, oder da sei etwas ungsinnet dazugekommen, an das man nicht gesinnet; wenn das nicht gewesen, so wäre er gerettet worden ohne anders; ein anderer aber sagt, da sei etwas, über das man noch nicht im reinen sei, oder denkt es wenigstens, denkt, welchen Knopf man wohl berührt, aber renommieren tut er nicht, macht freilich auch mit vielem Werweisen vor dem Krankenbett dem Leidenden nicht angst. Bedenkliche Gesichter und unschlüssige Mienen gehören allerdings auch nicht vor den Kranken, sonst verliert er Mut und Zutrauen so gut wie die Soldaten, wenn der Feldherr nicht mehr weiß, wo er ist, oder gar den Weitern nimmt.

Geht es aber gut, ungsinnet, so sagt der eine: „Jä gäll, han ihs nit gseit, han ihs nit troffe, macht das e andere o?" Der andere aber sagt: „Das hab ich nicht geglaubt; das haben wir Gott zu danken, der hat es über Menschenvermögen zum Besten gewendet."

Kurioserweise nun halten die Menschen mehr auf dem Renommieren als auf dem sich Demütigen, und nicht nur bei Ärzten, sondern allerwärts, und, je übersüniger einer tut, desto ein größeres Herrgötzli machen die Leute aus ihm, aber nur ihm zum Verderben; denn noch kein Goliath ist erstanden, dem nicht sein David nachgekommen wäre. Aber es war von Anfang so: der Teufel war der erste Renommist, Marktschreier, Rühmi, und Eva glaubte ihm auch mehr als Gott. Wo die Lüge überzieht in einem Menschenherzen, da zieht auch der Glaube an die Lüge vor, aber wer aus der Wahrheit ist, der erkennet die Wahrheit. Diese Wahrheit wäre der Schlüssel zu manchem Rätsel, wenn man ihn nur beachten wollte.

Den Doktor ärgerte diese Hülfe durch die Eifersucht, wo er nur auf Liebe gerechnet, nicht schlecht. Er gehörte nicht unter die, welche sich zuschreiben, an was sie nicht gedacht; dagegen wenn eine Kraft ins Spiel kam, an die er nicht gedacht und ihm die Heilung verdarb, so machte er sich schwere Vorwürfe, eben daß er nicht daran gedacht. Er ärgerte sich besonders darüber, daß da, wo man etwas Gutes erwarte, etwas Schlechtes zum Vorschein komme. Wir hätten eine Saunatur, sagte er, es erleide einem, Mensch zu sein. Längs Stück sehe man an einem Menschen nichts Gutes; komme einmal etwas zum Vorschein, an dem man Freude haben könne, und sehe man es genauer, so sei es so schlecht als das andere, nur hätte es der Teufel schön angestrichen. Rechne man im Menschen auf eine gute Kraft, so sei die nicht da, lasse einen im Stich, und statt derselben springe eine schlechte hervor und verrichte den gleichen Dienst. Das mahne ihn gerade, als wenn Teufel mit Schwänzen und Hörnern den Dienst von Engeln verrichteten, wo einem ob den Teufeln die ganze Sache verleidete, wie gut sie an sich auch wäre. So müsse es einem erleiden, mit dem geistigen Menschen zu tun zu haben, wo lauter Trug sei, alles täusche, wenn man nicht auf lauter Böses rechne. Da sei es in Beziehung auf den Körper doch unendlich besser, die Rechnung weit sicherer zu stellen und weit mehr zu trauen.

Der Pfarrer war nicht gleicher Meinung. Daß der Körper leichter zu behandeln sei als die Seele, gab er gerne zu; aber daß Böses im Menschen Gutes wirke, das sei eben das Trostreiche, ohne welches man verzweifeln müßte, ohne welches die Welt längst schon auf dem Kopfe stünde. Das sei eben Pfand und Siegel, daß der Teufel kein Gott sei, der mit unserm Vater im Himmel um den Sieg ringe, so daß dato noch zweifelhaft sei, welches obenaufkomme, das Reich des Lichts oder das Reich der Finsternis. Es tue wohl der Teufel wüst und suche, was er vermöge; aber das eben sei sein Fluch und der Fluch aller derer, die ihm verfielen, daß sie wüst tun müßten fort und fort, aber nicht nur nichts abbrächten, sondern das Gute fördern, Gottes tätigste Diener sein müßten, siehe Exempel an Joseph und seinen Brüdern, Christus und den Juden.

Und wie es mit den Wesen sei, so sei es auch mit den Kräften; wie bös die auch seien, Gott spanne sie in seinen Pflug und pflüge damit sein Ackerfeld, daß es grüne und Früchte trage. Wenn man alles wegtun wollte auf Erden, was der Geiz, der Neid, die Ehrsucht usw. getan, es würde armselig aussehen auf Erden. Nun fromme das Gute, welches er wirke mit böser Kraft, dem Täter nichts zum Heil seiner Seele, im Gegenteil, zur Sünde werde es ihm gerechnet; dem Christen gereiche diese Wahrheit zur größten Freudigkeit; wie es auch stürme um ihn und dunkel werde zuzeiten, er zweifle nicht, werde nicht irre im Dienste des Vaters, dem jede Kraft zu Diensten stehe, der in die Hölle führe und wieder hinaus, der mit seinen Feinden trotz ihrem Winden seine Zwecke wirke.

„Ja, ja, das ist alles recht schön, Onkel," sagte der Doktor, „aber eine verpfuschte Natur haben wir doch, und das ists, was mich eben ärgert, daß ich mir selbst erleide, mich selbst anspucken möchte. Ich glaube es nicht, aber möglich wärs doch, daß der Teufel mich ritte in meinem Berufe, mich spornte, andern voranzukommen, und das könnte mich so ärgern, daß ich dem Teufel zum Ärgernis mein Lebtag im Bette liegen bliebe, um ihm zu zeigen, daß ich nicht sein Narr sein möge."

„Lieber Nòvò, ärgere dich nicht unnötig, aber werde etwas demütiger; das ist die Hauptsache, welche dir fehlt, du leidest halt auch an einer Zeitkrankheit, bist zu hochmütig, nicht gegen die Menschen, sondern eigentlich gegen Gott, und das ist eben der Unsinn. Willst Liebgottlis spielen und fühlst mit jedem Atemzug deine und anderer Gebrechen; das macht dich taub, wirfst alle Augenblicke dem lieben Gott den Bündel vor die Tür und kriegst noch den Weltschmerz, die allerneuste Krankheit.

Drei Jungens haben von ihrem Vater drei Höfe geerbt, mager, wild, viel Steine dabei und Morast auch. Der eine der Jungen meint, was er hätte an seinem Höfchen, baut sich mitten im Dreck einen Thron von Steinen und setzt sich obenauf und brüstet sich oben, daß es ein Erbarmen ist. Dem zweiten ist der Hof zu unbedeutend, gering, er verschleudert ihn auf die mutwilligste Weise unter beständigem Schimpfen und Klagen, und erst wenn er ihn nicht mehr hat und nichts anderes dazu, fällt ihm ein, wie gut es wäre, wenn er doch wenigstens das noch hätte, was er gehabt. Der dritte aber kratzt sich wohl in den Haaren, aber er bauet sich keinen Thron in Dreck, verschleudert aber auch den Hof nicht, er räumt Steine ab, trocknet Moräste aus, säet mit fleißiger Hand, tut, was möglich ist, und sieh, am Ende ist das magere, wilde Höflein doch dankbar, wird schön, ein lebend Lob seines Pflegers, und lohnet ihn reich. So ists mit unserer Natur; sie ist auch ein mager, wild Höflein, aber verachte es nicht, Nòvò, sondern verbessere es, namentlich aus dem deinigen läßt sich so manches machen, wächst ja schon so manches Gute wild. Falle nicht in den Fehler der meisten, die ihr Erbteil entweder überschätzen oder zu gering schätzen; baue es, du wirst davon reichlich ernten, und Gott wird Freude daran haben. Und wo Löcher und Moräste sind, da hat Gott es wohl gemeint, wenn er Steine dazugelegt hat, mit den Steinen kann man die Löcher vermachen, eins ist wider das andere gut. Darum auch war Anne Bäbis Eifersucht da, die war auch so ein Stein, welcher ein Loch

vermachte, ein Reiz, welcher den Verstand wieder aus dem Loche lockte, in welches er versunken war."

„Ihr seid ein kurioser Onkel," sagte der Doktor, „Ihr dreht immer alles auf die bessere Seite, und darwiderhaben kann man nicht viel, aber alles so nehmen zu können, das ist eine Kunst, welche ich einstweilen nicht lernen werde. Eines aber müßt Ihr mir helfen. Euern Einfluß müßt Ihr anwenden, daß sie droben mir die alte Magd fortsenden. Das ist mir ein verfluchtes Mensch, das. Das ist eine von denen, die, wenn ihnen der Mann sagt: ‚Schwyg, oder ih schryße dr dr Gring ab!', antworten: ‚Un ih schwyge nit, u schryß une, so surre ih no mit dr Röhre!' Die läßt mir meine Patientin nicht in Ruh; ihre Eifersucht ist nun ebenfalls erwacht, weil man ihr das Kind genommen und es der Alten gegeben, das kann sie gar nicht verwerchen. Wo sie nur kann, reißt sie dasselbe an sich, und kann sie das nicht, so stichelt sie: wenn es etwas Ungeschicktes gebe, so wolle sie nicht schuld sein, aber es duechte sie, man hätte es erfahren können, wie es ungsinnet etwas geben könne, an das niemand gesinnet.

Natürlich belfert dann die Alte auch, und das unterhält eine Aufregung, welche höchst schädlich ist. Es ist fürchterlich mit einer gewissen Klasse von Weibern. Wenn der Teufel in sie fährt, so muß es geredet sein, es muß use, und wenn jedes Wort eine Feuerflamme, die Welt ein Pulverfaß wäre, und wenn der Teufel mit einer dreizinggigen Gabel vor ihr stünde und sagte: ‚Schwyg, oder ih gable di uf!', sie schwiegen nicht: use mußs! Es ist mir schon manchmal ganz krampfhaft in die Hände gekommen und mir gewesen, als müßte ich so einer die Luftröhre etwas enger machen, und weil ich nicht durfte, hudelte es mich, als ob ich das ärgste Fieber hätte. Weiß Gott, Onkel, wenn es wirklich wahr ist, daß von jedem unnützen, geschweige dann von jedem verfluchten Worte Rechnung gegeben werden müsse, so habe ich es auch mit jenem Pfarrer, der einmal predigte: es seien keine Weiber im Himmel. Was meint Ihr, Onkel?"

„Weißt du, was der Papa meint?" antwortete Sophie rasch; „die Weiber mit den unnützen Worten würden da sein, wo die Doktoren, welche nie was Unnützes gemeint und nichts Unnützes verschrieben hatten, und so würden zirka gleich viel Weiber wie Doktoren im Himmel sein. Übrigens, mein lieber Rudi, tätest du besser, die Bibel auf dich anzuwenden statt sie ob den armen Weibern zu verdrehen; denn es heißt nicht, daß man um eines unnützen Wortes willen nicht in Himmel komme, sondern daß man davon Rechnung ablegen müsse. Und was wartet denn eigentlich dem, der die Bibel verdreht und nur spottsweise sie anwendet, könnt Ihr mir das sagen, hochgeehrter Herr Doktor?" „Aber Sophie," sagte das Mamali, „du bist doch so puckt und aufbegehrisch, der Vetter hat ja nur Spaß gehabt." „Ich kenne den Spaß," sagte Sophie, „und was dahinter steckt; hat er aber wirklich nur Spaß gehabt, so wird er meine Worte auch nur spaßweise aufnehmen; so ein gelehrter Herr wird wissen, daß es aus dem Walde kömmt, wie man hineinschreit."

„Kinder, zankt nicht!" sagte der Vater, „und du, Sophie, geh und sieh, daß die Suppe uns nicht anbränntet; dein Ämtchen scheinst du mir ganz und gar zu vergessen und zu vergessen, daß ich es recht wohl leiden mag, wenn ein Mädchen mit allerlei Dingen sich befaßt, jedoch nie auf Kosten dessen, was es eigentlich soll. Du aber, Rudi, vergreife dich nicht an der alten Dienstmagd, dem Mädi, und mute den Leuten ja nicht zu, daß sie dieselbe forttun! Ich kann wirklich nicht begreifen, wie dir nicht gleich eingefallen ist, daß dieses geradezu die entgegengesetzte Wirkung hervorbringen würde. Die Magd und die Frau sind wohl an die dreißig Jahre beieinander, und das Kifeln, welches dir aufgefallen, dauert ebenfalls an die dreißig Jahre, sie haben sich beständig gezankt und doch nie entzweit; Mädi wollte eine Art Ebenbürtigkeit behaupten, sich nicht kujonieren lassen, und Anne Bäbi wollte zeigen, daß es die Meisterfrau sei. Dieses beidseitige Streben war dreißig Jahre lang ihre Lebensfreude, war zum eigentlichen Lebenselement geworden,

gab ihnen auch die beiden so notwendige Gelegenheit zum Reden, welche ihnen das schweigsame Mannevolk selten gewährte.

Gegenüber dem Mannevolk waren sie einig, machten ihm gemeinsam den Marsch, hatten ihre Freude an den Schlemperligen, welche sie ihnen anhängten. Weil sie gleichsam den gleichen Feind hatten, so meinte Mädi, sie müßten auch die gleiche Liebe haben; darum, was Anne Bäbi liebte, liebte Mädi nicht nur, sondern meinte auch, der Gegenstand dieser Liebe müsse ihns noch mehr lieben als Anne Bäbi, daher die Eifersucht. So ging es mit Jakobli, dann mit dem gestorbenen Kind und jetzt mit diesem. Das ist also gar nichts Neues, es wird Anne Bäbi nicht aufregen, wenn Mädi trümpft, wird ihm im Gegenteil ins alte Geleise helfen, aus welchem ihns nur das Unerwartete, Unbekannte brachte, ein Tod, den es seit seiner Ehe noch nicht erlebt, ein Vorwurf, den es noch nie gehört. Je mehr das Alte, Gewohnte ihns wieder in Anspruch nimmt, desto mehr werden die neuen und ungewohnten Eindrücke sich verwischen, das Gleichgewicht sich wiederherstellen. Entfernt aber die Magd, so wird Anne Bäbi neu aufgeregt, wird meinen, man habe das ihm zuleid getan, wird sich einbilden, sie seien die besten Freundinnen gewesen, und deswegen habe Mädi fort müssen; für die Folgen, welche dieses hätte, stehe ich dir nicht."

„Aber Onkel, wenn ich bei gesundem Verstand dabeisein müßte, ich würde ein Narr; was muß das für eine Wirkung haben bei einer Frau, die eben nicht gesunden Verstandes ist?" antwortete der Doktor.

„Ihr Doktoren seid auch kurios," sagte der Pfarrer. „Ihr redet sooft davon, daß die Heilmittel einer jeden Natur angepaßt sein müßten, und vergeßt es doch sooft in der Anwendung. Davon will ich nicht reden, daß ein Fremder die Volkseigentümlichkeiten nicht beachtet, ein Stadtarzt das Leben der Landleute nicht berechnet, viele an die Familienanlagen nicht denken, sondern davon, daß ihr Ärzte sooft in den Fehler fallet, von eurer Natur und Eigentümlichkeit aus die Zustände aller andern Menschen zu beurteilen und zu berechnen.

Es gibt Ärzte, welche schwächlicher Art sind und vor vielen Dingen sich in acht nehmen müssen oder sich in acht nehmen zu müssen meinen; die gleiche Lebensweise und Sorgfalt dringen sie nun ihren Patienten auf und verderben sie auf diese Weise durch Verzärtelung. Andere bilden sich ein, wenn es sie am Kopfe beißt, es sei eine Gehirnentzündung im Anzuge, oder wenn es sie am Rücken jucket, es formiere sich eine Rückenmarkauszehrung, und nach diesem Meinen und Fürchten beurteilen sie die Zustände der Patienten und kämpfen als wie mit Löwen, während nur Mücken um sie tanzen. Handkehrum aber, wenn es sie selbst am Kopfe nicht beißt, so denken sie an keine Gehirnentzündung und sehen den bedenklichsten Zustand nur für ganz ordinäres Kopfweh an. Andere sind Meisterlose und schwatzen allen Leuten ihre Meisterlosigkeit auf, essen zeitweise keinen Salat zum Beispiel, dann soll niemand mehr Salat essen, oder trinken kein Bier, dann soll es auch männiglich lassen."

„Aber Onkel, haltet Ihr mich denn eigentlich für einen Tropf, daß Ihr mir solche Beispiele vor Augen haltet?" fragte der Doktor.

„O nein, lieber Rudi, du bist meines lieben Bruders lieber Sohn; aber ich wollte dich nur darauf aufmerksam machen, daß du ein Mensch seiest wie andere Menschen. Nun hat jedes Menschen Auge seine eigentümliche Färbung, und wie die Farbe vom Sonnenlicht kömmt, das durch die Gegenstände verschieden gebrochen und zurückgeworfen wird, so brechen und spiegeln auf verschiedene Weise die Gegenstände in unserem Auge sich ab, je nachdem das Auge beschaffen, gefärbt ist. Diese Färbung wechselt bei manchem Menschen stündlich, bei andern unmerklich in der Jahre Lauf. Dieser Färbung unterliegt auch der Arzt trotz Wissen und Erfahrung, er sieht die Dinge eigentümlich an und nicht immer gleich, oft klarer, oft ganz nach eigentümlicher Stimmung.

Es hängt des Menschen Heilung also nicht bloß von des Arztes Wissen, seinem Eifer ab, sondern auch von der jedesmaligen Färbung des Auges, wenn nämlich des Menschen Heilung alleine in des

Arztes Kunst gestellt wäre. Dieser Schwachheit bist du unterworfen andern Menschen gleich trotz allem deinem Wissen. Was dir wehtäte, die beständige Opposition, das Kifeln über nach deiner Meinung ausgemachte Dinge, das willst du verbieten und bedenkest nicht, daß es in gegebenen Naturen ein Lebensreiz nicht nur, sondern ein Lebensbedürfnis ist. Glaube mir, lieber Növö, die Beurteilung des Zustandes eines Menschen rein nach dessen innerer und äußerer Eigentümlichkeit ohne Einmischung unserer Neigung oder Abneigung, unserer Vorurteile oder vorgefaßten Meinung (unserer eigenen Subjektivität) ist eine Sache, die ins Gebiet der Unmöglichkeit gehört, wo mit der größten Anstrengung nur eine Annäherung möglich ist. Für Arzt und Pfarrer ists daher von der größten Bedeutung, dieses nie aus den Augen zu lassen; wer das nicht tut, macht sich zum Papst, und das ist eben läz und sehr gefährlich."

„Aber Onkel," sagte der Doktor, „Ihr nehmt mir da ein zufällig Wort wieder so schwer auf und knüpft Wahrheiten daran himmelhohe, es ist gar nicht mit Euch auszukommen." „Lieber Rudi, eben die sogenannten zufälligen Worte drücken bestimmte Ansichten aus, sind Blätter, die von einem Stamme fallen, und der Stamm hat seine Wurzeln tief unten in der Seele, und wenn ich bei jedem Worte, das dir aus dem Munde kömmt, dir die Wurzel zeige, welche es emporgetrieben, so verzeihe es mir! Ein alter Pfarrer hat auch seine Angewöhnung, und die meine ist die, innerlich in all seiner Bedeutung nachzuweisen, was äußerlich nur als zufällig erscheinet. Und wenn ich dich auch aufmerksam machen wollte, daß du von der übrigen Menschen Beschränkung nicht frei seiest, so wollte ich dich damit nur billig machen gegen den Vikari, der aus gleichem Grunde fehlte, welcher dich auch fast einen Fehler machen ließ."

„Aber Onkel, ich hoffe doch nicht, daß Ihr mich mit dem Vikari zusammenzählen werdet, so ein halbverrückter Sturm bin ich denn doch nicht!" sagte der Doktor. „Sieh mal, lieber Növö, wie du gleich böse wirst, wenn man dir sagt, du seiest dem Irren unterworfen wie andere Menschen, auch wenn man dich auf der Tat ertappet.

Du beurteiltest das Verhältnis von Mädi und Anne Bäbi nach deinem persönlichen Gefühl und nicht nach ihren eigentümlichen Naturen, und was tat der Vikari anders? Er beurteilte die Lage von Anne Bäbi und wollte sie benutzen nach dem ihm eingebläueten Systeme, das er für das einzige wahre hält und hauptsächlich deswegen, weil er ebenfalls die Welt als ein großes Tintenfaß ansieht, durch welches man waten muß unter Heulen und Zähneklappern, um zur himmlischen Freude zu gelangen. Er macht ein so unglückliches Gesicht, und weil er meint, er habe das rechte Trom ergriffen, so meint er ebenfalls, wen man selig machen wolle, den müsse man vorerst zum gleichen Gesichte bringen.

Das ist eben die unglückliche Systemkrankheit, welche aber unter den Ärzten zu Hause ist wie unter den Theologen, unter den Pietisten wie unter den Ungläubigen. In solchen Händen wird jedes System zu dem berüchtigten Bette, in welches man seine Patienten legt; sind sie zu lang, haut man sie unten ab, sind sie zu kurz, reißt man sie auseinander, bis sie oben und unten ankommen, ob es ihnen wohl oder übel tut, frägt man nicht, man handelt nach seiner Überzeugung, und wer von seinen Kollegen nicht so handelt, den verdammt man, macht Ketzergerichte, wenn man kann, hält einen Arzt zum Beispiel, der Speck und Salat oder gar Specksalat nicht radikal verbietet, für einen Mörder von Handwerk, dem man es legen soll je eher je lieber. Darum, lieber Rudi, hudle mir den Vikari nicht!

Ich zähle dich allerdings nicht mit ihm zusammen, aber an Unduldsamkeit bist du ihm ähnlich. Ich bin auch nicht immer mit ihm zufrieden, das weiß Mamali am besten; aber ich lasse ihn gewähren, weil ihm das Vertrauen zu mir fehlt, welches die Jugend selten zum Alter hat. Mit dir habe ich offen gesprochen, weil du mir lieb bist, ich dir hoffentlich auch und ich dich von der Einseitigkeit heilen möchte, welche so gerne den beschäftigten Arzt beschleicht, daß er alles um sich verachtet bis an sich selbst, welche Einseitigkeit übrigens auch nicht selten den ehrlichsten Geistlichen anfliegt, der

einsam lebt, der um so geringer das Wirken anderer würdigt, je unverwandter er seinen Blick auf das eigene richtet. Beide werden so gerne ungenießbar für die Menschheit, aber unerschöpflich in Klagen über sie. Doch, lieber Rudi, wir kommen vom Hundertsten ins Tausendste, wie es auch wieder leicht den Leuten geht, die denken, aber selten zum Reden kommen; fangen sie jemals an, so will dann alles, was sie gedacht, auf einmal raus."

* * *

Fünfzehntes Kapitel.

Wie eine alte Frau einen jungen Herrn übers Knie nimmt.

Der Vikar hatte keine Ahnung, daß der Pfarrer ihn milde beurteilte und beim Doktor ihm zBest redete; er dachte sich die Menschen um sich herum viel böser und feindseliger, als sie waren, was uns allen übrigens hundertmal begegnet im Leben. Er war bei Jowägers gewesen und war dort nicht zu Anne Bäbi gelassen worden. Hansli hatte den Auftrag, ihn abzuweisen, übernehmen müssen, als man ihn kommen sah. Er hatte ihm gesagt, es bigehri neue niemere z'gseh, u ds Rede mit ihm syg verbote. Da hatte der Vikar gesagt, er wolle wiederkommen, wenn er denke, daß es gebessert hätte, Hansli aber sagte, er solle nicht Müh haben, dr alt Herr heyg neue gseit, er well öppe umecho, Anne Bäbi syg a ihn gwahnet u schüch ne minger. Aber wenn er sust well ychecho, su söll er ume cho; ds Sühniswyb könn ihm es Kaffee mache, wenn er mög.

Das wollte der Vikar nicht; denn er ward böse und meinte, der alte Herr hätte gegen ihn aufgewiesen; er war aber zu schüchtern, auszupacken und zu sagen, man werde ihm doch Anne Bäbis Zustand nicht schuld geben wollen, der komme vom Herrn und werde schon zum Guten führen, wenn man in der Arbeit an seiner Seele fortfahre und nicht die Hand vom Pfluge ziehe. Er verwerchete

seinen Zorn und doch wiederum seine Angst in sich selbst, ergoß sie teilweise in seine Predigt über den Text: „Ich schäme mich des Evangeliums Christi nicht.“

Aber bei jedem Essen sog er neuen Ärger ein. Er beobachtete alle Blicke, meinte in jedem Hohn zu sehen und ein geheimes Winken und bezog alle Worte auf die wunderlichste Weise auf sich. Wenn zum Beispiel Sophie sagte, es gebe bös Wetter, Schnecken liefen über den Weg, so glaubte er, Sophie stichle auf ihn, weil er ausgegangen gewesen, und wenn sie sagte, die Hühner werden heute manch Ei gelegt haben, sie hätten den ganzen Morgen gegaggelt, so nahm er das wieder auf sich, denn er hatte halblaut seine Predigt auswendig gelernt. Und doch durfte er auf solche vermeintliche Sticheleien nicht antworten, er mußte sich stellen, als merke er sie nicht, konnte nichts als kupen und böse Augen machen und schnauzen und allfällig eine Türe hart zuschlagen. Oh, ein Vikar ist übel zweg, wenn er sich so verraten und verkauft glaubt in einem Hause, besonders wenn er verdrückter Natur ist und so Tag um Tag sein Ärgernis in der Einsamkeit verwerchen muß. Er hat nicht nur unglückselige Tage, sondern es setzt sich so gerne eine Bitterkeit an, welcher er sein Leben lang nicht los wird; wer einmal von solchen Stimmungen begwältiget wird statt sie zu begwältigen, der bleibt gerne ihr Sklave sein Leben lang.

Da traf es sich einmal, daß das Mamali alleine daheim war, Papa und Sophie waren zum Besuch. Die gute Frau hatte das Verhältnis schon lange geplagt, denn ihr war nicht wohl, wo nicht Friede war, sie besaß eine Gutmütigkeit, die nie ohne Schmerz jemand böse sehen konnte. Sie war jeden Augenblick bereit, dem guten Vikar die treueste Mutter zu sein ohne alle Nebenabsicht, und war von Sophie schon manchmal hart getadelt worden über ihre an Tag gelegte Gutherzigkeit, weil der Vikar sie deuten werde als ein absichtlich Netz, worin allerdings hier und da Vikars gefangen werden.

Und allerdings hatte der Vikar, dem man allerlei von Hüten

und in acht Nehmen vorgeschwatzt hatte, es so gedeutet. Er hatte keinen Begriff von der reinen Liebe, die außerhalb dem engen Kreise der Familie ohne besondere Worte an jeglichem Mitmenschen, sei er, wer er wolle, den reinsten Anteil nimmt, und nicht nur mit Worten, sondern auch mit der Tat. Er kannte nur die Liebe, die seufzt und klagt, die Liebe mit schönen Namen Heiland, Bruder, Schwester, die sich die Hände drückt, süß in die Augen blickt und viele Zeichen hat aller Art. Diese Liebe besaß er für seine Mitchristen, das heißt für die sogenannten Brüder und Schwestern; gegen alle, welche er nicht so nennen konnte, meinte er hart sein zu müssen, einen dringend Notleidenden hätte er erst bekehrt, dann erst bei Brüdern und Schwestern für ihn gesammelt. Er hatte darin etwas Ähnliches mit den Katholiken, die auch aus den Armen dieser Welt ihre Proselyten machen unter Versprechen von mancherlei Hülfe, die aber zum größern Teil gewöhnlich ausbleibt. Da nun die gute Frau nicht seufzte, nicht klagte, ihn nicht Bruder nannte, so begriff er ihre Liebe nicht, und Sophie hatte vollkommen recht mit ihren Warnungen.

Als nun aber Sophie und Papa fort waren, hatte die gute Frau freie Hand zu dem, was sie schon lange so gerne getan hätte, aber keine Gelegenheit dazu gefunden. Sie hatte Butter auf dem Tisch und Honig zum Kaffee, was bei ihnen selten war, weil der Herr nichts dergleichen aß. Das Mamali hatte nichts Berechnendes in ihrem Wesen, aber so gute Frauchen haben einen eigenen Instinkt, den Leuten gefällig zu sein und ihnen das Herz zu salben, als wenn es eine verrostete Türe wäre, die sich steckt. Und wirklich, als der Vikar auf das Klopfen herunterkam und Butter und Honig sah, flog ein Schimmer durch die finstern Wolken, die auf seinem Gesichte lagen.

Es ist ein seltsam Ding, das menschliche Gemüt, und auf gar manches Gemüt, das hoch oben in den Wolken schwebt, hat ein Speckbröcklein oder eine Ankeschnitte mehr Gewalt als ein Wort, das hoch oben aus den Wolken kömmt.

„Kommt und sitzet, Herr Vikari!“ sagte die Frau Pastorin, „wir sind heute alleine daheim, ds Sophie und üse Herr sy ga üflige, werde dert öppis Guts ha, darum han ih denkt, mir welle is o la wohl sy, es syg üs o öppis z'gönne. Servieret Ech mit Anke, er ist früsch, mir hey lang kei so süße gha. Ih ha denkt, es wär schad, wenn me ne nit zEhre zög. Ih ha Hung drzu gä, aber wenn Dr Schabzieger weyt oder Münze, su sägets nume, es ist plötzlich da, sust heyt Dr geng Hung gno.“ „Wenn zur Selteni einem etwas Süßes vorkömmt,“ sagte der Vikari, „so muß man es nicht verschmähen, hat man doch Bitteres alle Tage zur Genüge.“ „E,“ sagte die Frau Pfarrerin, „redet mir nicht so; so ein junger Herr, der für niemand zu sorgen und zu kummern hat, der soll das Klagen andern überlassen, mit Klagen könnte er sich versündigen.“ „Wenn sich niemand mit mehr versündigen würde als mit Klagen, wie ich klage, es wäre wohl gut, und in der Welt stünde es besser.“ „Aber mein lieber Herr, was habt ihr dann zu klagen, das sich auch dr wert, und das noch dazu gut wäre?“

„Ja, meine liebe Frau Pfarrerin, das kann ich Euch nicht sagen, Ihr verstündet mich nicht, wie man mich überhaupt im ganzen Haus nicht versteht. Ist das eben nicht Grund zu Klagen genug, wenn einen niemand verstehen will, und hat man nicht Grund genug, über die ganze Welt zu klagen, wenn die ganze Welt für nichts anders da ist als für einen zu plagen und alles zu hintertreiben oder bös auszulegen, was ich zur Förderung des Reiches Gottes tue?“

„Aber Herr Vikar, wie könnt Ihr auch so reden, das ist ja recht grüslich! Z'klage han ih o allbeeinist zum Beispiel über ds Sophie; aber de denke ih de, ih syg selber dSchuld u heyg ihm früher zviel nahgla, und de über mi selber no. Ih weiß wohl, daß ih my Herr mengist höhn mache, daß ih vor mengem sy chönnt und mengem Mönsch besser helfe sött, und das chlagen ih am liebe Gott mengist, aber über die ganze Welt z'chlage, das wär ja e Sünd, het se doch Gott selber gmacht! Und Ursach dazu hätt ih o nit, ih ha am lieb Gott Ursach all Tag z'danke, das er se so gmacht het und mir so gut

welle het. Es ist frylich viel Böses i dr Welt, aber viel Guts o, un mi muß eis mit em andere näh. Die böse Lüt dure mi o, und ih bete geng Gott für se, u wenn ih eim helfe cha, so spare ihs nit. Ih denke, wenn me gut gege emene böse Mensch syg, su gang ihm ds Herz am erste uf, und er denke, wie Gutsy e schöni Sach syg."

„Ja, liebe Frau, Ihr begrifet mi halt nit u chönnet Ech nit a my Platz stelle, Ihr seid halt Frau Pfarrere, und ih bi nume dr Vikari, Euch legen die Leute die Hände unter die Füße, Ihr syt e guti Frau u gönnet de Lüte Esse und Trinke, und mi verfolget alles, und doch möchte ich den Menschen mehr bringen als so gradane zytlichi Spys."

„Aber Herr Vikari," sagte die Frau Pfarrerin, „Ihr redet immer von Verfolgern und von Ursache zu Klagen, ich muß doch fragen, was Ihr eigentlich damit meint? Aparti lustig seid Ihr von Anfang nicht gewesen und habt oft ein finster Gesicht gemacht; aber ich habe dann gedacht, Ihr seiet nicht wohl, und es fehle Euch vielleicht im Magen, und hätte Euch manchmal gerne gesagt, Ihr solltet nicht so viel lindes Brot essen und nicht soviel Erdäpfelkrügeli, aber ich dachte dann, Ihr könntet es mir übel deuten und meinen, ich gönne Euch das Essen nicht, und weiß Gott, je mehr Dr esset, je mehr freuts mi, wenn Dr ume dr Mage nit verderbet, wo Dr de allbets so sur drylueget und redet, als ob Ihr die ganze Welt verachtetet. Aber seit einiger Zeit macht Ihr nicht bloß allbeeinist ein bös Gesicht, sondern fast immer, und gebt so bösen Bescheid und so kurzen, daß mir das recht wehtut und ich schon manchmal gedacht habe, ich wolle Euch fragen, was Ihr hättet, aber es wollte sich mir nie recht schicken. Daß wir etwas verschuldet, konnte ich mir nicht denken; ds Sophie ist freilich ein unbesonnenes Ding, aber bös meint es es doch nicht, und die längste Zeit habe ich nicht gehört, daß es Euch etwas Apartes gesagt. Aber weil Ihr mir jetzt von Verfolgen redet, so muß es doch etwas sein. Und seid so gut und saget es mir; es ist so unlustig, dabeizusein, wenn jemand nicht zufrieden ist; ich kann es gar nicht ausstehen, lieber wollte ich die

Haut vom Leibe geben, wenn es sein müßte und es etwa hälfe, als so im Unfrieden oder in Mißstimmung leben."

Der Vikar wollte erst nicht mit der Sprache heraus, weil, wie er sagte, die Frau Pfarrerin das so gut wüßte als er, und daß er ihr das nicht zu erzählen brauche, von dem sicher alle Leute im Dorfe redeten.

Endlich begann er zu sagen, daß man ihn allerdings nie recht verstanden hätte, und daß sie nicht der gleichen Ansicht wären, und wie weh es einem tun müsse, für das Reich Gottes nichts tun zu können und unter Menschen leben zu müssen, die lebten, als wüßten sie eigentlich gar nichts vom Reiche Gottes. „Nehmt es nicht für ungut, Frau Pfarrerin, Ihr könnt es wohl gut meinen, aber wir sind halt nicht der gleichen Ansicht. Nun kömmt die unglückliche Geschichte mit ds Jowägers. Es ist nicht, daß ich mich da zugedrängt; was ich tat, geschah auf höhern Ruf, und wo eine Seele zu retten ist, da soll man nicht zaudern und zögern, geht ja auch der Hirt dem Schafe nach, das in der Irre schreit, und es hat mich manchmal schon hoch gelüpft, wie wenig für solches getan wird, wenn man doch weiß, wie groß die Freude im Himmel über ein wiedergefundenes Schaf ist, und wie nichts auf Erden über die Rettung einer Seele geht.

Ich gehe also hin, will die Frau aus dem irdischen, sündigen Jammer, aus der Trauer dieser Welt, welche den Fluch bringt, zu der Trauer führen, welche die Seligkeit wirket, und die Frau versteht mich unrecht (ist wahrscheinlich schon bereits verrückt gewesen, wenigstens redete sie gleich anfangs so wunderlich), will sich ein Leid antun, wird verhürschet. Jetzt soll ich an allem schuld sein; wenn man es mir schon nicht saget, ich sehe es an den Augen an, wie man sich ansieht, wie man spöttelt, zäpfelt, und des Stichelns kann man sich auch nicht enthalten; aber was das Ärgste ist, und worüber ich mich mit allem Recht beklagen könnte, jetzt will man mich nicht mehr zu der Frau lassen. Das kömmt gewiß von hier aus, das hätten die Leute, und ich kenne die Menschen so gut als andere,

gewiß nicht aus sich selbst gemacht, das ist ihnen angegeben worden. Ich will nicht sagen, daß es der Herr Pfarrer selbst getan, aber wenn nicht er, so doch der Doktor, und Mamsell Sophie wird ein gut Teil dazu beigetragen haben. Das nun ist nicht recht, nicht christlich, Leute gegen ihren Seelsorger aufzuweisen und noch dazu vom Pfarrhaus aus, und wenn einen das nicht böse machen sollte, so weiß ich doch wirklich nicht, was einen böse machen könnte; ists mir doch nicht um meine Person, sondern um mein Amt."

Die gute Frau war ganz verblüfft über diese Anklage und wußte nicht recht, was antworten; leugnen, was wahr war, das wollte sie nicht, und dem, was wahr war, die rechte Gattig geben, das vermochte sie nicht gleich. Es gibt der gutmütigen Weibchen zuweilen, die keiner Anklage, auch der ungerechtesten, begegnen können von der Hand weg, weil sie sich gewöhnt haben, das Recht andern zuzugestehen und immer zu fürchten, sie seien im Unrecht, sie gegen ihre eigenen Leute, ihre Leute gegen fremde Leute, ihre Kinder gegen fremde Kinder. Es gibt solche Weibchen, aber, wie gesagt, dicht sind sie nicht. Eine davon war die gute Frau Pfarrerin. Sie sagte endlich: „Nein wahrhaftig, aufgewiesen gegen Euch hat sicher niemand, aber vielleicht hat der Doktor verboten, daß man jemand zu der guten Frau lasse." „Aber geht nicht der Herr Pfarrer auch dahin?" fragte der Vikari. „Ja, Herr Vikari," antwortete die Frau, „aber unser Vetter wird es ihm erlaubt haben oder hat ihn gar dafür ersucht, und da wird er es nicht anders haben machen können als hingehen."

„Aber Frau Pfarrere, seit wann hat ein Doktor das Recht, einem Seelsorger den Zutritt zu einem Krankenbett zu versagen? Ist nicht die Seele mehr als der Leib?" Da ward doch das Mamali bös, denn war ihr Herr nicht Seelsorger gewesen, ehe der Vikari noch in die Windeln gekommen? Es antwortete: „Aber my Herr ist on e Seelsorger, und dä ist byn ihm gsi, dem hets dr Dokter nit verbote."

„Aber Frau Pfarrere," antwortete der Vikar, „was bin ich dann?

Und hat ein Doktor das Recht, solchen Zwang zu üben, dem und diesem den Zutritt zu einem Kranken zu erlauben oder zu verbieten? Der maßt sich ein Recht an, welches kein Mensch besitzt, geschweige denn ein Doktor, der sich um seine Seele nicht bekümmert, verschweige dann um eine fremde." „Ihr müßt das nicht für ungut nehmen, Herr Vikari. Ich weiß nicht, was der Doktor befohlen hat; aber er ist ein junger, unbesonnener Mensch, und wenn er öppis gseit het, so wird er gmeint ha, er sei für seine Kranken verantwortlich, und was sie nicht ertragen mögen, müsse er verbiete; den einen verbieten sie ja den Wein und andern das Fleisch und andern das Sauerkraut, und wie sie dann so sind, machen sie keinen Unterschied." „Das ist eben das Elend," sagte der Vikar, „daß so einer zwischen Sauerkraut und einem Seelsorger keinen Unterschied zu machen weiß. Das ist ja gerade das Unglück dieser Zeit, daß, wo eine arme Seele hinfahre, es den Menschen so gleichgültig ist, als welchen Weg eine Fliege fliege; und wer eine retten will, wo es so nottut, den stellen sie vor die Türe und geben ihm Sachen schuld, an denen kein wahr Wort ist."

„Werdet nit höhn, Herr Vikari!" sagte die Frau Pfarrerin, „aber man muß mit den Leuten gar zogelich (vorsichtig, sanft) umgehen in gesunden Tagen, geschweige dann in kranken, sie mögen meist alles besser ertragen als Gottes Wort." „Darnach," sagte der Vikari, „hat man gar nicht zu fragen, was sie ertragen mögen oder nicht, Gottes Wort ist Gottes Wort." „Ja, aber," erhielt er zur Antwort, „wenn Ihr jemand bekehren wollt, so muß er doch leben und bei Verstand sein, und nimmt man ihm das eine oder das andere, so ist es mit dem Bekehren aus." „Das ist Gottes Sache," antwortete der Vikari, „darnach haben wir nichts zu fragen." „Geht mir, mein lieber Herr; das Wasser und die Milch sind beide Gottes Gaben, aber in die Hitz getrunken, sind sie Gift und bringen den Tod. Das weiß ich, und darum muß ich acht geben, ob ich heiß habe oder nicht, da sieht Gott nicht vor, sondern sieht nur zu, und so ists mit Gottes Wort; macht ja

auch der Apostel Paulus einen Unterschied, wie my Herr gseit het."

„Ihr habt also doch über die Sache geredet?" fragte spitz der Vikar. „Warum nicht!" sagte furchtsam die Frau, „aber glaubt es nur, mein Herr meint es nicht böse, er bedauert den ganzen Vorfall und wird gewiß nichts Nachteiliges über Euch sagen; aber mit dem Bekehren, sagte er, sei es eine eigene Sache, und so, wie viele es sich dächten, ginge es nicht, man mache damit mehr Böses als Gutes." „So redet man, ich weiß es wohl," sagte der Vikar, „aber wer sich nicht bekehrt, kömmt nicht ins Reich Gottes, so heißt es, und an Gottes Wort vergeht kein Düpflein, was auch Ungläubige, Rationalisten und Neologen sagen mögen, und wie sie einem im Weg stehen mögen, wenn man das Reich Gottes mehren will." „Aber mein lieber Herr, glaubt Ihr dann wirklich, die arme Frau wäre verdammt worden, Gott bhüet is drvor, wenn sie in dem Zustand, wo sie war, gestorben wäre?" „Allerdings," sagte der Vikari, „das glaube ich, weil sie nicht bekehrt war, den Buben mehr liebte als Gott." „Aber mein Gott," sagte die Frau, „Ihr macht mir ganz angst; wenn my Herr sturb oder ds Sophie, ih chönnt mi o nit dryschicke; es weiß key Mönsch, wien ih brieggeti; glaubet Ihr dann auch, ich würde verdammt, wenn ich stürbe?"

Diese Frage stellte den Vikar in etwas; so einem guten Mutterli zu sagen, es werde verdammt, war hart, indessen überwand er die Schwäche und sagte: „Ja, es ist mir leid, daß ichs sagen muß, aber ich kann es nicht ändern, wer sich nicht bekehrt, wird nicht selig." Da sah die gute Frau den Herrn Vikari lange an, das Wasser schoß ihr fast in die Augen, endlich sagte sie: „Ihr seid ein junger Herr und meint es gut, aber meinem Herrn glaube ich doch mehr als Euch, sonst könntet Ihr mich fast zwegbringe wie ds Anne Bäbi. My Herr, wenn er so recht zfriede mit mr ist und er gseh het, daß es mr dra glege ist, Friede z'ha und gut z'sy, het mr mengist gseit, ih syg sy guti Frau, er wünschti key besseri; ih bikehr mi all Tag, und das syg, wora dr lieb Gott Freud heyg. Das het

mr de allbets ds Herz eso wyt gmacht und e Freud, es het mi dunkt, ih ghör dGlogge im Himmel lüte, und e Mut und e Kraft gä, es het mi dunkt, ih chönnt alles ertrage, und ih möcht für es jeders Bettlerkind dürs Für düre. Zürnet recht nüt, Herr Vikari, aber mym Herr muß ih glaube. Ihr syt no son e junge Herr und über das Bikehre viellicht nit recht brichtet und heyts selber no nit erfahre, wie me si all Tag früsch bikehre muß und das nit so ist wie mit emene Häntsche, der kehrt blybt, we me ne einist kehrt het, aber die schmutzigi Syte innenache het und die suberi ussenache."

Er glaube, sagte der Vikari, er wisse doch, was Bekehrung sei, und brauche das nicht erst zu lernen, übrigens seien rechte Christen von den Namenchristen wohl zu unterscheiden.

„Ja, Herr Vikari, ih will Ech nit zumute, daß Dr von ere alte Frau öppis lehre söllet, aber öppis möcht ih doch säge. Ihr lueget is nit für rechte Christe a und nit für bikehrt; das tut mr vo Herze weh, ih meines doch so gut mit Ech, und Dihr wäret mr so lieb. Es ist wahr, vo dr Sach rede mr nit viel, und öppe so öppis Apartigs mache mr o nit; aber doch gwüß denke mr im Herze meh a Gott, as me glaube möcht, und wenn es so recht still um is ist, recht heimelig und mr is recht lieb hey, da geyht ds Herz is doch o mängist uf, und mir säge enandere, was mr Schöns sinne und denke. Aber drfür hey mr keini apartige Stunde; üsi chömme, mi weiß nit, woher, u gange, mi weiß nit, wohi. Dr glaubet nit, Herr Vikari, aber es ist gwüß wahr, was ds Sophie zum Beispiel für schöne Gedanke het; ih cha gwüß mengist nit bigryfe, woher es se het, und wenn mes gseht so da umehürsche und mängist ghörti rede, su wurds niemere chönne glaube. Ih glaube gwüß, Herr Vikari, wenn Dr is besser kenntet, Dihr wurdet nit so streng is aluege und mir hätte viel ds besser Lebe mitenandere. Ih will nit säge, daß Dihr nit frömmer syget; aber es dunkt mi geng, wenn me scho nit die glyche Maniere heyg und die glyche Redesarte, su sött me doch chönne so wie rechti Christe mitenandere lebe, fründlich und ohne Kupe, und wenn me öppis gegeandere

hätt, so chönnt mes enandere bikenne, und wenn es liecht z'mache wär, su sölls gwüß gscheh, wenn Ihrs nume wettet säge. Aber Ihr möget mr glaube oder nicht, ds Briegge ist mr scho immer z'vorderist, wenn ih es unfreundlichs Gsicht am Tisch gseh oder nume im Hus eis weiß."

Dem Vikari kam diese Herzensergießung sonderbar vor; er faßte Mißtrauen, meinte, die Mama werfe Angel aus und wolle fischen, und doch war der trauliche Ton nicht ohne Wirkung auf ihn. Er antwortete daher auch höflicher: es möge sein, daß man einander nicht immer recht verstehe; er urteile halt und handle nach seiner Ansicht. Aber er müsse es sagen, der Herr Pfarrer sei auch gar so kalt gegen ihn, und der Leichtsinn und die Leichtfertigkeit der Jungfer Sophie tue ihm in der Seele weh, und bei ihren Naturanlagen tue ihr die Gesellschaft des Doktors im höchsten Grad übel, vor dem hätte er einen eigentlichen Abscheu.

Der guten Mama nahmen ihre Gedanken eine eigene Richtung; sie überhörte die letzten Worte ganz, ihre Gedanken verdichteten sich unwillkürlich zu Worten wie Dünste zu Regen, sie antwortete: „Er ist doch gar e Gute und mir lieb wien e Suhn; wenns Gotts Wille ist, daß er und Sophie zämmechämte, und sie hey enandere gern, wenn si scho geng zämme zanke, su nimmt es mi nume wunder, wie das zämme geyht. Aber ih ha geng dHoffnig, ds Sophie gäb so es recht guts Husmutterli, wenn einist dFlause versurret hey und dr Übermut verrauchnet ist."

„Also dJumpfere Sophie soll dr Herr Doktor hürate?" fragte der Vikari, und das Blut schoß ihm in Kopf, und es dünkte ihn, er hätte Ursache, bös zu werden, aber er dachte nicht nach, was für welche.

Da ward auch die Frau Pfarrerin rot, die laut gedacht hatte und unbedacht dem mütterlichen Gedankenzuge gefolget war, und rasch sagte sie: „Bhüetis nei, Herr Vikari! Darvo ist gar key Red, es denkt key Mönsch dra; aber ih ha nume denkt, wie das ging, wenn zweu so wildi Lütli enandere überchäme? Aber es ist

kei Red drvo, so e Dokter mit enere sellige Praxis, wo no gar hätt chönne Professer werde, denkt nit a üses Sophie. Und wenn er scho dra denkti, su weiß ih no nit, was ds Sophie sieg; es ist gar es kurioses, mi chunnt nit recht drüber, wien es es het. Aber syg das, wies well, gället, Herr Vikari, Dihr weyt wieder zfriede sy und es fründlichs Gsicht wieder mache, sust erleidet mr no ds Lebe. Und wenn Dr öppe öppis heyt, gället, Dr weyt mrs ufrichtig säge, und ih will Ech helfe. Glaubet mr nume, wenn Dr fründlich syt mit üs und bsunders gege e Herr, so alt Lüt hey das so gern, und es brucht so weneli, für sie zfriedezstelle, su hey mr es Lebe wie dVögel im Hirs. Mir sy gwüß nit so bös Lüt; mir bigehre dr Friede, und wenn mr emene Mönsche öppis chönne zGfalle tue u bsunderbar am ene Vikari, su gschehts gwüß, glaubet mrs nume!"

Dem Vikari ging es bei dieser Rede wunderlich; er war innerlich bitter, daß Sophie so einem gemeinen Dokterli etwas nachfragen könnte, und doch ganz verblüfft, daß er das nicht gemerkt, und daß man das Töchterlein ihm also nicht anhängen wolle, wie er sich immer eingebildet, daß die Mutter ohne Nebenabsichten es gut mit ihm meine und der Papa nicht deswegen ihm ein sauer Gesicht mache, weil er noch immer nicht angebissen. Er merkte unerwartet, daß er auf einem ganz andern Boden stand, als er geglaubt, und daß die Pfarrsleute eigentlich nicht ganz schlecht seien, durchriebenes Pack, sondern, wenn sie auch das Wahre nicht ergriffen wie er, doch sogenannte gute Leute seien, bei welchen zu leben wäre, und nur schade, daß Gott nichts von ihnen wolle.

Es fiel in ihm eine Scheidewand zwischen ihm und ihnen, er dachte, wenn er das früher gewußt, so wäre ihm mancher Verdruß erspart, manch trüber Tag weniger geworden; seine ursprüngliche Gutmütigkeit, welche durch das Mißtrauen eingesperrt gewesen war, war nach Verschwinden desselben entbunden, so daß er der Frau Pfarrerin recht gute Worte gab. Es sei ihm leid, sagte er, wenn er sie geärgert und ihr Verdruß gemacht, aber er könne nicht helfen, er handle konsequent und müsse die Leute immer nehmen,

wie sie sich gäbten. Der Herr Pfarrer billige seine Ansichten nicht, die er einmal nicht ändern könne und nie ändern werde, und deswegen, habe er geglaubt, sei derselbe auch böse über ihn. Die Jungfer Sophie aber betrüge sich manchmal so, daß gar nicht dabeizusein sei und man gar nicht wisse, was sie eigentlich damit meine, und wie sie zu solchem Betragen komme. Aber (die dritte Ankenschnitte streichend) nach den gemachten Erklärungen sehe er ein, daß es vielleicht nicht so übel gemeint gewesen, als er geglaubt.

Künftig allerdings wolle er, wenn etwas Unangenehmes ihm vorkomme und er Kränkungen erleiden müsse, die Frau Pfarrerin fragen, was das zu bedeuten hätte. Daß sie es besser mit ihm meine als die andern, das hätte er immer gemerkt, aber nicht begreifen können, warum, da sie doch nicht der gleichen Ansicht seien. Jetzt sehe er, daß sie von den natürlich guten Leuten sei, welche aus einer Art Wohlmeinen es mit jedermann gut meinten, aber ohne zu wissen, warum und wofür, es nicht wüßten, daß die Liebe alles in allem sei. Das sei zwar nicht das Rechte; aber wenn einmal das Vertrauen da sei, so hoffe er sie noch zum Rechten zu bringen. „Probierets i Gottsname, Herr Vikari," sagte die Frau, „aber zürnet nüt, wenn ih bim Glaube a my Herr blybe! So mängs Jahr hey mr zämmeglebt, und es ist geng gsi, als wenn er dWahrheit selber wäre, und wenn ih ihm ha chönne folge, su ists mr geng wohl gsi drby. Aber probieret, Herr Vikari, nume werdet nit höhn, wenn ih n Ech widerspriche, u denket de, daß Dr nicht es fünfzehnjähriges Meitschi i dr Hächle heyget, sondere es alts Mutterli, und wenn me dm Sterbe zuche a ist, su sött me doch vom wahre Christetum öppe öppis afange wüsse, vo wege es wär bös, wenn üserein nit o öppis drvo lehrti bi dr Längi dr Zyt, sondere ume die, wos aparti studiere us de Büchere. Es sei ja für die Unmündigen auch, sagt Christus, und son e Unmündigi syg ih o, tröste ih mi mängist, wenns mr vorcho will, ih syg zwenig glehrt u wüß zwenig."

Diese Wohlmeinenheit ging dem Vikari auch wieder zu Herzen, indessen sagte er, man sollte sich vor nichts mehr hüten, als die

Bibel lätz anzuwenden, das sei eine große Sünde, und viel Mißbrauch werde so getrieben. Er wisse wohl, die Frau Pfarrerin treibe mit solchen Reden nicht das Gspött, wie es so oft geschehe, aber ob sie das Unmündig recht verstehe, zweifle er, wenn sie es auch gut meine, und da möchte er ihr doch raten, mit solchen Sprüchen vorsichtiger zu sein.

Eben als die Frau antworten wollte, klopfte es. Die Magd kam alsobald und meldete den Weber an, der ein Stück Tuch hätte. Die Unterbrechung war der guten Frau nicht recht, sie hätte gerne gedorfet, bis Herr und Tochter heimgekommen wären, um das Herz recht zu leeren bis zBode. „Führ ihn in dein Stübli, wenns nit usgseht wien e Säustall, wie gewöhnlich, daß me nit emal meh e Katz dryla darf, vrschwyge de e Mönsch. Es ist es Elend mit de Mägde," sagte sie, „Säu sy si je länger je meh a Lyb u Seel, u statt z'bete oder si z'wäsche schrybe si Liebesbriefe, uflätig, daß me se dur e Profoß sött la schmeize. Viellicht chumme ih bald ume; ganget mr no nit ufe, und wenn Dr no Kaffee weyt, su schenket Ech doch nume y, es ist no viel i dr Kanne."

In dieser Erwartung strich der Vikari unter lauter angenehmen Empfindungen sich die vierte Ankeschnitte. Es war ihm wirklich wohl, daß man es besser mit ihm meine, als er geglaubt; deswegen nahm er sich auch vor, dieses Wohlwollen zu vergelten und alle samt und sonders zu bekehren, vor allem Sophie.

Seitdem er wußte, daß man ihm Sophie nicht aufdringen wolle, sah er dasselbe mit ganz andern Augen an. Es ärgerte ihn, daß es Wohlgefallen an dem dummen, faden Doktor finden sollte, der nichts tun könnte als spötteln und disputieren; ob da wohl nichts zu machen wäre, daß es den Doktor fahren ließe, daß ihm die Augen aufgingen über den Wert und Unwert der Menschen? Dem guten Vikari waren seine Hoffnungen auf jene reiche Braut in die Brüche gegangen, so ein Weltkind hatte sie ihm weggeschnappt. Seitdem hatte er sehr viel darüber nachgedacht, wie zu rechter Zeit den Mädchen der rechte Sinn beizubringen wäre, daß sie das Wahre vom

Falschen unterscheiden könnten und den Geist mehr lieben lernten als den Leib, einen bekehrten Vikari mehr als ein unbekehrt Weltkind, und sein Nachdenken wurde in dem Maße schärfer, je vergeblicher er nach einem reichen Mädchen suchte, welches seine Braut werden wollte. In tiefen Gedanken der Frau Pfarrerin wartend, strich er sich die fünfte Ankenschnitte; da diese sich aber mit dem Weber so vertieft hatte, daß sie nicht wiederkam, so ging er hinauf in seine Stube und sann der Sache noch tiefer nach.

* * *

Sechzehntes Kapitel.

Wie Jakobli zum Durchbruch kömmt und Meyeli matt wird.

Bei Jowägers kehrte die alte Einförmigkeit allmälig zurück. Anne Bäbi sänftigte sich, nur hier und da stöhnte es ängstlich auf oder sah lang starr vor sich hin; aber wenn das kleine Meyeli ihns anlächelte, mit den kleinen Händchen die runzlichten Backen strich, dann floh das innere Bild, der Krampf in den Augen löste sich, die Kleine drängte sich ihnen auf, fesselte Anne Bäbis Aufmerksamkeit; aber während seine Augen voll Wohlgefallens waren, kifelte sein Mund, zankte die Kleine aus, daß man hätte meinen sollen, da wäre lauter Ärgernis; die Kleine verstund das jedoch besser. Wie es Bücher gibt, wo man zwischen den sichtbaren Zeilen unsichtbare sich denken, sie lesen muß, wenn man des Buches Geist fassen will, so gibt es Menschen, deren Worte man sich wenig achten darf, wo Blick und Ton alles sind. Meyeli faßte dieses vollkommen, und während Anne Bäbis Worte lauter Tadel waren, war doch lauter Holdseligkeit zwischen ihnen, ja manchmal schimmerte sogar etwas Freundliches durch Anne Bäbis Züge herauf, daß es einem fast vorkam, als hätte der Morgenstern sich verirrt und käme einmal statt vor der Sonne her am morgendlichen Himmel

heraus aus dunklem Kellerloch. Wenn dann Anne Bäbi so kifelte, so meinte Mädi, jetzt hätte es gewonnen. „Komm du zu mir," sagte es, „du klys Narrli, du arms Tröpfli, we dGroßmutter di nit cha rühig la u nüt recht ist, was d machst! Es King so ga z'erplage, u nüt recht ist, was es macht!" Dazu machte es aus lauter Täubi gegen Anne Bäbi ein Gesicht wie eine Katze, wenn sie die Haare stellt über den Rücken, und griff wohl auch nach dem Kinde wie ein Habich, wenn er auf eine Taube stößt. Auf Mädis Worte achtete das Kind sich nicht, hörte nur der Stimme Ton, sah die Täubi in den Augen, flüchtete sich zur Großmutter, oder wenn Mädi es erhascht hatte, schrie und zappelte es wie eine Taube in des Vogels Klauen, daß Mädi es lassen mußte.

„Gang, du Uflätli, du wüsts Täschli du, du wirst es rechts Sackerdieli welle abgä, du! Mira, we ds zwänge witt, su gang zu dr alte Rure!" (rure, knurren), setzte es leiser hinzu. „Es nimmt mich nur wunder, warum ich so an einem Ort bleiben mag, wo eins wüster gegen mich ist als das andere, und wo me sogar dKing drufhi berichtet, chum sy si füregschloffe." Hatte es dieses Streites satt, so kehrte es seinen Spieß gegen das Mannevolk und knüpfte zu dem Ende die Allianz mit Anne Bäbi wieder fest. Diese Allianz mahnte einen an nichts besser als an den alten Strumpfbändel einer alten Kindermutter, der fast alle Morgen zerreißt, aber immer wieder zusammengeknüpft wird, so daß man vor lauter Knöpfen keinen Bändel mehr sieht.

Früher hatten sie alle Jahre einmal eine Milchnot gehabt, und dann war für das Mannevolk ein bös Dabeisein. Sooft der Tisch gedeckt wurde, wurde ihnen vorgehalten, was sie für Möffe seien, daß sie die Kühe nicht besser gereiset hätten; ihretwegen könnten sie jetzt selbst kochen, wenn sie essen wollten, ohne Milch könne man in einer Haushaltung in Gottes Namen nichts machen; so bei Herrnlüte, wo alles fresse, wo seye nit freß, da frag me dr Milch nit sövli nah, da könnten sie es sonst machen, aber in ere rechte Hushaltig, wos o mönscheli, da müß Milch sy.

Das war die eigentliche Fastenzeit; dem Mannevolk wars wirklich, als ob es in Sack und Asche wäre, und sehnlicher kann kein Fleischliebhaber das Ende der Fasten erwarten, als dieses Mannevolk auf die Wehen einer Kuh wartete, und wenn sie einmal ein Kalb möggen hörten, so war es Hansli allemal, als läute man mit allen Glocken. Solche Nöten, solche Haushaltungswehen, die allenthalben einkehren wie sWeihnacht- oder Neujahrkindlein, die sind die rechten Fecker und Prüfer, auf welchem Fundament ein Haus gebaut sei, wie es mit dem Frieden stehe, und wie das Gemüt gefärbt sei.

Denn es gibt nicht nur Milchnöten; es gibt Fleischnot, wenn kein Mümpfeli (Mundvoll) mehr im Kämi ist, Arbeitsnot, wenn die Hände nicht langen oder nichts zu tun wissen, Dienstennot, wenn niemand dienen will, sondern alle befehlen, Wetternot, wenn sWetter nicht ist wie Weiberlaune, alle Tage zweimal naß und zweimal trocken, Wösch und Sonneten ausgenommen, Krankheitsnot, wenn alles sich legen muß, sich niemand regen mag, Geldnot, wenn kein Kreuzer mehr zu finden ist, gäb wie man die Säcke schüttelt und wendet, Weisheitsnot, das heißt, wo jeder meint, um weise zu sein, müsse er etwas anders wollen als die andern. Solche Nöten kehren allenthalben ein, hier regelmäßig alle Jahre, dort zuweilen im Vorbeigehen; weh aber dem Orte, wo sie zum chronischen übel werden, das heißt sich festsetzen und tun, als ob sie da daheim wären!

Ein König versprach einmal seiner Tochter eine goldene Kette, wenn sie ihm in Kindesnöten ein Liedchen singen würde; sie brachte es übers Herz, sang das Liedchen, kriegte die Kette, und ihr Kind ward der lustigste, tapferste König, welchen Frankreich je gehabt. Nun vermag freilich nicht ein jeder seinem Weibe eine goldene Kette zu versprechen, wenn es in irgendeiner Not übers Herz bringen wolle, zu singen und heiter zu sein statt zu weinen oder zu kifeln; aber viel würden doch gerne die meisten geben, ja mehr als eine goldene Kette, sie würden mit Banden der Liebe und Achtung

immer inniger ihr Herz an des Weibes Herz ketten, sie würden es auf den Thron erheben ihrer Seele, würden alle Tage frei und froh es bekennen, daß es nächst Gott ihr Liebstes sei, daß sie, wenn sie es verlören, arme Tröpfe wären, wenn das Weib einen heitern, gottvertrauenden Sinn leuchten ließe in jeder Not. Es ist wirklich wahr, es ist traurig, wenn irgendeine Not im Hause ist: wenn es nicht regnen will, wenn der Kabis gesetzt ist, es regnet, wenn die Frau spazieren will, kein Geld zu finden, wenn Salz oder Brot zu kaufen wäre; aber hilft da Klagen, Kifeln, Kupen, Kratzen? Wird nicht jede Not zur doppelten Not, wenn sie auch die Gemüter mit Heulen und Zähneklappern füllt, sie aushöhlt zum grausichten Schlangenzahn, der hohl und scharf ist, aus dem nur Gift fließt in die Wunden, welche seine Schärfe aufgerissen? Oder ists etwa durchaus notwendig, ists ein umumstößlich Gesetz, daß zur Leibesnot die Gemütsnot sich gesellen, gleichsam Mann und Frau, daß, wenn es trüb außerhalb ist, es auch trübe innerhalb werden, daß, wenn kein Geld da ist, man weinen, kein Regen kömmt, man kummern, wenn keine Milch da ist, man zanken muß? Da wäre ja jede Züchtigung eine doppelte, und in jeder läge ein unwiderstehlicher Reiz zu neuer Sünde, denn Kummern und Zanken ist nicht gleichgültig vor Gott.

So wird es aber auch nicht sein im allgemeinen, und die innere Not wird nur da zur äußern unabtreiblich kommen, wo eine gewisse Ohnmacht ist und der Mensch ein Sklave der Welt, der über sich kommen lassen muß nicht nur, was sie ihm bringt, sondern der sich auch sein Gemüt von ihr muß überziehen lassen mit der Farbe, mit welcher es ihr beliebt. Nun aber gibt es eine Kraft in jedem Menschen, welche das Gemüt erheben kann über die Traurigkeit der Welt und von sich abwehren kann Stimmungen, welche trüben Wolken gleich unsere Seelen überziehen wollen, und in jedem christlichen Herzen soll gepflanzt und gepflegt werden das gläubige, demütige Vertrauen, das freudig in den Willen des Vaters sich schickt und in kindlichem Glauben alles willig nimmt als aus seiner

Hand. Und dieses Vertrauen ganz besonders ist die läuternde, klärende Macht im Herzen des Menschen, welche alles Weltliche, das darüber hinwegzieht, wie trübe es auch sein mag, läutert, zersetzt, daß, was den Unchristen mit des Jammers Finsternis erfüllt, dem Christen zum milden Tau wird, der den innern Frieden, der über allen Verstand geht, gebiert, ihn nährt und kräftigt. Ein solcher Christ steht auf der Höhe, wo die Sonne nie untergeht, wo es helle bleibt, wie schwarz auch die Nacht über den Tälern liegt.

Mädi freilich stand nicht auf dieser Höhe in ihrem goldenen Lichte. Mädi hatte es umgekehrt. Mädi mußte fortwährend bis über die Knie im Kote der Not stehen und nach Herzenslust darin plätschern können, um wohl zu sein, und wenn wohltätige Geister ihm einen Feenpalast erbaut und darin es umringt hätten mit allen Herrlichkeiten der Welt, es hätte da erst recht zu branzen und aufzubegehren angefangen. Von wegen, und das merke man sich, um zufrieden, das heißt über der Not zu stehen, kömmt es nicht darauf an, was man hat, sondern darauf, wie man ist. Hatte es sich früher übel gebärdet, wenn es Milchfasten war, so gebärdete es sich jetzt noch übler wegen zuviel Milch, denn natürlich gewähren vier und fünf Kühe zuzeiten einen rechten Milchreichtum. Es werde nicht fertig mit Ausrichten, klagte es, es wisse nicht, wo sie stellen; man käme zu armen Tagen wegen den Milchkacheln, hätte den ganzen Tag nichts zu tun als zu waschen und zu brühen, und meine man fertig zu sein, so gehe erst das Anken an, und die Seele aus dem Leibe müsse es sich trüllen.

Es schimpfte aber auch über das Verkaufen von Milch, da wollte es ein Narr sein und einem jeden Bescheid geben, in Keller laufen für zwei Kreuzer oder drei, dazu noch in der Rechnung haben, wieviel jedes schuldig sei, und zuletzt gar nichts bekommen, so daß es einem nur dest täuber mache, je besser man sich an die Schuld erinnerte. Es schimpfte über Sami, der an allem schuld sei, der sei so ein Milchhung, dem man nie genug deren geben könne und

jetzt meinen werde, es solle morgens und abends eine Bütte voll auf dem Tische stehen. Aber dem wolle es es reisen, erst jetzt müsse der ihm recht Mehlsuppe fresse, und zwar so recht schön weiße, daß er meine, sie hätte die Auszehrig. Nebenbei räsonierte es noch über jegliche Arbeit auf dem neu erkauften Lande und über jegliche Frucht auf demselben. Für kein Lieb hätte man es bewogen, Rüben zu kochen, welche auf einem der neuen Äcker gewonnen worden. Sie hätten akkurat eine Kust wie Katzendreck, behauptete es, kein Schwein wolle sie fressen, und wenn sie gebraucht sein müßten, so könnte das Mannevolk sie selber kochen und fressen oder sie den Kühen geben, selb sei ihm glych, aber in die Küche solle ihm keine.

Diese Reden taten Anne Bäbi bsunderbar wohl, sie wirkten bei ihm wie bei andern Leuten ein Gläschen Schnaps oder sonst was Belebendes, sie knüpften es immer besser ans alte Leben an, reizten seine Tätigkeit auf und brachten es wieder ins alte Geleise, zur tätigen Teilnahme am Kampfe mit dem Mannevolk, der umso lebhafter ward, je reger das Leben desselben sich gestaltete.

Wenn Viehstand und Land sich mehren, so mehrt sich in einem Hause natürlich auch der Verkehr, es ist mehr zu kaufen und zu verkaufen, es kommen mehr Leute zum Hause, und man muß öfterer vom Hause, es wächst die Sorge, und die ruhige Behaglichkeit geht mehr und mehr in eine bewegliche Geschäftigkeit über und steigert sich bisweilen bis zum fieberhaften Angsten (Arbeiten in der Angst, nicht fertig zu werden). Je mehr Vieh man hat, desto leichter kehren Krankheiten ein in den Ställen, und, je mehr man kauft und verkauft, desto öfter kann man übervorteilt werden. Und wenn ein Mensch aus langem Schlummer erwacht, und er meint, er habe sich verschlafen, so eilt er gerne umsomehr, je mehr er glaubt, versäumt zu haben.

Als Jakobli zagend und zögernd einen Lichtstreifen aus seinem innern Leben blitzen ließ, da gedachte er nicht, daß diese einzelnen Streifen zusammenfließen, zu einem festen Körper sich gestalten,

zu einem äußern, seinem Innern entsprechenden Leben werden würden. Es ist ein Eigentümliches mit diesem Durchbruche eines lange verhaltenen oder eines neu entstandenen innern Lebens, welches das bisherige Leben verschlingt und den Menschen als einen ganz andern darstellt, als er bis dahin erschienen und auch gewesen. Ein solches Heraustreten des innern und Verschlungenwerden des bisherigen äußern Lebens nennt der Christ, wenn nämlich das neue Leben das rechte christliche ist, Wiedergeburt, das Hervorbrechen selbst wird Durchbruch genannt.

Man würde sich aber sehr irren, wenn man annehmen wollte, daß das neu hervorbrechende Leben immer ein christliches sein müßte, der Durchbruch immer ein geistiger; es kann inwendig ein ganz neu Leben entstehen, das alte verschlingen, welches keine christlichen Lebenszeichen in sich trägt, es kann aus dem Verschwender ein Geizhals werden, ja aus dem Geizhals, was man selten glaubt, ein Verschwender. Wenn nämlich ein alter Geizhals Witwer wird und auf einmal die alte, erloschene Fleischeslust neue Flammen schlägt, so sehe man zu, wie die neue Lust den alten Geiz verschlingt, der alte Mann ärger tut als ein junger Narr.

Es gibt viele Menschen, bei denen irgendwie und früher oder später Neues Altes verschlingt; aber sehr irren würde man sich, wenn man meinen wollte, der Durchbruch müsse immer ein plötzlicher, allen sichtbar, Stunde und Minute desselben genau zu bezeichnen sein. Diesen sogenannten Durchbruch sieht man oft so wenig, als man Pflanzen aus dem Boden kommen sieht; nicht einmal der Veränderte, in welchem das Neue das Alte gefressen, die jungen Kühe die alten, sieht die Veränderung, wird sich derselben bewußt. Dann geschieht freilich auch oft, daß ein inneres Leben nie zum Durchbruch kömmt, nie zur äußern Gestaltung gelangt. Es gibt Herzen, in denen wieder vergeht, was darin entsteht; nur schwaches Leben regte sich in ihnen, oder eine zu harte Kruste hatte das Bisherige ums Herz gelegt, sie zu sprengen vermag das Neue nicht.

Es gibt aber auch Verhältnisse, Umstände, Umgebungen, es gibt eine Atmosphäre um den Menschen, in welcher das durchbrechende Neue nicht reflektiert, sich nicht gestalten kann; es strahlt wohl aus, aber es erlöscht wieder, weil es keine Nahrung findet, sinkt in sich zusammen, erscheint zuweilen wie ein junger Frühlingstag, aber am folgenden Tage ist es wieder entschwunden wie der Frühlingstag, welchem ein tötender Reif gefolgt, wie eine Sternschnuppe, die vorüberfährt.

Da ganz besonders sind dem Menschen Gottes Ratschläge unerforschlich; in tiefer Demut muß er sich beugen, wenn Gott es ihm verwehrt, das Beste, welches er in sich trägt, zur äußern Gestaltung kommen zu lassen; da ists, wo der Mensch das stille Genügen erlernen muß, das zufrieden ist mit dem Besitz, wenn die Welt ihn auch nicht sieht, zufrieden bleibt in dem Bewußtsein, von Gott gekannt zu sein, zufrieden zu sein, höhere Kräfte in sich zu tragen, als die Welt zu deren Entfaltung Raum gibt, Gott zu danken dafür, daß er es nicht umgekehrt, es nicht geordnet wie an tausend andern, denen herrliche Weiten angewiesen, in welche sie sich munter vorgedrängt und jetzt darin nichts zu machen wissen als spazieren zu führen ihre Jämmerlichkeit, die alle Tage jämmerlicher wird und alle Tage den Spektakel größer macht, sie alle Tage verachteter.

Nach diesen Betrachtungen könnte man glauben, Jakobli hätte nach großen Dingen getrachtet, hätte Kilchmeier werden wollen, Präsident an einer Wahlversammlung oder gar Hüttenmeister bei einer Käserei oder gar ein Auge gehabt auf den bernerischen General-Kantonalgenialstab, hätte Heldentaten verrichtet, Rechte an einer Käshütte genommen, häufig die Faust im Sack gemacht, dazu das Maul voll genommen oder sonst etwas, worin die heutigen Heldentaten bestehen mögen; aber sehr würde man sich irren, so weit verstieg sich Jakobli nicht; Jakobli sinnete nicht weiter als an mehr Land, bessern Abtrag, größere Bschüttilöcher und mehr Mist. Wenn er mit Sami auf dem Bänkli saß oder im Stalle war, so drehte sich ihr Gespräch um diese Dinge, und ging er wo aus, so sah er

sich die Augen aus, wo etwa ein Acker feil sein könnte, was auf jedem Acker stehe, ob Bersette oder Lüzerne, ob schöneres oder schlechteres Korn, als sie hätten.

Zudem fing ihm das Handeln an zu gefallen, und wenn er am Morgen zMärit wollte, so tanzten ihm die Nacht davor die schönsten Rot- oder Schwarzblöschen auf dem Hauptkissen und auf dem Dackbett herum. Am Morgen wanderte er mit geschwollenem Herzen wie der Held zur Schlacht dem Markte zu, und wenn er heimkam, so mußten alle seinen Einkauf bewundern, er entdeckte immer neue tugendhafte Eigenschaften, konnte vor Freude wieder fast nicht schlafen, war am Morgen der erste im Stalle; die Freude dauerte, bis Fehler zum Vorschein kamen, bis es sich zeigte, daß nicht alles Gold sei, was glänze, bis Sami die Achsel zuckte und meinte, es sei lätz gegangen, daß er nicht dabeigewesen, zu dem Kauf hätte er nicht geraten.

Dann ward Jakobli kleinmütig, es dünkte ihn, er möchte das Tier nicht mehr ansehen; wenn es nur wieder zum Stall heraus wäre, möchte es gelten, was es wolle, und Hansli mußte wehren, mußte seine ganze Zähigkeit zu Hülfe nehmen, um übereilten Verkauf zu hindern. Das sei nichts anders, sagte er. Lehrgeld müsse ein jeder zahlen; wenn er schon meine, er könne es, so müsse er es doch immer wieder erfahren, daß der schlausten Katze auch Mäuse entrönnen. Wenn man noch einmal soviel Kühe halten wolle, so müsse man noch einmal soviel handeln und also gewärtig sein, noch einmal soviel betrogen zu werden.

Drei Sachen solle er nie vergessen, so werde es schon gut kommen. Wenn er bei der Gewicht handle, so müsse er immer daran denken, daß zwischen lebendig und tot wägen ein großer Unterschied sei; es wisse das noch mancher Ratsherr nicht. Wenn er frage, ob eine Kuh trage, und der Verkäufer sage ja und verfluche sich, daß sie trage, so müsse er sich wohl achten, ob derselbe etwa über die Kühe hereinliege oder sich mit dem Ellbogen darauf lehne. Tue derselbe dies, so müsse er sagen, er sehe wohl, daß sie trage, aber er meine

nicht då Weg, mit einem zweibeinigen Kalb wüßte er nichts zu machen. Und endlich müsse er von allem, was man ihm sage, gäb wie man sich verschwöre, immer nur das Halbe glauben, und das sei manchmal noch zuviel. Wenn dieser Räte ungeachtet Jakobli übers Ohr gehauen wurde, und das geschah trotzdem, daß Hansli oder Sami bei ihm waren, so machte Hansli keine Vorwürfe; das sei gut für ein andermal, sagte er.

Jakobli hatte die Unart, welche große und kleine Kinder haben: was ihm gefiel, das fand er wohlfeil, an dem sah er keine Fehler, das, meinte er, müsse er haben, und die andern beiden ließen sich nicht selten von ihm ihre Bedenken ausreden und entlehnten seine Augen zum Sehen. Er hets emel welle ghebt ha, trösteten sie sich dann, er wirds scho no lehre, mi muß ihm emel allbeeinist dr Wille la; um es paar Krone ists de notti nit gfochte, we me se het, un es ist besser, er bruch se då Weg als öppe mit em Wybervolch oder mit Schlägereien. Es ist einem jeden etwas geordnet, und wenn er das Geld nicht då Weg brucht, su chunnt er e angere Weg drum. Es gebe einen, der auch niemand was gönne, sich selbst keinen Schoppen, aussehen tue er wie die teure Zeit, und wie gehe es dem? Wenn der zu einem Spiel komme, so verführe ihn der Glaube, er sei der Schlauste uf dr Welt, e kene so, zum Mitmachen. Da mache er einen Taglohn, denkt er; noch menges Mal könne er laufen, gäb daß er aufmachen könne, was hier zu gewinnen sei; was gut Lüt einem steckten, könne man nicht rechnen. Und sooft es ihn gäbe, schlage es ihn in den Graben, u ke Mönsch wüß, was ne sy Aberwitz afe gschadt heyg.

Wer so sich trösten kann, hat einen großen Vorsprung vor andern und namentlich vor dem, welcher in allem Böses findet und Bitteres; es ist gerade, als wenn der eine Honig aufs Brot striche, der andere Galle; Brot ist Brot, und beide haben das gleiche Brot, und doch hat es eine ganz andere Kust.

Mädi erfuhr das. An dem Gläuf und Handeln hatte es seinen fürchterlichen Ärger, es war was Neues, es mußten mehr Schuhe

gesalbet werden, und dann hätte man Beispiele genug, wohin das führe, sagte es. Es kenne manchen alten Hudel, der es nie geworden wäre, wenn er immer daheim geblieben wäre. Am meisten Galle machten ihm die Metzger und ihre Hunde. Es sei nicht mehr dabeizusein, klagte es; man möge vor das Haus kommen, wann man wolle, so stehe ein Uflat davor, und sobald man öppe einist abhocke, so brülls i dr Kuchi usse: „Heyt dr nüt Feißes?" Und dann sei noch vor ihre verfluchte Hünge nichts sicher, kein Huhn, keine Katze, und wenn an einem Orte was zu fressen sei, so schmöckten sie es durch sieben Zäune durch, ds Katzenkacheli sei immer leer, es möge dareintun, was es wolle. Wenn es einen mit einem roten Gilet sehe das Feld aufschießen, so duechs mengist, es möcht dr Tüfel sy ume für e Viertelstung, dem und sym Hung wetts es reise, die chäme nit ume. So ward auch das einförmige Leben dieses Hauses bewegt, vom Ufer war die Kette gerissen, es begann einem Kahne gleich sich zu schaukeln auf den Wellen des Zeitgeistes, dem Trachten nach vermehrtem Erwerb, nach besserm Rentieren, nach mehr Prozenten.

In diesem bewegtern Leben war Meyeli dem Sonnenstrahle gleich. Worüber er schwebt, darauf wirft er einen freundlichen Schein; man stößt sich nicht an ihm, er ist niemand im Wege, aber heitrer wird es in einem selbst, ohne daß man sich dessen bewußt wird im Herzen, unwillkürlich sucht man seine Nähe, setzt sich in seine freundliche Wärme. Als Sohnsfrau sollte es, seit Anne Bäbi krank war, dessen Stellvertreterin sein, die Hausfrau. Nun ist das kein leicht Stücklein, neben so einem alten Hauskäs die Meisterschaft zu führen und noch dazu, wenn die alte Meisterin noch da ist und jeden Tag mehr der Sache sich achtet. Da gibt es sonst Kompetenzfragen und Kompetenzstreitigkeiten jeden fingerslang; was das eine tut, will das andere machen, aber zu einer andern Zeit und ganz anders, und eins schießt hier aus, das andere dort aus, eins brüllet, das andere pläret, eines klagt in der Stube, das andere im Stalle, kurz, es ist ein Elend. Tröstet man, man

müsse Geduld haben und sich in die Sache schicken, so ist man selbst ein Uflat und hat es mit den andern; hilft man und gschirret aus, so wird das übel noch ärger, und handkehrum wird einem vorgeworfen, man habe kehrum alle auf der Mugge und ja erst kürzlich mit diesem oder jenem so wüst getan, es sei kein Wunder, daß man jetzt selbst an die Reihe komme. Wie sich eins rührt, stößt es an das andere, es ist beseelte Materie, die immer da sein will, wo andere Materie sich bewegt, die jede dieser Bewegungen nicht dulden will, sie schmerzlich fühlt, es ist das Reiben krankhafter Glieder aneinander.

Aber eben das ist die Natur des Sonnenstrahls, daß er nichts schmerzlich reibt, daß nichts ihm feindlich im Wege steht; wo er nicht durchkann, da umfließt er das eine mit reichem Lichte, und, wo er das nicht kann, da zürnt er wieder nicht, sondern beleuchtet freundlich und erquicklich das ihm Entgegenstehende. Das ist die wahre Geistesmacht, welche nichts zwängen will, aber das eine verklärt, das andere durchdringt. Das ist die eigentliche christliche Macht, die nicht mit dem Schwerte dreinschlägt und doch die Welt überwindet; das ist die wahre Sonnenmacht, warum Christus das Licht der Welt genannt wird, also nicht dessetwegen, weil er uns etwas Neues sagt, sondern weil er Gewalt hat und diese Gewalt im Reiche der Geister wirket unmerklich, aber unwiderstehlich wie die Sonne in und über der Erde.

Meyeli hatte mit Mädi nie Streit, ebensowenig als mit Anne Bäbi, es kam ihnen nie in den Weg, jedes sah es an seiner Seite, denn jedem wußte es etwas Freundliches oder Lächerliches zu sagen, und jedes meinte, Meyeli helfe ihm so bloß nach, wo es nicht kommen möge, und wolle bei ihm lernen, wie man es machen müsse, und Mädi tat dann noch einmal so emsig, und Anne Bäbi nahm sich zusammen und sagte: nicht die hundertsti Schwiegere hätt die Geduld gehabt mit einer Schwiegertochter u sövli us ne gmacht wie es. Wo sie gekommen, sei sie in Gottes Name ume es Schlärpli gsi, u jetzt söll me se luege!

Indessen war es nicht, daß nicht beide über Meyeli klagten und branzten. Wenn der Engel Gabriel zu solchen Weibern käme, sie müßten mit ihm gekifelt haben und umso mehr, je lieber sie ihn hätten. Mädi war mit Meyeli nicht zufrieden, weil es Anne Bäbi ästimierte und es viel zu Rate zog. Man müsse es Babi sein, wenn man einen solchen Sturm sövli achte und gar zu ihm zRat wolle, bsungerbar wenn man jemand an der Hand habe, der es einem hundertmal besser sagen könne. Anne Bäbi klagte, man sehe wohl, daß es nur so von geringe Leute nache sei, es dörf i Gottsname nüt befehle u niemere nüt säge, da lasse es Mädi sauen und kaaren, wie es nur wolle, darum gehe es auch so schön. Aber wohl, wenn es wieder nachemöge, es well de, Mädi müsse rangiert sy, daß es wieder wüß, daß es e Meister heyg.

Beide waren aber wiederum darin einig, daß Meyeli e junge Gali sei u mit em Mannevolk dr Narr mach, daß me si fry schäme müß. Es syg no jungs u wüß no nit, was me so am ene Schnürfli heyg, u wie me mit ne umgah müß. Es sei schad um ihns, aber es werds wohl no lehre, mi müß es ume la mache, es werd ihm scho vo selber erleide; aber manchmal spreng es einem fast dWäng uf mit seinem narrochtigen Wesen. Wenn Mädi es zuweilen im Schopf oder im Stall mit dem Mannevolk freundlich reden sah, so pflegte es zu sagen, das sei auch noch von denen eins, wo man mit einem Mannebein locken könne wie einen Hund mit einem Hammenbein. Wenn es aber einmal erfahren habe was es, so werde es ihm wohl gehen wie ihm; ihm gruse es ab dem Mannevolk ärger als ab gschundnige Kroten, die Möffe, was sie seien.

Das redeten sie nicht etwa im verborgenen, daß Meyeli nichts davon merkte oder an den Türen oder hinter Ecken horchen mußte, wie Sühniswyber oft tun sollen, wenn sie etwas vernehmen wollen. O nein, das alles konnte Meyeli hören, wenn es wollte, man nahm sich in diesem Hause mit dem Reden gar nicht in acht, das heißt, das Weibervolk nicht; aber Meyeli ward nicht böse darüber, die Worte fanden in ihm nichts, welches sie entzünden konnten, mit einem

freundlichen Worte brach es ihnen die Spitze ab, sie verloren alles Gift und wurden harmlose Erschütterungen der Luft, heilsame Entleerungen der Lunge.

Aber eben darum waren alle gern um ihns, und darum sollte es auch bei allen sein, und hier rief man es, dort wollte man es haben, alle forderten seine Teilnahme, legten wie in einen großen Schrein bei ihm alles nieder, was sie in Lieb und Leid bewegte. Alle waren mit sich beschäftigt und ihren Ideen, das heißt mit dem, was ihnen durch den Kopf ging, und, was förderte, was hemmte, das bemerkten sie, darüber redeten sie, dabei war Meyeli allen notwendig. Aber sie hatten es mit ihm fast wie mit der Luft, welche man einatmet und zu allen Dingen braucht: man kann sie nicht entbehren, und doch denkt man nicht an sie; je nötiger man sie hat, umso weniger wird man sich bewußt, daß die Luft alles in allem ist; so war es mit Meyeli.

Sie bemerkten es, wenn es nicht da war; wars aber da, so war es ein Lebenselement, dessen man sich erfreut, ohne seiner nur sich bewußt zu werden, es war jedem nötig, aber daß es etwas nötig hätte, daran dachte niemand. Es klagte nie; hätte es ein Wort gesagt, so wäre alles ihm dienstbar gewesen. Da es selbst nehmen, brauchen konnte, was es wollte, so dachte kein Mensch daran, ihm etwas anzubieten, dieses oder jenes ihm abzuwehren oder aufzudringen.

Aber wenn es einmal zur Seltenheit in seinem Stübchen ruhen wollte oder des Morgens nicht füremochte, so war es jedermann, als müsse es was suchen, eins ums andere frug draußen: „Wo ist Meyeli?“ Dann ward es drinnen Meyeli himmelangst, und half das Fragen nicht, so kam eins nach dem andern an die Türe und sagte: „Du sollest neuis cho lose!“ oder schoß hinein wie im Vergeß und sagte: „Bist du da? Ha di nume welle frage, usw.“ „Ich komme plötzlich,“ sagte dann Meyeli. „Nei, blyb ume!“ hieß es dann, „häb di still, mr cheus notti.“ Wars aber dann in fünf Minuten nicht draußen, so schoß wieder jemand hinein und

sagte: „Ih ha gmeint, du chömmist nache; nit, daß di pressiere well, aber du söttist säge, wie me das mache sött, oder wo äys syg.“ Dann war es natürlich mit der Ruhe aus, und Meyeli mußte auf die Beine, es mochte mögen oder nicht, es erfuhr, was Unentbehrlichkeit nach sich zieht.

Ach, wie wohl kömmts dem Menschen, daß er nicht der liebe Gott sein muß, es ihm niemand zumutet, ihm, dem armen Menschen in seiner Gebrechlichkeit, der Ruhe so nötig hat, und dem Geschäftigkeit soviel Unruhe macht, so große Pein, daß ewige Ruhe zum höchsten Glück ihm wird! Diese ewige Ruhe ist aber nicht des Todes Ruhe, sondern die Ruhe, die mitten im Schaffen über dem Bewußtsein schwebet, daß die inwohnende Kraft allem vollkommen genügt, nie ermattet, nie zu spät kömmt, nie zu spät fertig wird. Diese Ruhe in der Schlacht, diese Ruhe in des Lebens Kampf ist das Zeichen des Helden, welches aber nie ein Mensch in seiner Vollständigkeit je erworben hat, und doch, wie klein ist des größten Menschen Aufgabe gegen die Aufgabe dessen, zu dem täglich soviel tausend Bitten steigen, und der noch Augen haben muß für soviel Milliarden, die nicht bitten können, nicht bitten mögen! Aber wie mancher Leib ist schon gebrochen, weil die Ansprachen die Kräfte überstiegen, das Gleichgewicht zwischen Sollen und Vermögen sich nicht fand, in fieberhaften Schwingungen die Bänder brachen, welche Leib und Seele zusammenbinden! Diese gebrochenen Leiber gehörten zumeist Müttern, Mutterherzen sind die Freistätten, in die die Treue sich geflüchtet hat aus der treulosen Welt, in welcher das Maul die Hauptrolle spielt und die Selbstpflege die Hauptkunst ist und der der Hauptkerl, der das Ungereimteste von sich zu geben imstande ist.

Das Gefühl, allen alles zu sein, war Meyeli hoch und wert, erhielt ihm frohen Mut, wenn auch zuweilen die Mattigkeit wie eine dunkle Wolke seine Heiterkeit überschatten wollte. Es besaß den herrlichen Sinn, der in der Gegenwart sich immer an dem erhebt und stärkt, was unerwartet gut, besser ist, als die Vergangenheit

erwarten ließ, und als sie darbot, so wie es einen andern umgekehrten Sinn gibt, der kein Gedächtnis hat für das Übel in der Vergangenheit und kein Gefühl für das Gute in der Gegenwart, sondern nur für das Drückende, welches in jedem Leben ist, welches daher in beständigem Jammer schwimmt, daß das Vergangene vergangen, das Gegenwärtige gekommen sei. Das ist ein unglücklicher Sinn, und unglückliche Jammerbüchsen sind solche Menschen.

Meyeli freute sich seines sichern Daseins, der Liebe, welche alle zu ihm trugen; wie so ganz anders war es damals, als Seppli den ganzen Tag mit ihm hässelte, ein dünnes Kitteli um seine schlanken Glieder hing und es zweifelhaft war im Herbste, ob es neue Winterstrümpfe kriegen oder die alten neu gfürfüßet werden müßten. Gegen dieses Glück schien ihm, was es zu tragen hatte, nicht beachtenswert; darüber zu klagen, hätte es für schlecht gehalten. Mit nichts könne man sich mehr versündigen, dachte es, als mit Klagen, wo man doch alle Ursache hätte, Gott zu loben und zu preisen. Da es aber nichts klagte, so nahm man an, es hätte keine Ursache zum Klagen, denn wenn neuere was wehtue, so seis der Brauch, daß ers säge, sagte man, und wenn also einer nichts sagt, so tut ihm nichts weh, so schloß man. Man sieht, es ist schwer, die rechte Mitte zu treffen, und wenn schon alle das Sprüchwort kennen: „Zu wenig und zu viel verhöhnt alle Spiel", so gibt es doch wenige, welche es fassen, was zuwenig, was zuviel ist, und den rechten Maßstab haben für das Ebenrecht.

Die Subjektivität zur Objektivität zu erheben mag wohl nirgends schwerer sein als gerade hier. Dazu kam noch, daß Meyeli, seit die Haushaltung hauptsächlich ihm oblag, mit Speise und Trank sich nicht in acht nahm, nicht an sich dachte. Meyeli war kein verzogenes Ding gewesen, sondern war von harter Gnade, das heißt von solcher, die wenig gab, aber das wenige alle Tage aufrückte, abhängig gewesen; als es nun in andern Stand kam, überhob es sich nicht, meinte nicht, es möge nun alles erleiden, und das früher zu wenige müsse jetzt auf überschwengliche Weise gutgemacht werden.

Anne Bäbi war gut gegen ihns, das heißt, für passende Speise und Trank sorgte es jederzeit; es möchte de öppe nit, daß ds Sühniswyb es gang ga vrbrülle, sagte es. Jetzt, da Anne Bäbi der Sache sich sich nicht annahm, sorgte niemand weiter für ihns; es stund alles in seiner eigenen Hand, es konnte ja nehmen, brauchen, was und wieviel es wollte, kein Mensch achtete sich dessen.

Aber was eine andere nach Herzenslust getan hätte, das brachte es nicht übers Herz; für ihns seis nicht dr wert, was Apartes zu machen, dachte es, es sei sich nit z'tue, es möchte nicht, daß man meine, jetzt, wo es die Sache hätte, könnte es nicht genug an die Sache tun. Es lag sehr mächtig in ihm das Gefühl vor, dem es zwar keine Worte gab, das aber mächtigen Einfluß auf sein Tun hatte, daß es nichts eingebracht, an all den Vorräten, dem Besitztum nichts gesteuert hätte, daß alles, was es brauche, aus Jak blis Sache gehe.

Manche andere, welche nichts eingebracht, aber so reich eingesessen, hätte gemeint, die Kunst sei jetzt, soviel als möglich zu brauchen, sich recht wohl sein zu lassen, den andern die Lust zu vertreiben, es einem etwa vorzuhalten, daß man nichts eingebracht, selbst zu sagen zum Manne: „Du mußt nicht etwa meinen, weil ich nicht reich gewesen, lasse ich mich jetzt unteretun, jawolle! Du hast gewußt, wieviel ich habe, warum hast du mich genommen, ich bin dir nicht nachgelaufen. Meinst öppe, ich hätte dich wege dr Hübschi gno? Wenn ih nit hätt chönne denke, ih chönnt öppe myr lebelang gut ha, ih hätt di nit mit em — agluegt, daß dus de weißt, du Lädi, was de bist!"

So redete Meyeli aber nicht; was es brauchte, nahm es immer als von einer anvertrauten Sache und konnte einer Art Angst sich nicht erwehren, es könnte zuviel nehmen, und die Leute möchten glauben, es sei ihm nur ums Brauchen, und es hätte es auch, wie man Bettelkindern nachrede, die nichts von Husen wüßten, sondern meinten, es müsse alles eines Tages gebraucht sein und, wenn sie es des Tags nicht möchten, die Nacht zu Hülfe nehmten. Freilich

kam es ihns zuweilen an, Jakobli sollte ihm sagen: „Nimm doch, brauch doch, mach etwas für dich!" Es wollte ihns fast dauern, daß ers nicht tat, daß er ihm nicht mehr ansah, was ihm fehlte, was es hätte, daß er ihm hauptsächlich von dem Lande redete, von Kaufen und Verbessern, sich kümmerte um eine Kuh, die nicht fressen wollte, nicht sattsam Milch gab, ihr abpassen konnte und des Tages manchmal sagen: „Es duecht mi, es well ere bessere, si nähm ds Fresse gleytiger, u dMilch well o afe cho." Es mochte auch zuweilen nicht essen; er sagte ihm nie: „Fehlt dr?" oder: „Mach dr öppis angers!" Das Arbeiten ging ihm oft so genug, er sagte nie: „Mast nit, las doch sy, es ist de nit, daß de di töte söllist."

Der gute Jakobli dachte nicht daran, daß er eine Frau, welche alles unter den Händen hatte, heißen müsse etwas machen, und seine Mutter hatte auch oft bei Tische nicht viel gegessen, aber nach dem Grunde war nie gefragt worden. Wer wollte auch so unverschämt sein und eine Bäurin über Tisch fragen, warum sie nicht soviel esse als die Magd, die kein Hinterstübli hat und keine Zeit, für ein Kaffee oder einen Eiertätsch zu sorgen, und keinen Kuchischaft hat, in welchem eine Platte mit Fleisch steht, und keinen Keller, wo Käs und lindes Brot ist. Und wenn die Mutter nicht werchen mochte, so hörte das ganze Haus ihre Klagen, wie ds Mannevolk je länger je wüster werde un i Bode ache ke Vrstang meh heyg; da sött me geng werche, bis me alli vieri von ihm strecki, aber dene Donnstigs Knüdere täts es nit zum Gfalle, daß es si töti, es well zun ihm selber sorg ha, sövli witzig sei es noch, es möcht de notti nit, daß si dFreud hätte, wenn es si zTod wercheti. Da Mädi das getreue Echo von Anne Bäbi war, wenn es gegen das Mannevolk ging, so redete es in ähnlichen Fällen ähnlich. Was Wunder also, wenn es Jakobli nicht in Sinn kam, nachzufragen, wenn jemand nicht aß, oder nicht aufzumerken, ob jemand nicht werchete! Aß jemand nicht, so dachte man, er werde schon gehabt haben oder auf Besseres warten; werchete jemand, so dachte man, er werde arbeiten mögen, möchte er nicht, so würde er es schon sagen.

Wenn einmal in einem Hause eine bestimmte, althergebrachte Weise ist, so ändert sich die nicht, und wenn jemand da mitten hineinfällt, so ists fast, als ob er auf einen andern Planeten käme, wo die Menschen ganz anders beschaffen sind als er, zum Beispiel eine ganz andere Haut haben als er und eine andere Redeweise, und sehr lange geht es ihm, bis seine Haut und seine Redeweise auch so geworden sind wie die der andern. Nur zu oft wird die alte Art von dem Jemand und die neue Art der Jemand von den Alten für Bosheit genommen, für absichtliche Kränkung, und das Reiben fängt an, das sooft Herz und Mark zerreibt. Zumeist jedoch bildete sich mit der Zeit die nötige neue Haut, wenn nichts Scharfes und Ätzendes zwischen die Reibenden gegossen und geschmiert würde. Aber das ist eben das Böse, daß der Böse so gerne die Nase zwischeneinsteckt und das Reiben immer giftiger macht, immer ätzender. Die Geriebenen rufen ihn selbst herbei, sie klagen, was sie beißt, und wem sie klagen, der reibt gewöhnlich Salz und Pfeffer ein, das heißt, er tröstet, das heißt, er gibt dem Klagenden Recht und reiset ihn auf. Das tut ihm für den Augenblick wohl, aber es verschlimmert die Wunde, macht sie giftiger und reizt zu verstärkten Reibungen.

Nun aber klagte Meyeli niemanden, wenns ihm schon im Herzen wehetat; es tröstete sich selbst und munterte sich auf. Alles könne man ja nicht haben auf der Welt, dachte es, und besser hätte es es doch, als es je hätte erwarten können, und wenn manche arme Frau es so hätte, sie würde Gott nicht genug danken können. Jakobli meins ja gut, aber er sinns nit, und wenn es es sagte, wies ihm wäre, er würde schon dazu tun und ihm borgen mit Werchen und Essen. So goß es sich selbst den rechten Balsam in die Wunde, und wenn die Weiber alle, welche darüber unglücklich werden, weil die Männer nicht stark auf dem Erraten sind und nie merken wollen, wo sie der Schuh drückt, also täten, es wäre manche weniger übel in der Welt, und der rechte Doktor fände sich vielleicht noch, oder sie selbst fände endlich die große Kunst, nicht nur zu schweigen, sondern auch zu reden zu rechter Zeit.

* * *

Siebenzehntes Kapitel.

Von der Hübschi und vom Interesse.

Der Doktor hatte bedeutendes Interesse an Anne Bäbis Krankheitsfall genommen; es war ein eigener Fall in seiner Praxis, zudem war es ihm eine Standessache, zu zeigen, daß ein leiblicher Arzt zu heilen vermöge, was ein geistlicher angerichtet. Er ging daher öfter hin, den Fortgang zu beobachten, und hatte Freude daran, wie Anne Bäbi regsamer, trotziger wurde, ihm hie und da einen Schlemperlig anhing, wie die Dokter alle nichts könnten und fürs Sterbe keiner noch etwas erfunden. Für niemand hätten sie noch soviel gedoktert als für das arm Bübli selig, und kes sei ihnen noch gestorben als eben das Bübli und es fast damit, es glaube einmal, wenn sie nichts gemacht, es lebte noch.

Nach allgemeiner Sitte hatten sie den Doktor das erstemal gefragt, was sie ihm schuldig seien, und gleich mit ihm abgeschafft. Sie ließen nicht gerne aufmachen, sagte Hansli, man könnts vergessen, oder es könnte sonst e Irrtig gä. Natürlich hießen sie ihn die ersten Male in der ersten Angst wiederkommen und frugen jedesmal nach ihrer Schuldigkeit, und, gäb wie der Doktor sagte, sie sollten doch warten, es gehe dann zusammen, es mußte bezahlt sein, was er forderte, bald fünfzehn Batzen, bald zehn, bald fünf, bald nichts, je nachdem er expreß kam oder sonstige Besuche hatte. Nach und nach setzte Hansli ab mit der Dringlichkeit der Einladung zu wiederholten Besuchen; es gehe gut, hieß es; wenns böser ging, man hätte es ihm sagen lassen, aber er solle notti zuchecho, wenn er öppe einist angfähr dadure gang.

Der Doktor war lange genug auf dem Lande gewesen, um diese verblümten Redensarten zu begreifen, aber der Fall interessierte ihn zu sehr, um ihr gleich Folge zu geben, denn er lebte nicht dem Gelde, sondern seiner Kunst, wie er sagte, eigentlich ebensogut seinem Herzen; aber das sagte er nicht, ja, er gestund es sich selbsten nicht, er ging daher von Zeit zu Zeit immer noch hin, forderte aber nichts.

Hansli dankte zwar und sagte, er solle es nur sagen und sich nicht schüchen, er gebe gerne öppis, er glaube aber, es heygs jetz u bruch si wyter nüt meh, we me geng öppe styf lueg.

Und doch kam der Doktor wieder; denn in dem Maße, als es bei Anne Bäbi besser ging, schien es ihm mit Meyeli zu bösen, es fesselte immer mehr seine Aufmerksamkeit, denn trotzdem, daß es das Kind nicht mehr säugte, nahm es doch eher ab als zu, und sein Gang hatte so etwas Mühseliges, welches dem geübten Auge nicht entgehen konnte. Nun ist es wirklich bös für einen Doktor auf dem Lande, etwas Vorbauendes vorzukehren, anzuraten oder Leute, welche ihm nichts klagen, zu fragen: „Fehlt dir nicht etwas, und solltest du nicht etwas machen?" Eigentlich hat der Arzt die Pflicht, auf alle schädlichen Einflüsse aufmerksam zu machen und auf jegliche Störung, welche er mit kundigem Auge heranschleichen sieht, ehe jemand anders sie wahrgenommen, und die vielleicht zu rechter Zeit leicht abzuwenden wäre. In Häusern, wo man ihn für das hält, was er sein soll, wird er diese Pflicht auch üben, sich jedoch vor großer Ängstlichkeit und dem Wahne hüten, als sei alles zu verhüten. Dieser Wahn kann dazu führen, mit sogenannten Präservativ-, Vorbauungsmitteln die stärkste Gesundheit zu ruinieren.

Auf dem Lande ist die Ausführung dieser Pflicht sehr schwer; die Menschen sind zu mißtreu, meinen gleich, es sei dem Arzt nur um die Batzen; wenn er nichts davon hätte, es wär ihm nicht halb so angst, aber es duecht eim nüt angers an ihm, es macht en iedere, was er cha, u de ist er gar grusam e Arme, muß alli Brösmeli chaufe u het nüt erwybet, u was er öppe gha het, het er vrlaberiert ob em Studiere, er söll neue grebelig brucht ha. Es chäm ihm jetz mängist kummlich, er hätts no, — so urteilt man. Es muß daher ein Doktor mit seinen Räten sehr vorsichtig und sparsam sein, und, je älter er wird, umso behutsamer wird er auch werden, manchmal nur zu gleichgültig.

Einem Jungen, dem noch die Ideale das warme Herz schwellen, der meint, er müsse aus aufrichtigem Herzen der ganzen Menschheit

helfen, wird Behutsamkeit schwer. Was er sieht, meint er sagen zu müssen, und wo er Gefahr sieht, wird er kaum der Wahrung sich enthalten können. Unser Doktor hatte bereits einige daherige Erfahrungen gemacht, konnte etwas an sich halten, aber, wo er Interesse an den Leuten nahm, da sagte er, was er in ihrem Interesse glaubte. Wohl war ihm mancher Wahn entflogen, aber den Sinn hatte ihm doch die Welt noch nicht verdrecket, der die Pflicht höher als den Vorteil hält. „Und Fraueli, wie geht es Euch?" fragte er mehrere Male, bot Gelegenheit zu Klagen und Fragen. „O recht gut, mi muß zfriede sy, aparti z'klage habe ich nicht; wenns nur der Mutter wieder ganz bessert!" erhielt er zur Antwort.

Einmal traf es sich, daß das Mannevolk im Walde, Mädi mit zwei Gänsen zMärit war, Anne Bäbi schlief und Meyeli an einem alten Tschopen nähte, als der Doktor dem Hause zukam. Meyeli, als es ihn kommen sah, ging hinaus und sagte: Müetti schlafe, es gehe ihm alle Tage besser, es achte sich immer mehr und nehme sich der Sache an. Es freu ihn, sagte der Doktor, er möchte es aber selbst noch sehen, und wenn es nichts dawiderhabe, so komme er hinein und warte, bis es erwacht sei; er hätte heute Zeit, er sei viel gelaufen und froh, abzusitzen. Meyeli kriegte ein gar lieblich Gesichtchen, als es ihn hineinführte, und fragte, ob es ihm etwas Warms machen solle, oder ob er lieber es Brönz wolle, Kirschenwasser, sie hätten guts, es sei mehr als zehnjährig.

Er frage ihm sonst nicht viel nach, sagte der Doktor, aber heute nehme er ein Gläschen; es sei frostig draußen und schon lange, daß er nichts gehabt, allbeeinist müsse man doch wieder Öl ins Lämpchen tun, wenn es brennen solle. Meyeli stellte die schöne weiße Flasche auf den Tisch, ein Fußgläschen dazu, zog das Brot aus der Tischdrucke, schenkte ein und machte eine Bemerkung zum Brot, daß es nicht aufgegangen, sie hätten sonst schöneres, aber der Müller werde sie aber beschissen haben mit dem Mehl. Es sei nichts mehr zu machen, und, je mehr Mühlen es gebe, desto mehr bschyße die Müller, für Schades yzcho. Der Doktor frug, wer knete

und backe bei ihnen. Meyeli erzählte, daß es früher die Mutter gemacht; seit sie aber krank sei, habe es sich Mühe gegeben damit, von wegen dem Mädi wolle es nicht haben, und ds Mannevolk begehrs ebe nicht, daß es knete. Es dunke ihn, sagte der Doktor, dHebi (der Sauerteig) sollte niemand eher wirken als Mädi, es sei ja selbst eine lebendige Hebi.

Doch verlor der Doktor seine Zeit nicht mit müßigen, üblichen Gspässen, wie sie dem lieblichen Graueli gegenüber manchem z'vorderist gewesen wären; er begann traulich zu erzählen von diesem und jenem, was er heute gesehen und erfahren. So bei einem ehrbar traulichen Worte erwarmen die Herzen und tauen auf, noch besser als bei einer Pfeife und einem Glase Wein. Meyeli, welches nach Landessitte dem Doktor das Gläschen zu oberst hinter den Tisch gestellt, selbst aber unten auf dem Vorstuhl saß, des Tisches Länge und Breite zwischen sich und dem Doktor, redete freundlich drein, gab über diese und jene Auskunft, redete dem Vikari zBest, als der Doktor fragte, ob er nicht dagewesen, frug den Arzt, was mit ihrem Mädchen zu machen, welches neue Zähne bekäme, ehe die alten auswollten.

Der Doktor riet, was gut wäre, fragte dann, ob ihm nichts fehle. Aparti nichts, sagte Meyeli, es hätte Ursache, dem lieben Gott zu danken, daß es es so gut hätte. Er zweifle nicht daran, sagte der Doktor; sie hätten aber auch alle Ursache, ihns gut haben zu lassen, dSühniswyber treffe man nicht oft so an. Meyeli meinte, er solle nicht vexieren, und wenn es schon öppe seine Sache mache so gut wie möglich, so sei sich dieses nicht zu verwundern, es sei gar ein arm Meitschi gewesen, an ein solches Glück habe es nie denken dürfen, der liebe Gott habe es viel zu gut mit ihm gemeint. Ds Geld mache nicht immer glücklich, sagte der Doktor; man habe manches Meitschi gezwungen, einen reichen Mann zu heiraten, und gemeint, wie man für ihns sorge, und dem Tod hätte man es zugejagt, mit dem Ärmsten wäre es glücklicher gewesen. So möge es gehen zuweilen, antwortete Meyeli; aber ihm sei es nicht so

gegangen, sondern wie es es nie hätte denken dürfen, nicht nur weil es es gut gemacht, sondern weil es gerade den bekommen, der ihm im Sinn gelegen, es wisse noch jetzt nicht, wie.

Nun mußte es dem Doktor erzählen, wie wunderbar sie zusammengekommen, wie alles gegen sie gewesen und sie beide junge, dumme Leutchen, wie es aber so werde geordnet gewesen sein, weil niemand etwas dagegen habe abbringen können. Der Doktor hörte mit großer Erbauung, aber ungläubiger Seele der Erzählung zu; wenn Meyeli nicht so ehrliche Augen gehabt hätte und zuweilen so lieblich rot geworden wäre, er hätte kein Wort davon geglaubt. Daß jemand in den Jakobli verliebt werden könne, und zwar so plötzlich, gleichsam im Vorübergehen, das faßte sein Verstand nicht, das war ihm zu wunderlich. Daß man verliebt werden könne, das begriff er, doch konnte er sich nicht enthalten, alle, welche es so recht waren, wenigstens für halb einfältig zu halten; zudem nahm er an, daß etwas Besonderes denn doch dasein müsse, durch welches das Herz eines Menschen gefesselt werde. Er war nicht eitel, aber wenn ein Mädchen aus Bewunderung für seine Kunst und Trefflichkeit in ihn verliebt geworden wäre, er hätte es begriffen, vielleicht eine Ausnahme in seine Ansicht gemacht und gefunden, das Mädchen zeige gute Anlagen und vielen Verstand; aber die Liebe zu dem verschnurpften Jakobli, und zwar nur so vom Ansehen, die war ihm zu kurios. Er begriff eben die Mystik der Liebe nicht, und an unerklärliche Eindrücke und Wirkungen glaubte er nicht.

Indessen äußerte er seinen Unglauben nicht, er machte es, wie es in Beziehung auf den Unglauben viele machen: er hätte das Nichtsein ihrer Liebe gerne aus den Täuschungen derselben beweisen mögen. Er sagte bloß, solche Liebe sei schön und selten, schade nur sei, daß sie das Leben selten ertragen möge; wenn man nach wenig Zeit hingehe und nach dieser Liebe frage, so heiße es: „O Herr Jesis, schwyget mr drvo! Daß me sövli e Narr sy chönnt, hätt ih niemere glaubt. Oh, warum cha me doch nit hingerfür näh, oh, wie angers miech mes doch!" Selb, sagte Meyeli, würde keins von

ihnen sagen, und wenn sie auch minger narrochtig syge als vor vier Jahre, so sei doch noch keins reuig gsi, und wenns heute noch frisch wählen könnte, unger allne wär ihm doch geng Jakobli obenan. Das sei schön und rar so, sagte der Doktor; er wolle es glauben, daß es so sei, aber es dünke ihn, sie sehe gar leid aus, und ganz zweg sei sie nicht; er hätte daher geglaubt, es sei öppe e Kummer, der sie drücke, so ein Fraueli habe manchmal etwas auf dem Herzen, und das verstör ihre Gesundheit und zuletzt auch das Leben, wenn man es ihr nicht ab dem Herzen bringen könne. Das solle er doch recht nicht glauben, sagte Meyeli, es hätte das ungern. Wenn es öppe nicht mehr sei wie vor einigen Jahren, so sei das nichts anderes, es werde schon wieder bessern, wenn öppe alles wieder gesund sei und dSach i alte Trapp chömm, wo es öppe ein wenig mehr zu sich selbst sehen könne.

Hier blieb der Doktor stehen, ließ die Liebe fahren, nahm den Leib aufs Korn und erfuhr bald, daß Meyeli nicht Ruhe hatte und Speise sich nicht gönnte, weil es so einem armen Meitli sich nicht schicke, den Meisterlos zu machen, und es sich nicht möchte nachreden lassen, es sei ihm jetzt nichts mehr gut genug, und es möchte die Herrenfrau machen. Er begann nun eine Predigt, kapitelte Meyeli ab, führte ihm zu Gemüte, wie es sich zu rechter Zeit schonen müsse; was jetzt verhütet werden könnte, das könne später vielleicht gar nicht mehr gut gemacht werden, zu sterben werde es doch nicht begehren.

Das kam Meyeli fast übers Herz. Sterben, jetzt, aus seinem Glücke weg, das wäre ihm doch hart zu Herzen gegangen. So gefährlich werde es notti nicht sein, sagte Meyeli, aber gut verstehe er zu vexieren und einem angst zu machen; „aber es duecht mi, dMutter heyg si grührt, ih muß doch ga luege.“ Der Doktor sollte nicht sehen, wie das Sterben ihm das Wasser in die Augen trieb. Zugleich war es ihm unheimlich beim langen Besuch des Doktors, es wußte, wie bös die Leute waren, und wie leicht sie alles übel deuteten, und doch freute es ihns, daß der Doktor ihm seine Mattig-

keit ansah, sich um ihns bekümmerte. Öppe viel helfe werde es nicht, aber es duech eim mängist scho, es heyg eim gwohlet, wenn dLüt es ume afe wüsse, wie mes hey, u wies eim syg. Wie viele schöpfen Trost aus diesem Gedanken!

Als er wegging, empfahl er Meyeli noch einmal größere Sorgfalt, und wenn einmal der Sommer da sei, so müsse etwas gemacht sein, sagte er. Schade wärs für ein so hübsches Fraueli und eine Schande, wenn sie zugrunde ginge mitten im Überfluß aus Mangel an Schonung und, bald hätte er gesagt, auch aus Mangel an Verstand und übertriebener Bescheidenheit. Es gingen aus diesen Gründen und dann noch aus Sucht, recht stark sich zu zeigen, sich berühmt zu machen, in den Ruf zu bringen, daß es keine bessere, keine, die soviel leiste, gebe, mehr Frauen zugrunde, als man glaube.

Als er ins Pfarrhaus kam, stach Meyeli ihm noch im Kopf, und nicht gewohnt, hinterm Berge zu halten, äußerte er seine Verwunderung über diese seltsame Liebesgeschichte, wie sie ihm noch nie vorgekommen sei, im Leben nicht und besonders auf dem Lande nicht. Es sei aber auch ein Weibchen, wie man sie selten antreffe, so etwas Feines und Zartes in Geist und Gestalt hätte er lange nicht gesehen. Es habe eine recht niedliche Hand, eine lautere, fast durchsichtige Haut und Augen, wie sie rar seien. Man achte sich derselben anfangs nicht besonders, aber wenn das Weibchen rede, etwas mehr als ja und nein, wenn Gefühle sich regten, so begönnen die Augen dunkler sich zu färben und immer leuchtender zu werden, das ganze Gesicht werde so lebendig, so reizend, daß man die Augen gar nicht mehr abziehen könne davon.

„Wärest du doch dort geblieben, Rudi," sagte Sophie, „wenn es dir so Mühe gegeben hat, die Augen abzuziehen! Ich hätte nicht geglaubt, daß der Herr Vetter so empfänglich wäre." „Warum nicht?" sagte der Doktor, „was hübsch ist, gfallt mir, und umso besser, je ordlicher und sanfter es noch zu der Hübschi ist. Und warum das Fraueli mich ganz besonders interessiert, ist das, weil gerade

solche Naturen von der Welt und den Umständen am leichtesten erdrückt werden; sowenig als zarte Pflanzen ein rauhes Klima, mögen diese Unverstand und Roheit ertragen, sie bedürfen zarte Pflege.“ „Ich glaube, du habest gute Lust, diese Pflege zu übernehmen, und dieses Ämtchen wäre gewiß angenehmer, als deiner undankbaren Praxis, wie du sie zu nennen beliebst, nachzulaufen. Tue doch das, Rudi, da könnte man bei dir lernen, wie man einem Kranken abwarten und wie man ihm kochen muß, daß es euch Herrn recht ist.“

„Aber Sophie, schämst du dich nicht, so zu reden? Ist das nicht schön vom Vetter, daß er so großen Anteil an seinen Kranken nimmt? Es wäre wohl gut, es hätten es alle so, klagt man nicht oft über die Dokter, daß ihnen ganz gleich sei, ob sie einen Eichenklotz oder einen Menschen unter den Händen hätten?“ sagte die Mama.

„Ja, Mama, es ist gar schön vom Vetter; aber wunder würde es mich doch nehmen, ob er gleich großes Mitleid mit dem armen Meyeli hätte, wenn es wüste Hände hätte, eine verhagelte Haut, Triefaugen und einen Mund wie ein alter Kuchischaft voll rußiger Pfannenstiele? Ich glaube, da wäre das Mitleid nicht halb so groß, wenn auch das Elend noch einmal so groß wäre.“

„Du bist es wüsts Meitschi, Sophie, so etwas dem Vetter nachzureden, ich muß mich schämen, ein Kind zu haben, das geng ds Bösere glaubt und fürezieht. Jh weiß auch gar nit, was du für eine Wut hast, immer mit dem Vetter zu zanken.“ „O Tante, laßt Sophie doch machen!“ sagte der Doktor, „ich bin dessen gewohnt, bin überhaupt gewohnt, daß man mir alles bös auslegt. Gerade solche Auslegungen sind schuld daran, daß uns das Interesse an den Menschen vergeht, und wundern soll man sich dann gar nicht, wenn zuletzt uns allerdings die Menschen nicht anders vorkommen als dem Kesselflicker die alten Pfannen, welche er ausbessern soll.“ „Ja, so öppe mit alten Weibern ists einem jungen Doktor bald so; aber gegen junge mit feiner, durchsichtiger Haut, nein, Rudi, da geht es dir nicht so, da hast du ein viel zu gutes Herz.“

„Aber Papali, heiß doch das Meitschi schweigen, es wird je länger je uvrschanter geg e Vetter," sagte die Mama, „es verleidet ihm gewiß noch, zu uns zu kommen, und gewöhnt sich ein Zanken an, was am ene junge Mönsch so übel ansteht."

„Häb nicht Kummer, Mama!" sagte der Pfarrer, „sie haben schon manches Jahr zusammen gezanket und immer wieder Friede gemacht, der Növö weiß, wie das gemeint ist, nit halb so bös, als es usgseht." „Aber dem gute Vetter ga zumute, er habe nur deswegen Mitleid mit der jungen Frau, weil sie hübsch sei, das ist doch wirklich uvrschant und recht beleidigend für dä gut Vetter," antwortete die gute Frau recht böse. „Ja, Mamali, öppis recht het ds Sophie doch, wenns scho besser ta hätt z'schwyge." „Aber Papali, was denkst doch, ds Sophie recht, und het dem Vetter gseit, er interessiere sich für die junge Frau nur deswegen, weil sie ihm gefalle, denk doch, wie abscheulich, wenn das wahr wär?" „E Mama, nit halb eso, wie du meinst, ich hab es gerade auch so wie der Növö."

„O Papa, häb nit Gspaß mit sellige abscheuliche Sache; pfitusig, es könnte einem zuletzt ab euch gruse, wenn man nicht wüßte, daß es nur Spaß wäre." „Kein Spaß ists," sagte der Pfarrer, „purer, lauterer Ernst, die Sache ist ganz natürlich." „Ja, nur z'natürlich," sagte die Mama. „Aber Papali, red mir nicht so; der Herr Vikari könnte die Sache für Ernst nehmen und sich darob ärgern, wie er auch recht hätte." „Das wird er nicht," sagte der Pfarrer, „er wird es sicher auch haben wie wir andern alle." „Herr Pfarrer," sagte der Vikari, „ich bitte, mich da nicht hineinzuziehen; ich habe meine eigenen Grundsätze und muß bekennen, daß ich in solchen Dingen nicht Spaß verstehe, es lat si nit gspasse mit sellige Sache, und wie me redt, denkt me o." „So habe ich es allerdings im Brauche," sagte der Pfarrer, „und was ich gesagt, meine ich auch. Aber es gibt Worte, Redensarten, über die man zetermordio schreit, wenn jemand sie ausspricht, und zündet man diesen Redensarten ins Gesicht, so enthalten sie klare Wahrheit, die jedermann zugeben muß.

Herr Vikari, was würdet Ihr zum Beispiel sagen, wenn Euch jemand anwerfen würde, Ihr hättet die Schönen lieber als die Wüsten?" „Ich würde es für die gröbste Beleidigung halten," antwortete der Vikari. „Aber nur," antwortete der Pfarrer, „weil Ihr hinter diesen Worten einen zweideutigen, bösen Sinn suchen würdet, einfach für sich sind sie sicher vollständig richtig. Wenn zum Beispiel zwei Kinder Euch um ein Almosen ansprechen würden, ein niedliches, hübsches, hinter dessen Armütigkeit hervor noch eine gewisse Reinlichkeit schimmerte, und ein wüstes, strubes, mit einer langen Schnudernase, was gilts, das erste Wort, den ersten Kreuzer erhielte das hübschere, oder wie man richtig zu sagen pflegt, das ansprechendere? Und du, Sophie, wenn du im Simeligraben über den bösen Steg wolltest, wo du nicht alleine hinüberdarfst, und jenseits stünden zwei Menschen, ein schmutziger Bettler, ein schmucker Offizier oder Vikari meinethalben, und beide streckten dir ihre Hände zur Hülfe, mich nähme doch wunder, welche du wählen würdest, die schmucken oder die schmutzigen?

Der Mensch hat von Gott ein Gefühl erhalten, welches durch das Schöne angenehm berührt, durch das Häßliche verletzt wird; das ist eine Wahrheit, welche nicht abgeleugnet werden kann, und wo dieses Gefühl sich verwischt, stumpf wird, da nimmt das Tier im Menschen zu, und das Höhere schwindet. Das giltet nicht nur in Beziehung auf den Menschen, sondern an Pflanzen, Tieren, allen Gebilden aus Menschenhand zieht das Ebenmäßige an, Ungestaltetes stößt ab, bestimmte Formen werden schön genannt, andere häßlich. Warum das leugnen, warum böse werden, wenn man einem sagt, man ziehe das Schöne dem Häßlichen vor? Nun aber, und da liegt ein anderer Haken, ist der Mensch eine Doppelnatur, er hat Leib und Seele, er kann also leiblich schön und geistig schön sein oder keins von beiden oder das eine, aber das andere nicht.

Es gibt Leute, welche körperlich schön sind, aber häßlich an der Seele, und diese Häßlichkeit ist nicht etwa eine versteckte, lauert nicht etwa nur in einer Ecke des blinzenden Auges wie eine Spinne hinter

ihrem Netze, sondern sie breitet sich über das ganze Gesicht und alle Glieder aus, gibt in jedem Worte sich kund, und einer findet diesen Menschen doch noch schön und schließt sich an ihn, dann kann ihm das allerdings zum schweren Vorwurf gelten. Worin besteht dieser Vorwurf? Er wirft dem Menschen das Ärgste vor, welches man ihm vorwerfen kann, nämlich das, daß er ein Tier sei und kein Gefühl für sittlichen Wert und Unwert habe.

Es gibt zum Beispiel hübsche Meitschi, glatt wie Bachfornen, aber sie legen Eitelkeit, Sinnlichkeit, Hoffahrt an den Tag, notzüchtigen ihr Geißenhaar, daß es kraus werde, reiben das Gesicht, daß es glänzend werde, lassen zu Ader, damit es etwas schmachtend werde, was beiläufig gesagt Köchinnen, welche sich zu sehr gemästet, zu tun beginnen, machen jedem Sauniggel verliebte Augen, daß man auf dem einen sitzen und das andere absägen könnte, ein Büschelimüli, als ob sie dem Mond ein Müntschi geben möchten, verhunzen ihre handliche Figur, wie man eine währschafte Kalbete verhunzen würde, wenn man sie zu einem Wespi zusammenschnüren wollte, und laufen endlich wie alte Wallfahrer auf Erbsen, weil sie an jeder Zehe zehn Ägerstenaugen sich zweg erzwängt mit engen Schuhen, und reden dazu wie leibhaftige Dreckseelen, so müßte man selbst eine Dreckseele sein, wenn man an einem solchen Mensch Wohlgefallen haben wollte, und wäre er körperlich noch so schön geformt. Da überwältigt die Seele den Leib, gießt etwas Abstoßendes über denselben aus, welches alles Wohlgefallen tötet.

Es gibt aber wiederum Menschen, welche körperlich häßlich sind, im ersten Augenblick abstoßen, aber mit jedem Male, daß man sie sieht, gewinnen, daß man zuletzt ihre Häßlichkeit vergißt, recht hübsch sie findet, das innigste Interesse an ihnen nimmt. Es überwältigt auch hier der Geist die Form; die innere sittliche Schönheit, die Gutmütigkeit, das Wohlwollen, die Heiterkeit, die Reinheit, die Begeisterung werfen Strahlen aus, fesseln die Herzen, binden sie, doch nur die, welche für sittliche, religiöse Schönheit empfänglich sind. Es gibt allerdings Leute, welche für diese Art von Schönheit

kein Gefühl haben, man findet sie unter der gebildeten und ungebildeten Klasse und sehr häufig unter den quasi zarten Mädchen, die aber mit Korsetts und Schnüren ihr Herz unterbunden haben und nun nichts mehr sind als oben dünn und unten dick.

„E aber, Papali," sagte die Mama, „du wirst ja recht boshaft, e, e, das hätt ich nie von dir geglaubt." „Was willst, lieb Braueli, die Welt macht mich dazu, erfahre ich es doch täglich mehr, daß da, wo man am meisten vom Herz redet, die Herzlosigkeit am größten ist und, wo man nur vom inwendigen Menschen redet, die Dinge der Welt am meisten gelten. Doch um auf unsere Sache zurückzukommen, muß ich noch sagen, daß, wo innere und äußere Wohlgestalt und Schönheit sich gatten, ein unwillkürlich Wohlgefallen entsteht und ein Trieb, diesem Menschen wohlgefällig zu werden und, wenn er leidet, ihm zu helfen geistig oder leiblich. Ein solcher Mensch wird, wenn er stirbt, am innigsten beweint, leuchtet noch lange im Widerschein der Liebe wie die untergegangene Sonne im freundlichen Abendrot. Was Wunder also, wenn unser Doktor ein inniges Interesse an Jowägers Meyeli nimmt! Es ist dem Doktor nicht bloß erlaubt, nein, ich hielte ihm nichts darauf, wenn es nicht so wäre, ich müßte ihn für roh oder abgestumpft halten, und leid wäre es mir, wenn sein Beruf sein Herz schon verhärtet hätte, da gliche er meinem Bruder selig wenig."

„Ja, ja, es ist schön vom Rudi, daß er ein so weites Herz hat, daß seine Patientinnen alle Platz darin haben, ich wünsche einst seiner Frau Glück dazu, sie ist doch immer in guter Gesellschaft," sagte Sophie. „Ja, mein liebes Kind, einer Frau ist Glück zu wünschen, wenn ihr Mann ein Herz für andere hat; hat er keins für andere, so hat er auch keins für sie. An ihr ists, zu trachten, daß sie immer die erste Stelle darin einnimmt, daß sie nicht wird einem abgelebten Despoten gleich, der ein Unflat ist und doch Himmel und Erde für sich in Anspruch nimmt, und zwar von Rechts wegen, den Mann zTüfels macht und doch will, daß er sie für seine gute Göttin hält. Sieh, ich hatte es wie der Doktor, es wird Familienanlage

sein; bei was ich war, war ich nicht gleichgültig dabei, nicht kalten Herzens, sondern in lebendiger Wärme war ich bei allem, was ich tat, und namentlich bei allen Menschen, die in den Bereich meines Amtes traten.

Ja, und ich will dir sagen, wenn ein hübsches Bübchen oder ein hübsches Mädchen zum Beispiel in meine Unterweisung kamen, so hatte ich allemal eine helle Freude dran, eine noch größere, als wenn mir prächtige Nelken und Rosen aufgehen im Garten. Freilich geschah mir oft, daß die erste Freude mir häßlich verdorben wurde, wenn über die äußere Hülle der böse Geist seinen eigentümlichen bösen Schein warf; aber sehr oft dagegen ward mir das Äußere alle Tage schöner in dem Maße, als es mir gelang, mit der Hülfe dessen, ohne den nichts geschieht, den bessern Menschen zu entbinden, aufzurichten die Schwachheit und ans Ziel zu fesseln das immer heller werdende Auge. Deswegen, Sophie, ward deine Mutter nie eifersüchtig und blieb mir immer die liebste Blume, die Gott meinem Herzen geschenkt hatte, denn sie eroberte es durch Liebenswürdigkeit alle Tage neu, teilte meine Freuden und war mein Trost in trüben Tagen. Ja, sie ward mir noch mehr, sie ward mein Vorbild. Werde nicht böse, Mama, und wink mir ab, es schadet nichts, wenn die jungen Leute es hören. Sie war mein Vorbild darin, daß gerade, wo das abstoßendste Äußere ihr entgegentrat, ihr Mitleid am meisten rege ward, sie diesen Menschen am meisten bedauerte, am eifrigsten zu helfen begehrte. Gerade die Leute, sagte sie, seien am meisten zu bedauern, welche häßlich seien und an der Seele zugleich, die habe hier niemand lieb, und ob sie dort selig würden, liege im Zweifel, das sei doch so schrecklich, das Herrlichste, die Liebe Gottes und der Menschen entbehren zu sollen in der Zeit und in der Ewigkeit. Dieser Leute solle man sich annehmen mit Liebe und Mitleid, gerade wie ja Gott auch der Menschen und namentlich der Juden sich angenommen, die so verstockten Wesens seien, die Liebe sei ja die Wärme, in welcher das Eis der Herzen schmelze. Wenn man solche Leute so recht christlich liebe, so wisse man nicht, ob man nicht ihre Seele

retten könnte, daß sie Zutrauen faßten zu Gott und Menschen und Glauben an Möglichkeit und Notwendigkeit der Umkehr. So hat sie es gehalten immerdar, ist freilich oft betrogen worden und ausgelacht, wenn sie so einem unflätigen Menschen aus der Tinte half, der nachher noch siebenmal ärger ward und auf die Dummheit meiner Frau pochte; aber auch mehr als einmal, daß wir es erfuhren, hat ihre Liebe ein groß Werk vollbracht, ist einer armen Seele gewesen, was die Sonne der Erde ist. Da habe ich von ihr gelernt, wie es eine Liebe gibt, welche höher als die natürliche Liebe ist, die aus Wohlgefälligkeit entspringt; welche der Liebe Gottes verwandt ist, welche eben das Verlorne, das Häßliche am meisten liebt, weil es das Hülfsbedürftigste ist. Aber so weit in ihrer Ausübung brachte ich es nie und mußte oft zusehen, wie meine Frau gutmütig lächelte, wenn der äußere Schein mich anzog, ich mich immerdar zuerst zum Hübschern wandte, während sie es umgekehrt hatte. Aber Streit hatten wir deshalb nie, und, Sophie, es ist nichts Unglücklicheres für einen Mann, als wenn die Frau in der Ausübung seines Berufes ihn lähmt, ihn zwingen will aus Eifersucht, daß er zum schnöden Lohnknecht werde, der kein Gefühl, kein lebendiges Interesse für die Menschen, die ihr Heil, sei es nun geistiges oder leibliches, in seine Hände gegeben, mehr hat."

Ja, sagte der Vikar, der Mensch täusche sich gar leicht über die Art des Interessens, welche er habe, und wissen könne man nie, wie weit das führe, und da müsse er doch der Jungfer Sophie recht geben, daß man, ehe man durch den Geist geläutert sei, sich vor jeder allzu warmen Teilnahme an irgendeinem Menschen, besonders andern Geschlechtes, zu hüten habe. Wenn nun da eine erleuchtete Frau, welche den rechten Unterschied zu machen wisse, die Schritte ihres weltlich gesinnten Mannes überwache, so habe sie vollkommen recht. „Herr Vikari," sagte der Doktor, „steht nicht an einem Orte: ‚Wer glaubt, er stehe, der sehe zu, daß er nicht falle!'? Und wie weit die sogenannten erleuchteten und geläuterten Menschen ihre

Teilnahme zu treiben wissen, das, Herr Vikari, kann man an den Muckern und andern mehr lernen. Bhüet Ech Gott und zürnet nüt!"

* * *

Achtzehntes Kapitel.

Was ein Doktor ausstehen muß, und wie es ihm ergehen kann.

Es war ein struber, wilder Wintertag. Schnee wirbelte über die Erde, scharf pfiff der Wind über die Fläche, peitschte den Schnee, der Ruhe auf Erden gefunden zu haben meinte, wieder auf, jagte aufs neue in die Wirbel hinein, bis er sich bergen konnte hinter einer Hecke in einem Hohlweg, dort häufte er sich wie Soldaten hinter den Schanzen, wenn Kartätschenhagel die Felder fegt. Öde wars im weiten, weißen Lande, nur hier und da durchschnitt in schrägem, ängstlichem Fluge eine Krähe die bewegte Luft, die Gefährtin suchend, die vielleicht strub und kupend auf einem Marchsteine sitzt. Langsam bewegt sich ein schwerer Frachtwagen durch die Ebene, die Pferde dampfen, den Kragen des Mantels schlägt der ungestüme Sturm dem Fuhrmann um den Kopf, und, wie oft er Schnee von den Rädern schlägt, immer wieder drängt er sich zwischen die Speichen, preßt sich über die Schienen, immer mühsamer drehen sich die mächtigen Räder durch den wachsenden Schnee, oft weiß man nicht, bewegt er sich noch, oder sind die bewegenden Kräfte aufgezehrt, sind sie am Erstarren, und doch schwindet er endlich aus dem Gesichtskreise, einem schweren Leben gleich, das unter schwerer Bürde oft stockte und doch fort sich schleppte, lange, lange, bis es endlich schwindet aus den Augen der Menschen.

Finstrer ward es, nichts sah man mehr über der Ebene als wirbelnden Schnee und dieses Wirbeln auch nur zunächst um sich; der Gesichtskreis zog sich immer enger um den Menschen zusammen jenem fürchterlichen Turme ähnlich, der immer enger und enger

wurde, bis er seine Bewohner zermalmte. Manchmal reichte das Auge nicht weiter als der Arm, und oft mußte es lange sich schließen, den wunderbaren Fallladen vorziehen, den Gott selbst uns gegeben hat. Zuweilen heiterte es wieder, das Auge konnte sich öffnen, weiterhin seine Runde machen.

In einem solchen Zwischenraume sah man aus dem Walde hervor einen Mann treten, langsam, sah ihn stillestehen, die Hände in die Seiten stemmen, sich setzen auf einen Abweisstein. Dort saß er lange; lange sah man ihn, wenn der Gesichtskreis zusammenschrumpfte, wieder nicht, dann reichte das Auge bösdings wieder hin; aber lange wußte man nicht, saß auf dem Abweisstein eine strube, kupende Krähe oder noch der gleiche Mensch. Man begann zu werweisen, ob man nicht hinsolle, zu sehen, was mit dem Menschen sei, aber der wirbelnde Schnee dämpfte bedenklich die ohnehin nicht sehr brennende Menschenliebe, und wenn davon die Rede war, sprach einer zu dem andern: „Vetter, geh du voran, du hast Stiefel an!"

Ein Mädchen, welches dem Spiel und Werweisen zusah, konnte sich nicht enthalten, die verglimmende Liebesglut anzublasen: „Die wüstiste Hüng syt dr doch de, wo dWelt treyt, selb ist wahr. Wes wär, für eine z'prügle oder eim öppis z'vrderbe, ihr hättet ech längst usbsinnt und hättet gmacht, wele eh. Jetz, wos drum z'tüe ist, öpperem z'helfe, sött me meine, ihr hättet all papierig Scheiche und zuckerig Gringe, ihr Stopfeni, was ihr seid, und wenn ihr nicht auf der Stelle geht, so gange mir Meitscheni." „So göht, das ist mr emel glych!" antwortete ein Bürschchen, das Hochmut hatte für drei, dabei aber nicht drei Mäß Krüsch hoch war.

Eben als die Mädchen dazu sich anschickten, kam aus dem Walde heraus ein Wägeli, auf demselben saß ein Mann, beim Abweisstein fuhr er fast vorbei, dann hielt er plötzlich still, sprang ab und trat zum Steine hin. Dort erhob sich der andere, man sah nun gut, daß es keine Krähe war, ging mühsam zum Wägeli, der andere half ihm hinauf, und so rasch, als der sich mehrende Schnee

es erlaubte, fuhr das Wägeli dahin. „Wem ist ächt das gsi?" frug man sich, aber niemand konnte es sagen oder erraten.

Das war Rudi, der Doktor, gewesen, der dort auf dem Steine gesessen. Die Röteln regierten stark und bösartig, das Scharlachfieber zeigte sich hier und da, und beide Krankheiten werden auf dem Lande, wenn sie es schon an und für sich nicht sind, aus zwei Gründen leicht gefährlich. Wenn die Vorläufer beider Krankheiten, Kopfweh, Halsweh, Husten, Fieber, nicht so stark sind, daß sie die Menschen ins Bett werfen, sie mögen wollen oder nicht, so geschieht es leicht, daß die Krankheit selbst am Ausbruch gehindert wird, zurückschlägt durch Erkältung, den Einfluß rauher Lüfte; gar manches Siechtum kommt vom Zurückschlagen dessen, was ausschlagen sollte, und manches Herz ist ob solchem Schlag gebrochen.

Bricht die Krankheit auch aus, so wird sie sehr oft nicht gehörig beachtet, ihr nicht abgewartet, der Kranke den Einflüssen der Luft zu früh ausgesetzt, und es entstehen ebenfalls Rückfälle und Rückschläge, böse Augen, böse Ohren, Wassersuchten usw.; der Arzt hat mit Predigen, Kapiteln, mit bösen Folgen weit mehr zu tun als mit der Krankheit selbst. Unser Doktor nahm diese Krankheit umsomehr zu Herzen, da es zumeist Kinder waren, welche davon befallen wurden und Gefahr liefen, zeitlebens den herrschenden Unverstand büßen zu müssen, wenn sie nämlich mit dem Leben davonkamen. Er machte es sich also zur Pflicht, soviel möglich selbst nachzusehen, versuchte, die Leute im Bett zu behalten, bis er nach eigenem Augenschein das Aufstehen ihnen erlaubte, und doch konnte er so vieles nicht verhüten und hatte auch mit lebensgefährlichen Folgen die Hände vollauf zu tun. Zudem war es noch einer der Jahrgänge, in welchen viele schwere Geburten stattfanden, ärztlicher Beistand sehr oft nötig war; denn nach Behauptung vieler Ärzte herrscht in dieser Beziehung ein sehr merkwürdiger Unterschied: so wie es in gewissen Jahrgängen viele Zwillinge geben soll, so gebe es Jahre, wo die meisten Geburten leicht seien, und wieder umgekehrt.

Nach schwerem, ermüdendem Tagewerk hatte er abends zuvor schachmatt sich niedergelegt; nach Mitternacht tönte die Hausglocke. Sonst hatte er es wie ein Soldat, den der erste Trommelschlag aus dem Bette sprengt; wenn die Hausglocke anschlug, so war er schon mit den Beinen zum Bette aus. Es war eine eigene Hast in ihm, er wußte, wenn man auf dem Lande den Doktor ruft, vollends des Nachts, so ist Not an Mann und die Zeit kostbar, und wenn man auch am Tage läutete, und er saß hungrig hinter dem besten Bissen, es stellte ihm den Appetit, er mußte aufstehen und gehen, es duldete ihn nicht ruhig.

Zudem hatte er eine Magd, so ein alter Hauskäs, welche ihn schon auf den Armen getragen hatte; diese hatte ihn lieber als ihren Herrgott, er war ihr alles, aber über niemand ward sie auch so böse, und mit niemand zankte sie mehr als mit ihm. Ihr Rudeli hätte daheim im Sessel sitzen und sich von ihr pflegen lassen sollen, da hätte sie recht gerne, solange es Tag war, Leute zu ihm geführt, ihnen gerühmt, wie keiner sei wie ihr Rudeli, schon von der ersten Stunde an sei er ganz anders gewesen als andere Kinder, wo nichts als zu plären wüßten und alles zu netzen, was man ihnen untere-mache, von der ersten Stund an hätte er sie gekannt und geng ds Gringli dräyt, wenn si gredt heyg oder ume i dStube cho syg u gäb wie süferlig. U jetzt sei er e Dokter, wies kene gäb, so wyt dr Himmel blau syg; er wüß, wos de Lüte fehl, gäb si ume zum Hus zuche syge, u müß da nit dNase i dBrunzguttere stoße u si no längs Stück bsinne wie die angere Stürmine zringsum, wo no mängist müsse ga dFrau frage, was sie ächt mein. So hätte sie ihm recht gerne eine große Praxis gegönnt, aber eben nur vom Sessel aus, und wenn sie dabeisein konnte, und wenn es nicht Eß- oder Schlafzeit war.

Sollte der Doktor aber fort in Wind und Wetter, da ward es auch bei ihr bös Wetter. Konnte sie bei den Leuten zPlatz kommen, so gschirrete sie mit ihnen aus und sagte ihnen, Verstang hätten sie keinen und, wenn sie zahlen sollten, kein Geld, sie kämen nur zu

ihrem Herrn, weil der der dümmste Mensch sei auf Gottes Erde u niemere nüt heusche könn. Wenn sie ihn zahlen müßten wie einen andern, sie wären nicht hiehergekommen. Noch viel mehr aber mußte der Herr hören, wie er nüt Sorg chönn ha, er werds gwüß no einist erfahre, bi selligem Wetter uszgah, gwüß, chömm er ihm einist no tot hei, es well wette. Bald verleugnete es ihm Schuhe oder Stiefel, bald den Mantel, weil sie beim Schuhmacher oder Schneider oder noch naß und ungeputzt seien, und meinte so den Doktor hin und daheim zu behalten. Als er aber einige Male gesagt hatte: „E nu i Gottsname, gange muß sy!“ und gegangen war in leichten Schuhen ohne Mantel, versuchte es diese Künste nicht wieder.

Aber das Räsonieren und Abputzen konnte es nicht lassen, der Doktor hatte seine liebe Not mit ihm, und die Leute fürchteten es wie den bissigsten Hund, es war gleichsam der Zerberus oder Höllenhund vor des Doktors Apotheke. Und wie man es mit einem bösen Hund halten muß, ihn immer unter Augen haben und bei der Hand sein, wenn jemand naht, „Gusch!“ sagen muß, „gang hintere, häb di still, Rämi!“, so hatte es auch der Doktor mit der Magd. Er gab oft selbst Bescheid, winkte den Leuten durchs Fenster, nur hereinzukommen, und seine bekannten Kunden dressierte er ordentlich auf seine Magd hin, das heißt, er sagte ihnen, erstlich sollten sie die Schuhe gut abputzen, ehe sie ins Haus kämen, und zweitens immer ein gewisses Bedauern mit ihm äußern, sagen, es sei ihnen leid, aber sie müßten einmal wieder den Doktor plagen, er werde sonst zu tun haben, daß er längs Stück nit werd wüsse, wo wehre. Wenn sie diese zwei Vorsichtsmaßregeln trafen, so konnten sie ziemlich sicher sein, ungebissen durchzukommen.

Gerade wie die guten Haus- oder Bleicherhunde war sie am bösesten des Nachts; wem da der Doktor nicht alsbald zu Hülfe kam, hatte einen bösen Stand, sie sagte den Leuten wüst, verleugnete den Doktor, verschickte sie, kurz, sie tat das möglichste, dem Doktor das Aufstehen zu ersparen. Wenn die Leute nicht Utüfle

wäre und kei Verstand hätte, si käme nicht noch zNacht, wo sie doch wüsse, daß er sich des Tags fast zTod glaufe sei, schnauzte sie; das sei nur Bosheit, öppe so gschwing werd öppe niemere krank, daß me nit am Tag hätt chönne cho oder warte bis am Morge, es sei nur, weil die Hüng zNacht besser dr Zyt hätte z'laufe u tags se dZyt reu. Wollte der Doktor also nicht, daß die Leute verschickt wurden, ohne daß er es am Morgen vernahm, so mußte er selbst auf, wenn geläutet wurde, und nicht warten, bis Käthi seine Manövers machen konnte.

Diesmal tönten die Töne der Glocke ebenfalls in seinen Schlaf hinein, weckten ihn aber nicht zu hellem Bewußtsein. Bleiern lag der Schlaf auf ihm, dumpf hörte er die Töne, es dämmerte ihm ein Traum herauf, als läute es einer Leiche zu Grabe, als sei er ein Pfarrer und solle gehen, das Leichengebet zu halten, aber er konnte nicht, gebunden waren seine Glieder, die Beine wollten sich nicht bewegen, er wollte Kleider suchen und konnte nicht sehen, wollte rufen und konnte nicht schreien, und lauter und lauter tönte die Glöcke, immer höher stieg seine Angst, aber bleiern, gebunden blieben seine Glieder, keins gehorchte seinem Willen, und, je mehr er angstete, desto tückischer neckte ihn der Traum in seiner Ohnmacht. Und die Glocke verstummte nicht, gäb wie Käthi den Läuter abschrecken wollte. Nach seiner Sitte war es unters Fenster gefahren, hatte den Mann unten angefahren, was er da zu läuten hätte um Mitternacht, ob der Tag nicht mehr lang genug sei für ihres Kähr und Gstürm.

Das Männli sagte, sie hätten gewartet, solange sie gekonnt, und gemeint, sie wollen den Doktor nicht plagen, aber es hätte müssen sein; es soll dem Doktor sagen, er müsse zu einer Kindbetterin aufs Schneehübeli. Er sei e uvrschante Ma, z'meine, dr Doktor solle in einer solchen schwarzen Nacht in der Welt herumlaufen, es weck ihn nicht, am Morgen wolle es ihms sagen, und somit schlug Käthi das Fenster zu. Mein Mannli aber nicht faul, läutete herzhaft wieder, daß Käthi wie ein Sturmbock wieder unters Fenster fuhr

und schrie: „Wottsch höre oder nit, du Uflat, was de bist! Dr Doktor ist nit daheim, un was nützt es dr, we d scho die ganzi Nachbarschaft weckst mit dym vrfluchte Glüt?" „Der Doktor ist daheim, und bis er füre ist, lüte ih, zell druf!" sagte der Mann, „ih weiß, was du für es Bürzi bist," und läutete wieder und stärker. „Willst dich fortmachen, du Pflegel du, du Dolders Bur, was de bist, oder ih bschütte di!" rief Käthi. „Bschütt, su bängle ih," antwortete das Mannli und läutete, als ob die Glocke hinuntermüßte.

Nun ward es Käthi angst, nicht wegen der Glocke, sondern wegem Doktor, der war sonst alsbald da, wenn die Schelle ging, jetzt läutete der Sturm, als ob das Dorf brenne, und kein Doktor regte sich. Da ward es eben Käthi angst, der müsse gestorben sein, sonst wäre er da, es stürzte in die Stube. Dort stöhnte der Doktor, brummte etwas von Sigrist, Betbuch, Kirche, daß es Käthi himmelangst wurde in der Meinung, der Doktor sei verirret. Es faßte ihn beim Arm, rüttelte ihn und sagte: „Herr Jeses, was fehlt Ech? Die Donners Lüt chönne Ech doch nie ruhig lassen; ich habe schon lange gesagt, es komme so, jetzt heyt Drs, jetzt chönnet Er selber luege, mira! Herr Jeses, Herr Jeses!" und draußen läutete es immer härter. „Ganget ume, Sigrist," sagte der Doktor, „läutet noch, ich komme gleich!" „Herr Jesis, Herr, ih bi Käthi, nit dr Sigrist; draußen läutet es Burekalb und wott nit höre, dä Pflegel, das Veh!"

Da fuhr der Doktor auf, als wären plötzlich Ketten und Banden gesprungen. „Bist dus, Käthi?" sagte er, „ghörst, es läutet draußen jemand! Warum lässest du ihn nicht ein? Du bist doch immer das gleiche." „Das wird der Dank dafür sein, daß ich so Sorg zu Euch habe!" sagte Käthi. „Der kann noch lange läuten, dem Lümmel mache ich nicht auf." „Auf der Stelle geh, Käthi, tue auf, führe ihn in die Apotheke, ich komme gleich!" „Steht doch nicht auf, Herr!" sagte Käthi, „es nützt doch nüt, dä Kerli wott ja ke Züg, und deretwege heyt doch nit Müey." „Was will er denn?" fragte der Doktor. „Er het neuis von ere Kindbetti gstürmt, aber ih glaub, er

syg volle, er wurd sust nit so lüte u wär gange, wo ne brichtet ha, u wes wär, su wird die wohl warte bis am Morge, was het die Täsche dä Weg brucht zwegzcho!"

Unterdessen war der Doktor aufgestanden, hatte zum Fenster aus dem Manne gesagt, er werde gleich kommen, Licht gemacht, sich dürftig angezogen und ging hinunter trotz allem Kifel von Käthi, er soll doch nur im Bett bleiben und ihm befehlen, was es dem Stürmi sagen oder geben solle, es wolle es gewiß Punktum verrichten, aber auf solle er nicht, und dann voruse gar nicht, selb solle er ihm nicht ds Herrgetts sy, i re sellige Nacht, zu selbem wetts de o no öppis säge. So belfernd zog Käthi hinter ihm drein die Treppe ab wie ein Spitzhündchen, dem seine Dame zu unrechter Zeit ausgehen will oder eine Katze auf dem Arme trägt und liebkost.

Als der Doktor den Mann einließ und derselbe an Käthi vorbeiging, fehlte nicht viel, daß sie einander in die Gesichter geschossen wären; aus Respekt vor dem Doktor gränneten sie sich hinter dessen Rücken bloß an, das dann aber auch meisterhaft. Käthi ging nicht in die Apotheke, es schlirpete im Gang herum und schmetterte einige Türen zu, so gleichsam Bezeugungen seines Mißfallens über den Bericht des Mannes. Der Doktor läutete, rief nach Mantel und Stiefeln. „Da wollte ich doch ein Narr sein und die ihm bringen," brummte Käthi, „so expreß sich ga z'töte, selb tue ih nit, mr wey doch de luege, wer Meister ist."

Es wehrte sich handlich, wollte erst von den Stiefeln nichts wissen, den Mantel beim Schneider haben, mußte indessen am Ende den Doktor doch gehen sehen, er blieb Meister, aber mit Mühe und in großem Ärger. Er mußte alles gleichsam erobern, langsam, Schritt um Schritt, und pressierte der Fall doch so, und war des Doktors Natur ohnehin fast wie Feuer und Büchsenpulver. Es mußte Käthi sein, seine alte Magd, um dieses ungeprügelt wagen zu können, indessen ward er doch voll Galle; innerlich fluchte er mörderlich und dachte, so könne das doch nicht fürder gehen, ärger könnte es ihm eine Frau, und wäre sie das böseste Räff unter der Sonne, nicht

machen, und dann wäre sie doch die Frau und nicht bloß so eine alte Brummelsuppe von Magd.

Es war allerdings eine unlustige Nacht, um fast zwei Stunden weit zu gehen; denn von Fahren in stockfinsterer Nacht auf dem zu machenden Wege war da keine Rede, und ehe der Knecht geweckt, das Fuhrwerk zweggewesen, konnte der Doktor halbwegs kommen. Es war, wie es am schauerlichsten ist, wenn man aus dem warmen Bette kömmt. Ein naßkalter Nebel lag über der Erde, frostiger Schneeluft strich übers Land, Schnee und Kot durcheinander füllten den Weg, der halb voll Löcher und halb voll Steine war, so daß, wenn man die Löcher mied, über die Steine stolperte und in die Löcher geriet, wenn man die Steine mied.

Das ist etwas, in schauriger Nacht müde und schläfrig durch dick und dünn stundenweit zu gehen, seinem Berufe, seiner Pflicht nach, ohne Lohn vielleicht, ohne Ruhm jedenfalls, denn so was ist Schuldigkeit, kömmt in keine Zeitung, bringt in keinen grünen Sessel, bringt keinen Ehrenbecher, und doch ist das was anderes als bengelhafte Artikel schreiben in warmer Stube oder noch bengelhaftere Audienzen geben in glänzenden Salons, und doch ist solch ein Liebesdienst in naßkalter Nacht eine größere Heldentat als ds Maul aufreißen in einem Kaffeehaus oder dummes Zeug schwatzen in einem Rathaus; und einer armen Frau zu helfen, die einem nicht einmal ein warmes Kaffee zu geben vermag, weil sie keine Milch dazu hat, ist verdienstlicher als gegenseitig sich zu verleumden und anzulügen und sich großzumachen. Freilich, wenn man auf einem Dreckhaufen oder auf einem Galgen steht, sieht man größer aus, aber ob deshalb ehrenwerter, ist die Frage.

Und wenn nun so ein Doktor, ein sogenannter Landarzt, in tiefer Mitternacht solche Wege geht, feuchter Nebel sein Gesicht benetzt, schaurig der Wind durch den Mantel dringt, Kot und Schnee über die Stiefel schlagen, und es kommen ihm Gedanken über den Lohn der Welt und die Ungerechtigkeit der Welt, wer will sie ihm übelnehmen? Er setzt sein Leben ein, und was bringt er davon?

Einen frühen Tod, einen siechen Leib, um seine Bezahlung märtet man, und wenn er unter die gewirten Herren kömmt, so lächelt man; so ein wohlgelecktes Schreiberchen, das seine Füße im trocknen hat, sieht ihn über die Achsel an, und führt er eine Beschwerde, so rümpft man die Nase, schreibt darauf: „Selber schuld!", legt sie ad acta, das heißt dahin, wo alles liegt, was unbequem ist, nicht in den Kram dient.

Jetzt wandert er den beschwerlichsten Weg auf Kosten seines Lebens, andere sitzen an glänzendem Souper auf Staatskosten, prunken mit Epauletten und Schnäuzen, vertrinken jährlich Tausende in Rheinwein und Champagner (vide Rechnungen), kommen dafür in die Zeitungen, jedes Wort, das ihnen vom Leibe geht, wird in Noten gesetzt und ausposaunt, und nächstens ist von Gehaltserhöhung, Gratifikation, Taggeldern die Rede, und für einen armen Landarzt, der dem Staate seine Bürger erhält und zubringt, ist nirgend ein Kreuzer, kein freundlich Wort, kein rechtlicher Schutz, und wenn er bezahlt sein will für gekaufte Mittel, kann er von Pontius zu Pilatus laufen, wird zu Herodes geschickt, und wer weiß, ob man nicht auch noch das Geißeln gut findet für ihn.

Wenn er solche Gedanken im Herzen wälzet, der arme Doktor, in Nächten, wo kein Stern ihm am Himmel glänzt und schwarz wie die Nacht sein Beruf ihm scheint, wenn schwarze Quellen in seinem Herzen aufspringen und bittere Ströme über seine Seele fluten, wer will es ihm wehren, und wird es ihm wohl der zur Sünde rechnen, der die Gedanken schauet im Herzen der Menschen? Das wissen wir nicht, aber wenn der da oben den armen Doktor liebt, so läßt er ihm freundliche Sterne aufgehen am Horizonte seiner Seele und freundliches Licht sie werfen in das Dunkel hinein, welches zu herrschen meinte in derselben. Freundliche Kinderaugen läßt er blicken ins Dunkel hinein, Kinderaugen, denen er der Sonne Licht erschlossen, des Lebens Licht erhalten, des Lebens Freuden ihnen zurückgegeben und alles mit weicher Hand und freundlichem Munde, beides treue Diener der inwohnenden Liebe. Sinnige

Blicke läßt er strahlen ins Dunkel hinein aus flammenden Jünglingsaugen, aus tiefglühenden Mädchenaugen, sie danken ihm stumm und innig für der Eltern Leben, für die eigene Pflege, für der Geschwister Gesundheit, sie graben mit glühender Schrift Zeugnisse in sein Herz, daß sie ihn nie vergessen, daß er ihnen eine freudige Erscheinung sein werde, wo sie ihn treffen werden im Leben oder nach dem Tode. Es gehen ihm als Sterne am Horizonte seiner Seele Gattenaugen auf, strömenden Dankes voll für die Rettung des Teuersten, sie haben keine Worte, in ihnen klingt keine Münze, aber sie sind heiliger Verheißungen voll, daß einer sei, der echte Treue nie vergesse, der in wahren Treuen ausrichten werde, was seine Kinder nur mit stummem Danke zu vergelten vermochten. Mit freundlichem Glanze sieht er über sich aus weißen Haaren Augen blicken, sie freuen sich seines Tuns, daß er das Wahre ergriffen, sie lächeln ihm die Gewißheit zu, daß, wer ausharre bis ans Ende, selig werde. Und hinter diesen freundlichen Augen strahlt es hell und heiter in unergründlichem Glanze über den ganzen Himmelsbogen, der wunderbaren Milchstraße gleich, es ist der Segen Gottes, der wunderbar und unerforschlich über dem Getreuen ruht, von Anfang bis zum Ende sein Tun durchfließt, der wie mit Mutterarmen alle umschließet, die der Getreue im Herzen trägt und sein sie nennt.

Wo es so hell und herrlich aufgeht in eines armen Doktors Herzen auf seinen struben Wegen in tiefer Mitternacht, hat er da wohl noch zu beneiden hohle Köpfe mit Schnäuzen, blonden und braunen, hohle Herzen, in die kein Schein fällt von oben, höchstens ein Schimmer von Epaulettes, silbernen oder goldenen, hohle Seelen, in denen nichts widertönt als Münz und gnädige Worte, in denen nichts weht als Neid und Angst, in denen nie ein Stern am Himmel aufgehen wird, nichts, gar nichts als höchstens einmal ein Titel oder ein Ehrenbecher oder eine Gratifikation?

Doch wenn wir aufrichtig sein wollen, so flammte es diesmal nicht auf solche Weise in des Doktors Inwendigem, sondern ganz

anders. Der arme Mann, der mit der Laterne vor ihm herging, so rasch, daß der Doktor ihm fast nicht folgen konnte, war vom Doktor über die Umstände der Frau befragt worden, und das gab ihm Anlaß, über seine Umstände im allgemeinen zu reden, das Herz zu leeren, das voll war bis obenaus. Er war arm, hatte viele Kinder, war oft von Krankheiten heimgesucht und Unfällen aller Art, bald ging eine Geiß ihm dahin, bald nur das Gitzi. Aber auch so ein Gitzi ist für ein arm Mannli ein Kapital, ein Rittergut, für ein arm Mannli, dessen ganzer Reichtum eine verfallende Hütte ist und zehn Kreuzer Taglohn.

Doch sei alles noch gegangen, denn seine Frau sei grusam fleißig, wisse alles zu Ehren zu ziehen und hätte auch die Kinder dazu. Den Zins, den sie nötig hätten, hätten sie gewöhnlich mit dem Flachs gemacht, der noch wohl gerate auf ihrem Stückli Land, von wegen eine Sau zu mästen möge es nicht abtragen bei ihrer Speis, wo man für dKing nicht genug Milch und Mehl habe, vrschwyge de für e Sau. Der Flachs sei im vergangenen Sommer gut geraten, und dRösti sei bsungerbar gut gewesen, sie hätten Flachs erhalten nie so, so schön und so gut. Seine Frau und dMeitscheni hätten gesponnen Tag und Nacht, es heyg es Garn gä, ds Herz im Lyb heyg eym fry glachet, und sie hätten ausgerechnet, es gebe nicht bloß den Zins, sondern noch eine Steuer für ein neu Bett für die größern Kinder, die bisher nur auf Spreuern geschlafen.

Am zwanzigsten Tag Märit sei er auf Bern gegangen mit dem Garn, habe es gut verkauft einem ältlichen Manne, der habe ihm gesagt, er solle da warten, er wolle das Garn in seinen Keller tragen und sein Geld holen, welches er dort gelassen, gleich komme er wieder. Er habe gewartet, gewartet, der Mann sei nicht wiedergekommen, habe ihm nachgefragt, niemand habe ihn gekannt, ihn gesucht, ihn nirgends gefunden. Es könne niemand denken, wie ihm gewesen, sagte er, und aufs neue übermannte ihn Jammer und Zorn, daß er längs Stück zu keinem ordentlichen Worte kommen konnte. Lange habe er nicht gewußt, was machen, ob heimgehen

oder in die Aare springen, und noch als er über die Brücke gegangen, sei er lange stillegestanden, und heftig hätte es in ihm gwerweiset, will ich oder will ich nicht?

Vor dem Heimkommen hätte es ihm gruset, er könne nicht sagen, wie; Frau und Kinge, wo sich so auf sein Heimkommen gefreut, zu sagen: „Ich habe nichts, alles verleichtsinniget, alles ist fort, pflanze und spinne, alles ist nüt!", das hätte er fast nicht übers Herz bracht, es heyg ne duecht, wenns nur brechen tät von ihm selber. Brech doch so mengi Bähre, wenn me zviel ufladi, warum de nit on es Herz? Aber es heygs emel nit welle gå, und selber es abenangeremache heyg er doch o nit welle, er heyg a Frau und King denkt und a dSchang und nit welle us eim Leid zweu mache. „Und i Gottsname bin ih heigange, aber wie, weiß ih weiß Gott nit, und wies du gange ist, chann ih keym Mönsche säge. Aber es isch si o nit z'vrwundere: sövli Flachs, sövli Freud, sövli Flyß u zletzt vo allem nüt meh, nüt meh als Klag u Jammer u Zeise u nit wüsse, wo se näh. My Frau ist no gut gege mr gsi, het mis nit la etgelte, het mängist gseit, es hätt ihre so gut chönne gscheh wie mir; daß es so schlecht Lüt gä chönnt, hätt si o nit glaubt, u das ist no my Trost gsi.

Aber vo selber Stung a ist my Frau nie recht gsung gsi, es het ere geng gfehlt; so mengs King si o gha het, so ist ere nie gsi. Da ist erst dr Kummer recht agange, und es het is duecht, wenn ume dMutter wieder zweg wär, dr Flachs chönnt sy, won er wett, u jetz chunnt das no drzu, un ih förcht, si gstangs nit us, u de erst wär ds Unglück recht da, un ih wüßt mys Lebes nüt meh azfa."

„E, wir wollen das Bessere hoffen!" sagte der Doktor. „Aber habt Ihr nie vernehmen können, wer das gewesen sei, der Euch so schändlich betrogen, habt Ihr ihn nicht der Polizei angezeigt?"

„Azeigt, nei, das nit; mit dr Polizei redt üsereim nit oder er muß, so armi Mannleni werde ume desumegschosse u abrüllet u sy geng am lätze Ort, sötte gar niene si. Ander chönne mache, was

si wey, und son e Kellermagd brucht ume nebe umezluege, so het sie dr ganz Rügge voll Hilf u Landjäger; üsereim trauet nit; wenn me im Rege gsi ist, lat me si nit gern no unter dTraufi. U vrnäh han ih nüt chönne, dr Red a hets mi duecht, es sött e Emmetaler sy, aber wüsse han ih nüt chönne. We ihs vrmöge hätt, a all Märite hätt ih welle, atreffe hätt ne müsse, u sys Schelmegsicht han ih no z'gut im Sinn. Aber üsereim ist zringsum geng am Hag u cha nüt mache, wen er scho dr Sinn hätt drzu. U wenn ih ne scho atroffe hätt, was hätt es gnützt? Er hätts doch glaugnet u siebe Eide ufenandere ufeta (er het es Gsicht drnah gha), er sygs nit, u wenn me scho ds Garn byn ihm funge hätt, so hätt er doch e Usred gwüßt, für nit e Schelm z'sy, u daß ih ds Garn nit ume überchömm. Aber er mag sy, won er will, so fingt ne Gott der Herr, un wes dem gut abging, so wett ih nüt meh gseit ha, u wenn då wüßt, was mr usgstange hätte, es duecht eim, er sött ke rühigi Stung meh chönne ha, un es sött ihm sy, als vrbrönnti ihm üse Flachs uf syr Seel."

So erzählte der arme Mann, und der Doktor dachte, wie fürchterlich so ein Mensch sich versündigen könne, er wisse nicht einmal, wie. Garn habe der gestohlen für dreißig Franken vielleicht, dazu aber unendlichen, unnennbaren Jammer gebracht, das Leben einer Mutter, vielleicht mehrerer Kinder gefährdet, das Dasein einer ganzen Familie zerstört. Und jetzt müsse er, Doktor, seine eigene Gesundheit aufs Spiel setzen, müsse halbtot sich laufen, nicht nur das Schwerste umsonst tun, sondern vielleicht auch mit sauer erworbenem Verdienst gutmachen, was jener verschuldet. Und das alles wisse jener alte Sünder nicht einmal, frage nichts darnach, sei vielleicht noch reich, vielleicht daheim im Ansehen, vielleicht gar Chorrichter oder Grichtsäß; denn es geschehe oft, daß die größten Zystigschweinigel daheim für ehrbare Männer gölten; daß er vielleicht stolze Söhne, hoffärtige Töchter habe, die breit täten allenthalben, es hoch hergehen ließen, und von der armen, elenden Familie wüßten sie nichts, deren Not brenne nicht auf ihren Seelen. Es dünkte den Doktor,

wenn er nur des alten Diebes Namen wüßte, damit er ihm bekannt machen könnte die Folgen seiner Schelmentat, ihm sagen könnte: „Sieh her, du Hund, das ist deiner Hände Werk!“

Es wußte der Doktor wohl, daß der Alte dieses einmal wohl erfahren werde, aber es ging ihm, wie es noch manchem geht, es ging ihm zu lange, noch heute, schien es ihm, sollte der es wissen und erfahren, sein Name sollte in jeder Garnlaube angeschrieben stehen, in jedem Wirtshause. Die Menschen haben keinen Begriff von der Langmut Gottes, wohl uns! Wenn einmal ein Mensch an Gottes Stelle wäre, er hätte fort und fort beide Hände voll Hagel und lauter Blitz und Donner im Munde. Wir sind halt Eintagsfliegen und müssen alsobald tun, was wir vermögen, vor Gott aber sind tausend Jahre wie ein Tag, er kann zuwarten, ihm entrinnet dennoch keiner, darum aber mutet er uns auch seine Werke nicht zu, wohl uns, wenn wir das begreifen und derselben uns nicht vermessen! Der alte Garnschelm wird ihm nicht entronnen sein, und seine Buben werden ihm nicht entrinnen, wenn er nämlich welche hat und sie dem Alten gleichen.

In Schweiß gebadet, erschöpft, kam der Doktor droben an, fand die Not groß, größer, als er sie erwartet hatte, an allem fehlte es, und um das einsame Häuschen standen keine reichen Häuser, in denen gute Frauen wohnten, wo man das Fehlende allfällig holen könnte. So ists bös dabeisein, wo es an allem fehlt, wo man nach nichts fragen darf, weil es immer heißt: „Herr Jesis, das hey mr nit, u das o nit!“, wo um den Tisch die Kinder wimmern und alle Augenblicke eines frägt: „O Müetti, gäll, du lebst no u stirbst nicht?“

Indessen, als der Tag dämmerte am östlichen Himmel, war die arme Frau gerettet. Der Doktor schickte sich zum Heimweg an und hieß ein Kind mitkommen, etwas zu holen für die Mutter. „Dankeygit, Doktor,“ sagte die Frau, „der Vater im Himmel well Echs vergelte! Es wär nit e jedere cho sövli wyt bi selligem Weg u Wetter u bsungerbar zu so arme Lüte, aber es heißt nit vrgebe, es syg e kene wie Ihr, so wyt me wüß. Aber Dokter, was bin ih

schuldi? Es heißt, es syg süst e Dublone, un Ihr hättet zwo verdient, aber weiß Gott, gä chann ih se jetz nit; aber wenn Dr Giduld ha weyt, so müßt Dr se ha, u sött ih ds Strau ab em Dach vrkaufe u ds Hemmli ab em Lyb. Es macht jetzt alles nüt meh, wenn ume dMutter drvochunnt."

„Deretwege," sagte der Doktor, „habt keinen Kummer, sorget jetz für die Frau, was Ihr könnt, das ist die Hauptsache, und was man für sie tun kann, soll geschehen." „Aber Herr Dokter, säget recht, was Eui Sach ist; wenn ihs afe weiß, su will ih de luege, wie ihs mache bi längem, öppe grad nit, viellicht chann ih scho us de Ybünge vo de Gvatterlüte öppis dramache." „Habt Ihrs gehört," sagte der Doktor, „ich will nichts; brauchet Eure Sache für die Frau, das ist nötiger. Das wäre lustig, einen Menschen zu retten und ihn dann um des Lohnes willen, den man fordert, langsam verrebeln zu lassen!"

„Aber Herr Jesis, Herr Dokter, wenn ich das gewußt, ich hätte nicht kommen dürfen; nein wäger, das ist zviel, emel ds Halbe will ih luege z'mache, glebt müsset Ihr o ha." „Habt nicht Kummer für mich!" sagte der Doktor, „ich fordere dann bei einer reichen Frau desto mehr. Macht mir wieder Bescheid, sobald irgend etwas nicht recht gehen sollte! Adie!" Und somit machte der Doktor sich fort, wartete den Dank nicht ab, der in Strömen ihm nachfloß, er fühlte es aber, daß sein Schatz im Himmel über Nacht ihm gewachsen war.

Es ist ein kaltes Heimgehen, nüchtern, nach durchwachter Nacht in pfeifendem Winde, der Schnee verkündend in den Bäumen saust und über die Felder fährt. Ein warmes Bett und ein Tag voll Schlaf wären dem armen Doktor zu gönnen gewesen, aber so gut ward es ihm nicht. Daheim warteten seiner viele Leute, mit denen Käthi sich herumschnauzte, denn sie wollten ihm nicht glauben, daß der Doktor nicht daheim sei. Sie kennten ihns wohl, sagten sie, und wüßten, daß es niemere nüt gönne, nicht einmal fürs Geld, und deretwegen den Doktor immer verlaugne. Die Leute pressierten

alle schrecklich, hatten schon so und so lange gewartet, daheim die Leute grusam übel!

Der Doktor nahm sich nicht Zeit, zu ändern, wollte nur die Weitesten, die Nötlichsten ferggen, und weil immer einer nötlicher tat als der andere, ein Abgehender durch zwei Neue ersetzt wurde, jeder sagte: „Nur mich noch, Doktor, dann ists mir gleich, geht und ändert Euch!", so verrann manche Viertelstunde, ehe der Doktor einen Augenblick gewann für sich. Naß und starr waren seine Füße, und mächtig fröstelte es ihn den Rücken auf. Warme Strümpfe und warmer Kaffee würden das schon vertreiben, dachte der Doktor, und allerdings besserte es ihm darauf. Dem Kinde, das er mitgebracht, lud er manches auf für die Mutter, und nicht bloß Arznei, aber bestmöglichst verbarg er es vor Käthi immer so sorgfältig, als er es vor einer Frau hätte verbergen können. Darum gab er lieber sein bestes Hemde weg als ein minderes, welches weit besser am Platze gewesen wäre, das er aber aus Käthis Händen hätte fordern müssen. Erst jetzt ging sein eigentlich Tagewerk, der Besuch seiner Kranken an, so viele warteten sein, so spät war es schon. Scharf mußte sein Fuchs laufen, und in weiterm Halbkreise machte er seine Runde in möglichster Eile. Bös war der Weg, und Schneegestöber machte ihn noch böser, es war ein unlustig, unheimlich Fahren.

Mittag war längst vorbei, als er heimkam, heiß dampfte der Fuchs, und Leute warteten wieder auf Arznei, und Käthi fuhr wie ein Kobold im Hause herum, weil man nie mehr essen könne wenn andere Menschen und öppe auch mit Manier, dr Herr müß es abeschla, ke Hung täts so. Allerdings mußte es der Doktor heute wieder so machen; die Leute hatten ihn aufgehalten, und Besuche machen mußte er noch seiner Meinung nach, und zwar über eine Stunde weit. Der Fuchs habe nicht recht fressen wollen, sagte der Knecht, kein anderes Pferd war zu haben, auch meinte der Doktor in dem immer dichter werdenden Schneesturm zu Fuß besser fortzukommen als in der Chaise, und so machte er sich auf den Weg, und zwar in der gleichen Hast, in welcher er den ganzen Tag gewesen war.

Er war aber noch nicht weit gegangen, so fühlte er seine Unbesonnenheit, aber Umkehren war nicht seine Sache. Er fühlte sich sehr matt und in sich ein Nagen und Drehen, das immer heftiger ward, es gab einzelne Stüpfe, welche ihm den Schweiß auf die Stirne trieben. Er kürzte Wege und Besuche ab, so sehr möglich, aber immer peinlicher ward ihm zumute, immer schwerer das Gehen, eine unaussprechliche Sehnsucht hatte er nach heim, er hätte Jahre seines Lebens, alles, alles darum gegeben, daheim im Bette zu sein, aber die dazwischen liegende Stunde schien ihm eine Weltenbahn, eine Unmöglichkeit, sie zu gehen. Er zählte seine Schritte, aber auch dazu ward er bald zu matt, er stund stille nach jedem Schritte, aber einen neuen zu tun ward ihm immer unmöglicher, nicht allein der Mattigkeit wegen, sondern der Schmerz im Innern ward immer schneidender, er wußte, es war Kolik, und zwar ein Anfall von solcher Stärke, daß er dessen Ausgang nicht berechnen konnte, namentlich hier verlassen im Schneesturm nicht. Er konnte nicht weiter, er setzte sich auf den Abweisstein und erwartete gefaßt, aber in fürchterlichen Schmerzen, was Gott über ihn verfüge.

Er führte ihm Jakobli herbei, der Schweine fortgeführt hatte und heimpressierte. Der wußte lange nicht, sollte er seinen Augen trauen, war der auf dem Stein halb eingeschneite Mensch, dessen Stöhnen so gut vernehmbar war, der Doktor oder nicht. Wars nun der Doktor oder nicht der Doktor, da mußte geholfen werden, nicht bloß im Vorbeifahren gesagt: „Gott helf dr!" Jakobli stieg ab und fand richtig den Doktor in seinen Schmerzen, lud ihn auf, packte ihn ein, gab ihm den warmen Krug, den Meyeli ihm aufgedrungen, auf den Schoß und trieb das Roß, so hart er mochte. Er hatte große Angst, und doch fühlte er eine große Freude in sich; jetzt einmal hatte er was Bedeutendes getan, einem Menschen einen hohen Dienst erwiesen, wozu es ihm noch nie gekommen, jetzt konnte er sagen: „Wäre ich nicht gewesen, wäre ich nicht gerade dazugekommen, su — wer weiß, wie es gegangen wäre!"

So etwas ist ein Lichtpunkt im Leben; etwas derlei wird sich im Leben der meisten Menschen finden, und dieser Punkt wird meist zur Achse, um welchen des Menschen Gedanken sich drehen und, wenn er sich nicht in acht nimmt, auch seine Reden. Es ist aber auch kein Wunder, denn in diesen Augenblicken spielte der Mensch eine Hauptrolle: wenn er nicht gewesen wäre! Er ward ein Rüstzeug der Vorsehung, er ward ein Engel Gottes, jemand zur Rettung oder zur Vollführung eines Ereignisses gesandt. Wenn das Selbstbewußtsein sich auch nicht klar gestaltet, so erhebt doch immerhin ein solches Ereignis den Menschen, ist ihm ein Zeugnis, daß er nicht ein Ungefähr sei, ein Nichts im Zusammenhang der Dinge. Aber sehr merkwürdig ist es, daß Gott zu solchen Dingen selten die wählt, welche bereit dazu sind, welche mit der höchsten Sehnsucht den Ruf zu etwas Bedeutendem erwarten, die Tag und Nacht gegürtet sind zum Heldentum, sondern die, welche nicht daran denken, nicht einmal von solchen Dingen geträumt haben.

Jakobli fragte, wohin er ihn führen solle. Das Beste wäre, er führe mit ihm nach Gutmütigen; es würde seine Leute freuen, und sie wollten gewiß das möglichste tun, oder er könnte, wenn er seye nichts schätze, ins Pfarrhaus. Wenn er aber wolle, so führe er ihn nach seiner Heimat, das komme ihm nicht darauf ab, er solle es nur sagen. Dem Doktor hatte die Stör etwas nachgelassen, er atmete ein wenig freier auf, deswegen wählte er auch die Heimkehr. Wenn Jakobli ihn zum nächsten Orte führen wolle, so finde er dort einen Freund, der eine Chaise habe, in welcher er rasch nach Hause komme. Nach Hause müsse er aber, wenn es schon weiter sei und er wohl wüßte, daß er bei ihnen wohl aufgenommen würde und er gute Abwart hätte. Allein bei ihnen hätte er keine Mittel, die er sicher noch brauchen werde, denn der Anfall werde sich wiederholen, zudem werde er einige Tage an der Wärme bleiben müssen. Daheim könnte er doch Audienz geben und Mittel verschreiben, seiner Pflicht obliegen, an einem fremden Orte würde ihn die Angst fast

versprengen, und die Leute wüßten gar nicht, was es auch ihm gegeben hätte.

Jakobli hätte ihn sehr gerne nach seinem Hause gebracht oder ins Pfarrhaus. Was die luegen würden, wenn er mit dem Doktor daherkäme in diesem Wetter, und was sie erst sagen, wenn sie vernehmen würden, wie er ihn gefunden, sie vergäßten das ihr Lebtag nicht! Indessen ergab er sich doch dem Willen des Doktors, der allerdings seinen guten Grund hatte, und fuhr so rasch als möglich dem bezeichneten Orte zu. Das Schneien hatte aufgehört, dunkle Wolken zogen über den Himmel, im Westen zerriß die dunkle Wolkenwand, aus der Spalte blickte die Sonne noch einmal über die Erde, ehe sie zur Ruhe ging.

„Hört, Jowäger," sagte der Doktor, sich zusammennehmend, „etwas muß ich Euch noch sagen, wenn wir etwa nicht mehr zusammenkommen sollten." „E Herr Jesis, Herr Dokter, das wey mr öppe nit denke," antwortete Jakobli. „Diesmal glaub ich auch noch nicht, daß es so weit sei," sagte der Doktor, „aber man kann nie wissen, und am wöhlsten ist man, es mag gehen, was will, wenn man alles abgetan hat. Darum loset: Eues Fraueli ist nit zweg, es manglet dazu luegen, sonst könnts fehle." „E aber nein, Herr Dokter, was Ihr nicht saget; du mein Gott, wott mys Meyeli sterbe? E aber nei!" jammerte Jakobli und hörte längs Stück nicht, was der Doktor sagte; er tat, als ob er schon zum Tischmacher müßte von wegen dem Totenbaum.

„Schwyget und loset!" sagte der Doktor, „so gefährlich ist es nicht, wenn Ihr dazu seht, aber es ist Zeit." „O Herr Dokter, machet, was möglich, gebt, was gut ist, kosts, was well!" „Da kann ich nicht viel machen," antwortete der Doktor, „Ihr müßt selbst der Doktor sein, Ruh und Speis sind die Hauptsache." „Mein Gott," sagte Jakobli, „von beiden hat es, soviel es will, und was es will, es heißt niemand es etwas machen, alles ist unter seinen Händen, und kei Mönsch fragt, was es bruch, oder was es nit brucht. Nei wäger, Herr Dokter, öppe wüst sy mir gege Meyeli nit, es heys

ja alli lieb, u ke Mönsch lat ihms etgelte, wie me öppe schier glaube möcht, daß es es arms Meitschi gsi ist."

„Ich weiß es," sagte der Doktor, „aber es vergißt es nicht, und das ist das Schönste an ihm. Eben deswegen tut es mehr, als gut ist, und braucht nicht, was es sollte, und an allen Orten sollte es sein, weil man es an allen Orten gern sieht, wo man bei bösen Grännen froh ist, wenn sie abseits liegen und es niemand in Sinn kommen wird, sie zu wecken oder zu rufen. Seht, Jowäger, es gibt Rosse, die man hinterebinden, andere, welche man jagen muß; mit den Weibern ists fast ebenso, und darum sollte der Mann immer den Verstand haben, zu sehen, wo das eine oder das andere nötig ist."

Es brauchte die ganze Kraft des Doktors, seine Rede den Schmerzen abzugewinnen, und in recht elendem Zustande lieferte Jakobli ihn bei dem Hause des Freundes ab, erbot sich aber, ihn vollends heimzuführen, er wolle gerne bei ihm bleiben, bis er wüßte, daß es gebessert und er es daheim sagen könnte. Das wurde nun nicht angenommen; starker Kamillentee, Hoffmannstropfen darein, milderten die Schmerzen, daß er das Fahren wieder ertragen mochte, und bald befand er sich in dem so sehr ersehnten Bette, aber auch in den Händen seines Käthi.

Diese alte Hauskatze war nicht ohne Verstand und seit Jahren in einem Doktorhaus, es hatte es daher fast wie eine Doktorsfrau auf dem Lande. So eine Frau Doktere, wenn sie nicht ganz aus der Art schlägt, wird nicht nur mit dem Manne eins, sondern auch mit dem Doktor, das heißt, sie wird ebenfalls ein Doktor, wenigstens ein halber. So eine Frau ist redselig von Eva her, welche, wie bekanntlich, es ebenfalls war, ja, als der Mann nicht Zeit hatte oder sein Mittagsschläfchen hielt, selbst mit einer Schlange zu plaudern begann, weil sonst niemand Vernünftiges im Paradiese war. Kömmt der Mann heim, so muß er brichten, wo er gewesen, wie er es angetroffen, was er von dem Zustand der Patienten halte. Der Mann, dem allerdings seine Frau die beste Gesellschafterin sein soll, gibt anfänglich schlechten Bericht und meint, so was inter=

essiere eine Frau nicht; aber es ändert sich, er tritt immer mehr ein, sagt auch, welche Mittel ihm gefehlt, und was er Neues probieren wolle. Am folgenden Abend ist dann die Frau gwunderig, wie das neue Mittel angeschlagen, mag fast nicht warten, bis er heimkömmt, und kaum hat sie ihm was vorgesetzt zu essen oder zu trinken, so fragt sie: „Und, wie hest se gfunde?"

Am Morgen sitzt sie, wenn sie die Haushaltung gemacht hat, zuweilen in der Apotheke, sieht, mit welchen Guttern und Schachteln der Mann hantiert, hört, wie er die Leute fragt, was er für Schlüsse zieht, muß oft etwas kochen oder stoßen oder stoßen lassen, ihm Brechpulver rüsten, wenn er es selbst nicht erleiden mag, und wenn er fortgeht, so sagt er manchmal: „Sieh, Fraueli, wenn die und die kommen, so gibst ihnen aus der Guttere dreißig Tropfen, aus der fünfzig, und tust aus dem Hafen so angfähr vier von diesen Löfflene. Aber nicht ghufet, ghörst, drzu schüttisch gut u heuschist de vierehalb Batze!"

„Aber säg, los," sagt die ersten Male die Frau, „wolltest du es nicht noch selbst rüsten, es macht mr grusam angst, ih chönnt mi vrschieße." „Abah," sagte der Mann, „das wär öppe gspässig, wenn du das vergessen solltest! Lue, rüste kann ich das nicht, wenn die nicht kommen, und eh weder nicht sy die Dolder Gnürzine wieder zum ene angere, u de chann ih das niemere gä, u meh as zwee oder drei Tag blybts nit gut, u de wäre o wieder vier Batze dm Vaterland zu, un üsi Praxis ma das nit erlyde."

Später macht die Frau natürlich keine Komplimente mehr, ds Konträri, sie sagt dem Manne: „Du, säg mr doch angfähr, was ih öppe gä soll, wenn Lüt chömme; es ist gar es gnietigs (langweiliges) Dabeisein, wenn sie so lange warten müssen." Denn es ist die Frau Doktorin, die in Abwesenheit ihres Mannes Bescheid abnehmen, mit den Leuten reden muß. Nun müßte sie wirklich ein Stock oder, um es höflich zu sagen, ein Stöcklein sein, was aber bekanntlich Frau Doktorinnen nie sind, wenn sie aus den traulichen täglichen Vorlesungen ihres Mannes nicht soviel profi-

tieren würde, um die Leute vernünftig abfragen zu können, was und wo es ihnen fehle, nicht zu wissen, was jeden Augenblick die herrschende Krankheitsrichtung sei, und aus welchen Guttern der Mann die heilenden Stoffe nehme und angfähr wie viel. Weiß sie das einmal, so versucht sie hie und da einen schrecklich Pressierenden oder einen gar Langweiligen oder einen, der eben gekommen, wenn sie was Apartes auf dem Feuer hat, zu spedieren; das gerät ihr Tüfels gut, und — der Doktor in ihr ist fertig! Ja, sie versucht einmal aus Tüfelsüchtigi einen Zahn auszuziehen, der geht wie Ketzer, die Frau kriegt Kouragi wie ein preußischer Husar, sie nimmt sie fortan dutzendweise wie Schnupf, und alle Welt sagt, sie könne es hundertmal besser als ihre Ma, der müsse neue so schnupe, daß es eim fry angst mach.

Kurz, das geht gar kurios mit dieser Sache. So anfangs, wenn so ein ufgsetztes und ufgsüferets Meitschi einen Doktor (auf dem Lande versteht sich, in der Stadt hat jedes Ding eine andere Nase) heiratet, so machts ein Grännimüli und sagt, mit dem Ding wolle es nichts zu tun haben, mit der Sache solle man es rühig lassen. Nun aber ist keine rechte Frau auf Erden, welche mit dem Ding und der Sache, welcher der Mann obliegt, und von welcher her ihm Geld, Name und, wenn ihr wollt, Seligkeit kommen sollen, in die Länge nichts zu tun wird haben wollen, sie muß Interesse daran nehmen, davon angezogen werden, sie mag wollen oder nicht, sei nun ihr Mann, was er wolle, Doktor oder Färber, Pfarrer oder Bauer. Sie wird Interesse daran nehmen und Freude haben, wenn sie dem Mann helfen kann, und sich geehrt fühlen, wenn er mit ihr von seiner Sache redet, etwas davon, sei es viel oder wenig, ihr anvertraut.

Wohlverstanden, ich rede hier von rechten Frauen und nicht von Schlärplene, welche für nichts Sinn haben als für das, was zum Mund ein- und ausgeht, und für nichts Verstand als für das, was sie um den Leib legen und in die Haare tun, und allfällig noch für ein Fahri, eine Schlitteten, ein Musikfest oder einen Schießet.

So geht es auch den Frau Doktorinnen; sie gewinnen allmälig Interesse an der Sache, sie vernehmen nebenbei noch mancherlei, was der Doktor nicht vernimmt, und nicht bloß so Sachen für die bloße Gwundernase, sondern Sachen, die dem Doktor kommod und wichtig sind. „Säg, los,“ hat schon manche Frau Doktorin zu ihrem Manne gesagt, „nimm dich dann in acht und glaube denen nicht alles; es könnte ganz was anderes sein, dämpf se emel nit, es chönnt just fehle!“

Wenn sie das rechte Maß im Einmischen halten und der Mann der rechte ist, Hand obzuhalten, so werden sie nicht nur des Mannes beste Gehülfinnen, sondern seine notwendigen Gehülfinnen bei starker Praxis, namentlich im Bergland. Apart einen Gehülfen zu bezahlen, vermag er nicht, dazu ist der Landarzt zu karg bezahlt; muß er aber alles selbst besorgen und zwar treulich, so tötet er sich. Tut er es nicht treulich, so tötet er andere oder jagt sie den Pfuschern in die Hände, die zehnmal gefährlicher sind als eine vernünftige Doktorsfrau unter des Mannes Augen und in den täglich kontrollierten Schranken. Tut der Staat etwas für diesen Stand und nicht bloß für Schreiber und Militär, so ließe sich die Sache anders machen; sonst aber sind die rechten Doktorsfrauen nicht bloß notwendige übel, sondern wirklich Dienerinnen der Menschheit und oft noch sehr liebenswürdige, versteht sich, die nicht, welche dem Mann alles vertrinken und seine Abwesenheiten zu allen möglichen Seitensprüngen benützen.

Nun war Käthi freilich keine Doktorsfrau, hatte aber doch in seiner dreißigjährigen Praxis vieles losgekriegt, und was der Doktor wollte, konnte es ihm holen, und, welche Abwart er nötig hatte, das wußte es. Es wärmte, feuerte, kochte, daß Funken aus dem Kamin fuhren wie in einer Schmiede. Dazu aber heulte es, wie kein Schloßhund es imstande wäre, und zwischen das Heulen hinein, gleichsam Hagelsteine in einem Platzregen, schmiß es seine Vorwürfe. Es hätte es längst gewußt, daß es so kommen müßte, wenn man keinen Verstand brauchen wolle. Hundertmal habe es

es gesagt, aber so einer Magd glaube man nicht, so eine könne lange reden und hätte doch manchmal mehr Verstand am kleinen Finger als ein Doktor am ganzen Gring. Einem Kind hätte es zSinn müsse cho, daß es z'töte gang, we me Tag u Nacht im Dreck umestampf, i de nasse Schuhe blyb u nüt Warms i Lyb nähm. U de, für wen? Für Lüt, für Lümmle, für grobs Pack, wo meine, e Dokter un e Hung syge Gschwisterti, wo nit emal Dankeigist säge, wo mängist hundert nit uf ene Krüzer gange. U de e sellige Herr, son e gute u son e glehrte, wies uf dr Welt kene meh gäb, weder daß er ke Vrstang hey, wos so gut chönnt ha, wo dLüt ihm zHus u zHeim kämte, gang de u töt si wege selligem Züg, wo ke Hahne drnah krähte, wo ume alles froh wär, wenn einist e Luft über is chäm wie der Winter über dFleuge. So gebe es keine meh uf dr Welt, wenn dä sterb! Siebe Jahr lang heyg es ne im Wägeli zoge, u kes Brösmeli heyg er welle esse, wenn es ihms nit gä heyg, u jetz mach er ihms so, gäb was es säg. Aber er erfahre es jetzt, und jetzt wisse er es: „Selber ta, selber ha," un es gschächt ihm recht, wes ihm ume nicht so wehtät und er öppe gar dra sterb.

So begehrte es ununterbrochen auf während treulicher Abwart Tag und Nacht und wirklich unter Heulen und Zähneklappern. Doch gnädig waren alle diese Worte noch gegen die, welche diejenigen hörten, die zum Doktor wollten oder nach seinem Befinden fragten. Wir wollen sie nicht wiederholen, es braucht kein Käthi, ein Exempel daran zu nehmen, wie man den Leuten aus dem ff wüst sagen kann. Und doch verjagte es damit die Leute nicht; die Nachricht, daß der Doktor so übel erkranket sei, daß man ihn halbtot heimgebracht, erregte allgemeine Teilnahme, und, je wüster Käthi tat, dest ängster ward den Leuten, dest dringlicher frugen sie nach dessen Befinden.

* * *

Neunzehntes Kapitel.

Wie Jakobli wichtig wird und Meyeli gerührt.

Ängstlich hatten sie zu Gutmütigen Jakoblis geharrt. Schon als es zu schneien begann, munkelte eins hier, eins dort, wenn er nur dessen sich acht, bald gfergget sei, zeitlich sich auf den Weg mache, sonst gebe das eine strube Fuhr, und es wüß kei Mönsch, wenn er heichömm, und ob er dr Weg fing. Wenns so schney, su werd alles wyß, u dr Abgfymtist wüß nimme, wo dr Weg duregang. Schon früh stand Hansli hinten beim Brunnen, Sami drehte mit dem Miste, Meyeli putzte den leeren Säustall aus, und Mädi sagte, sie könnten lange luegen, der käme noch nicht, und es wisse kein Mensch, wie es ihm gehe. Es hätte gehört, wenn es so schney, so gäbs Wölf, u die fresse es ganzes Fuhrwerk mit allem, was druf u dra syg, un es gäbt ne minger z'tüe as am e King e Lebkuche. Aber es geschehe ihnen recht, a dem Jüdle u Händele u Rütere hätten sie z'große Freud gha, es heygs nadisch geng däicht, es ghey ne neuis uf dNase; wes ume nit das uschuldig Bübli breychti, de angere möchts es ume gönne.

Der Schnee häufte sich; die Sonne hatte nur einen Augenblick geschienen, zu zeigen, wie schwarz und wild das Gewölke sei, der Sturm begann von neuem, trieb den Schnee ums ganze Haus herum, in alle Gemächer hinein, hinter doppelten Fenstern flackerte das Licht. Es war ein ängstlich Warten, Sami versuchte, den Brunnenstock zu einer Art Leuchtturm zu machen, und hing die Laterne daran; aber erst füllte sie der Wind mit Schnee, dann warf er sie so herum, daß Sami sie retten mußte. Selbst Anne Bäbi nahm größern Teil an der Sache als bisher und meinte, wenn der nicht wiederkomme, so nehme es ihn doch wunder, ob es ihn auch solle getötet haben. Endlich, endlich hörte man ein Glöcklein, einen Geiselknall, in der weißen Masse erschien ein dunkler Punkt. „Es ist ne!" sagte Sami.

Es ist ein heikles Ding um das Wort, mit welchem man einen spät Kommenden empfängt. Sagt man nichts, so ists gefehlt, und gäb wie leicht etwas, so ists wieder gefehlt. „Du bist spät, scho lang hey mr blanget; mr hey jetz de i ds Bett welle, hets dr öppis gä? Mr hey afe Kummer gha,“ und noch viele andere Redensarten dieser Art können in Stimmungen darnach empfindliche Stiche sein oder gar brennende Lunten in ein Pulverfaß.

„E du arme Hudi, chumm gschwing, gschwing a dWärmi! Gäll, Sami, du luegst zum Roß, u de chumm de, mr wey de esse. Wart, gib dr Kaputt u dr Hut, ih will di e wenig abstäube; wie de doch drygsehst, es rechts Schneemannli! Aber Gottlob, daß de da bist, mr hey afe Kummer gha, bi selligem Wetter wärs ke Kunst, si z'vrirre oder sust unglücklich z'werde,“ so empfing Meyeli seinen Jakobli. „Es weiß auch kein Mensch, wie es mir ergangen wäre,“ erzählte Jakobli, „wenn dMähre nit meh Vrstang gha hätt als ih. Scho lang han ih ke Weg meh gwüßt u hell nit gwüßt, won ih bi, u ke Mönsch chönne atreffe, für zfrage. U dMähre ist geng ihre Weg furtgange unbsinnet, und wenns mi scho duecht het, ih sött a re reise hüst oder hott, si het si desse weni gachtet u het ihre Weg furtgmacht. Da, wos du gut gange ist, i ke Grabe u über kes Port us, han ih denkt, ih well se la mache, an es Ort werde mr wohl cho, eh mr us dr Welt use syge, un si hets breycht. Aber zmitts i üsem Dorf sy mr gsi, ih ha no geng nit chönne wüsse, wo mr sy, u lang nit chönne glaube, daß mr daheim seye.“

„Das duecht mi nüt angers,“ sagte Mädi, es hätte scho lang gwüßt, daß son e Mähre meh Vrstang heyg als mänge, wo mein, was er syg, ja, es gäb mänge Gmeinrat, wo me nit sövli Vrstang fing als i ihrer Mähre Gring. „Won ih no z'bifehle gha ha u du mi no z'förchte gha hest, wärist sövli spät nit heycho,“ sagte Anne Bäbi, „aber son es jungs Fraueli, wo geng alles mit dr Liebi mache will, ästimiert me i Gottsname nüt; es wird ihm o no angers cho vor em letzte Burdlefmärit.“ „Mutter,“ sagte Jakobli, „balget

nit, aber es wär mr allbets gange wie hüt, wenn mr ds glyche bigegnet wär, denket auch!"

Nun erzählte er, wie er den Doktor angetroffen, wie er mit ihm gefahren, wo er ihn abgestellt, und in welchem Zustand er gewesen sei. Das beelendete alle sehr, selbst Anne Bäbi sagte, um den wäre es schade, wenns schon e Herr syg u no e Dokter. Der hätts greut, es wüßt eine, um den wäre es ihm gleich gewesen, aber sellig breychs nie, geng die, wos am meiste schad syg drum. Das syg ihm afe e Ornig! „Aber daß es sich grad so het müsse breyche, daß du dazugekommen bist u ke angere, das duecht mi afe!" Das war doch der Grundtext jeder Rede und jedes Gedankenganges, das war etwas für das ganze Haus, etwas, das auf Kind und Kindeskinder übergehen mußte, der Großätti heyg einist im Schnee e Dokter funge, und wenn er nit gsi wär, er wär gwüß vrlore gange, er syg scho ganz ygschneyt gsi, ume wenig vom ene Schuh heyg me no gseh, u dr Großätti heygs doch gseh, wenn er scho ume eys Aug gha heyg.

Und es war niemand im Hause, der sich nicht an dem Gedanken erlabte, wenn er das nächstemal zKilche oder zMärit gehe, so würden die Leute einander müpfen und sagen: „Luegit, luegit, das ist o eys vo dene, wo dr Dokter us em Schnee zoge hey, ihre Bub nämlig, und wenn dä nit gsi wär, so wär er nimme;" und de werde me müsse Bricht gä Punktum, wie alles gange syg. Was der Dokter ihm wegen Meyeli gesagt, das mischte er nicht in die allgemeine Erzählung, er hatte unterwegs gedacht, die Mutter und Mädi könnten das an Meyeli zürnen und meinen, es hätte ihnen den Lärm gemacht, sie seien wüst gegen ihns, und wenn sie einmal etwas in den Köpfen hätten, so sei es drin, und alles Versprechen helfe nichts mehr. Auch sei es nicht nötig, daß sie es wüßten; wenn Meyeli besser zu sich sehe, so hätten sie ja sicher nichts darwider.

„Aber denk ume auch," hatte er schon am Abend, als er aus Dankbarkeit der Mähre noch ein Stück Brot brachte, das sie grusam gern nahm, im Stall dem Sami gesagt, „denk ume o, wie dr Doktor eine ist! Wo er am übliste zweg gsi ist u si gha het, daß es mr übel

angst worde ist un am ene angere dGidanke vrgange wäre, het er no a üs gsinnet und mr öppis gseit, er het fast nit chönne rede u geng müsse absetze, aber nit tausend Pfund nähm ih, daß ers nit gseit hätt, Herr Jeses, wie übel hätts chönne gah! Denk, er het gseit, Meyeli syg übel zweg u syg dr Uszehrig zuche a, u we me nit lueg, su sygs fertig."

„Das wär mr!" sagte Sami, „de wäre mr wieder schön zweg; da muß gluegt sy enangerenah. Aber lätz ists u blybts geng, daß, wenn doch öppere sterbe muß us eme Hus, me nüt drzu z'säge het u nit cha dargä, wem ein am mingste reuti. Aber üse Herrgott het dGwalt u brucht se; u wer anäh cha, nimmt nie ds Schlechtiste, sondern ds Kunträri. Het er o gseit, was me mache soll?" „Nüt aparti weder Sorg ha u borge mit Spys u Schaffe u Ruh ha soviel mügli, so werds schu gut cho." „Wes ume das ist," sagte Sami, „su wey mr scho luege u Mädi, die Täsche, nachechlepfe. Das hets grad wie die nütnutzige, fule Roß: subald das merkt, daß öpper anger zieht, su lyt es hingere u lat si wohl sy u hät Freud, si z'mäste. Es meint, je feister es werd, dest hübscher sygs, u hätt Mut, dy Frau usezsteche; es düderlet scho jetzt allbeeinisch, so wege dr Hübschi heyg ihm de im Hus bal niemere nüt meh fürzha. Aber selb ist wahr, dä muß sy Sach gut i de Gidanke ha, un a de Lüte muß ihm o öppis glege sy, nit ume am Geld und öppe am ene gute Schoppe. Drum hey dLüt o dr Glaube an e, u we si all so wäre, su chönnt me se o dest meh ästimiere."

Sobald Jakobli mit Meyeli alleine war, berührte er das gleiche Thema, aber er begann es mit einem andern Ton. Er ward wehmütig und sagte: „Ich hätte doch geglaubt, ich wäre dir lieber als so, und du hättest größeres Zutrauen zu mir." „E aber Mannli, was chunnt dir zSinn," sagte Meyeli, „und was hest für e Floh hinterm Ohr? Weißt du denn nicht, daß du mir alle Tage lieber bist unds mi alli Tag meh glustet, di z'fresse vor luter Liebi? Was ist, was hest, wer het dr öppis Dumms gstürmt?" „Dr Dokter," sagte Jakobli. Da ward Meyeli rot. Es hatte es so ungern gehabt,

daß der Dokter jüngst so lange alleine bei ihm war; es wußte, wie die Leute sind, und meinte, Jakobli hätte etwas vernommen und sei eifersüchtig, und antwortete: „Dr Dokter wird öppe wenig gha ha über mi z'säge, u wenn er scho dagsi ist, su hey mr öppe nüt Bös mitenangere gredt, un öppis wird er dr o nit gloge ha, sövli übel zweg, als er gsi ist." „Ich wollte, er hätte gelogen," sagte Jakobli, „es het mi öppe gmüht genug, und doch gebte ich nicht tausend Pfund, daß ers nicht gesagt, so weiß man doch, woran man mit dir ist, du wüsti Frau." „Hör," sagte Meyeli, „red use u martere mi nit! Öppis Schlechts han ih nit gmacht, un öppis Schlechts het dr Dokter nit vo mr gseit." „Nein, Schlechts nicht," sagte Jakobli, „aber ists nit wüst von dir, sövli lieb, daß wir dich haben, und wo du ja Meister bist über alles, daß du tust, als gönne man dir nichts, daß du mehr arbeitest, als du magst, und nicht issest, was dir gut ist, wo du doch über alles chast u ke Mönsch dir nahgugget?"

„Wer sagt das? Han ih am e Mönsch gklagt, han ih mit emene Wörtli euch vrbrüllet? Das wäre ja schlechts vo mir!" „Nein," sagte Jakobli, „gklagt aparti hest niemere, aber eben das ist wüst von dir. Hättischs gseit, wies dr wär, ume e Düt ta, su hätt me zu dr gluegt wie zum ene klyne King; we d mr sturbist, ih hätt ke fröhligi Stung meh, u wies mr wär, weiß Gott, u dr Ätti gstiengs o nit us, es wär ja, wie we ke Sunne meh wurd schyne, u das chast du doch wohl gseh, u de geyhst is das ga mache!" „Aber wer geyht dir selligs go säge, won ih mit kem Mönsch öppis dä Wäg gredt ha?" „Hest nit ghört, dr Dokter het mrs gseit." „Was het er dr gseit? Bricht mrs recht!" Jakobli sagte: „Meyeli, wir wollen nicht höhn werden. Wenn man höhn wird, man kann einander nichts auslegen, sowenig als eine verhürschete Strange abwinden."

Nun erzählte Jakobli treulich, was der Doktor in seinen Schmerzen gesagt, und wie er ihn widerlegt, und wie der Doktor es ausgelegt, wie das komme, und wie er es doch fast nicht habe glauben können, weil es ja alles in Händen habe und es jedem ansehen könne, wie

lieb man es habe und ihm alles gönne je mehr, dest lieber. Ganz verblüfft hörte Meyeli dem Bericht zu, und als am Ende Jakobli fragte: „Oder ists nit so?", so wußte es nichts zu sagen als: „Aber, aber, woher weiß er denn das? Oh, keim Mönsch han ih das gseit, nit emal am liebe Gott. Ja, ih has nit emal selber recht denkt, es ist mr nume mengist eso gsi, mi sött mr das oder äys agseh, das oder äys mi heiße, es sött neuere zSinn cho; aber es ist mr nume so gsi, däycht han ihs nit emal, es ist plötzlig vrbygsi, aber gseit han ihs niemere, woher weiß er de das?"

„Ja," sagte Jakobli, „son e Dokter chunnt wyt umenangere, u gar mengs u mengi Hushaltig chunnt ihm vor dAuge, und vo eyre chann er öppis vo de angere abnäh, u wenn er ja am Uswendige soll die inwendige Krankheite abnäh, kann er nit o grad öppis vo de Gidanke merke, wo bir Krankheit sy? Das ist mengist fast ganz ds glyche. Aber säg du mr jetz, hest du üs nüt lieb, daß du is selligs witt ga anemache? Däich doch o, das wär ja no viel grüsliger, als was es dr Mutter fast gar gä hätt." „Vrzyh mrs!" sagte Meyeli, „ih ha nit däicht, daß es sövli bös chönnt usecho, u sövli gfährlig ists notti doch o nit; ih müßts doch o gspüre, u Dihr hättet mrs doch de o müsse agseh und hättet doch de wohl öppe es Wörtli gseit, u de wär ja de scho alles gut gsi."

Nun erhob sich ein sehr bedeutsames Gespräch über das Ansehen und Selbstsagen, über das Heißen und Selbstnehmen, inwiefern man das eine könne, das andere tun müsse, und sie handelten dieses Kapitel gründlich ab. Es ist aber auch eins der bedeutsamsten in einer Haushaltung, in einer Ehe besonders; denn dieses Ansehen und Selbstsagen ist selten im Gleichgewicht und recht vermittelt, nur zu oft wird gerade dieser Punkt zum Barometer der Liebe oder der Macht gemacht, Peinigungen aller Art entstehen, ein Gram, ein Groll wächst auf, der so schwer zu vertilgen ist als ein schwammicht Gefäß, das seine Wurzeln im ganzen Hautgeflecht verzweigt hat. Verstocktes Nichtsagen, übertriebene Anforderungen des Ansehens und wiederum rohe Rücksichtslosigkeit, ein starres Blindsein

gegen die Zustände anderer zerstören Leben und Glück sooft als die greulichsten Laster.

Da das Papier uns zu fehlen anfängt, so können wir nicht die ganze Erörterung hersetzen, wir wollen bloß das Resultat derselben zu Nutz und Frommen vieler notieren. Dieses Resultat war, daß keine Regel festzusetzen sei, daß da Liebe und Klugheit vermitteln müssen. Es gibt Augen, denen die Wahrnehmungsgabe fehlt, denen ist nichts zuzumuten, es gibt Umstände im Leben, Berufs- und andere Angelegenheiten, die alle Aufmerksamkeit an sich ziehen; da kann man oft nicht sehen, was zunächst vor Augen liegt, es ist einem auch nicht zuzumuten. Was jedem fehlt, das fühlt er selbst zuerst und am besten, warum es nicht sagen? Nur kein Mißtrauen gehabt, nur nicht alle Tage neue Liebesproben erdacht, jedenfalls soll immer der Grundsatz gelten, daß, was einer für sich fordert, er auch dem andern zu leisten willig und bereit sein soll; denn da ist weder der Mann vornehmer noch die Frau, noch hat das eine oder das andere größere Pflichten in dieser Beziehung.

Da mußte Jakobli im Fehler sich erkennen, daß er gewohnt sei, sich am Gesichte alles absehen zu lassen, und andern nichts ansehe, während Meyeli das Hinterste errate. Es sei ein Unglück, sagte Jakobli, so hätte man ihn gewöhnt von Jugend auf. Sie hätten noch beifügen können, aber eben Ursache hatten sie nicht, daß, wenn Mann und Frau in diesem Punkte sich auch verständigt hätten und begriffen, gar oft Kinder, weichmütige Töchter das Leben schwer machen, ja manchmal vierschrötige Köchinnen, denen man alles ansehen soll acht Tage vorher, wenn sie einen nicht verbrüllen sollen, bei denen aber man denn doch immer fehlt; frägt man sie nach ihrer Gesundheit, so fehlt man, man treibt nur das Gespött mit ihnen, begreift ihre zarte Organisation nicht; frägt man nicht, so fehlt man, man meint, sie seien nur so gleichsam eichene Brunnenstöcke, und ihrer Gattig Leute hätten weder Nerven noch sonst was Zartes im Leibe. Sami war eine kerngesunde Natur, die nicht wußte, was Vapeurs waren, und Mädi hatte andern Stoff zu kifeln

und war so in die Hausübung eingeurbet, daß, wenn zur Seltene ihm etwas fehlte, es keine Umstände machte.

Nachdem Jakobli und Meyeli in freundlichen Gesprächen die Sache erörterten, doch in ganz andern Formeln, als oben die Resultate ausgedrückt sind, kamen sie beide zur Verwunderung zurück über den Doktor, der in solchem Zustande zwischen Leben und Tod, wie Jakobli sagte, Sinn gehabt und Gedanken für andere Menschen und ihre Umstände schärfer bezeichnet, als sie ihnen selbst bewußt waren. An solchen sollte man Exempel nehmen, sagte Jakobli; „da kann man sehen, wenn einer so recht mit dem Herz bei seiner Sache ist, so ist sie ihm immer z'vorderist, un er vergißt alles andere darob, u nit ume öppe dFlause, sondere sy eige Lyb u Lebe."

Meyeli sagte nicht viel dazu, aber eigen bewegte es der Gedanke, daß der Doktor seine innersten Gedanken erraten, daß er in solchen Umständen an ihns gesinnet, sein Fürsprech und Mittler geworden. Es möchte ihn doch noch einmal sehen und ihm danken, sagte es, wenn es schon schier nicht dürfe. Wenn er sterben sollte, ohne daß es ihn sehe, es könnte sich nicht trösten, er müß doch o wüsse, daß me selligs epfingi, und daß me nit öppe ganz hert ums Herz syg, wil me e Kittel aheyg. Die ganze Nacht träumte es schwer, sah den Jakobli im Schnee und den Doktor auf dem Stein; bald sollte es das Wägelein ziehen und vermochte es nicht, bald starb der Doktor, bald Jakobli, bald lag es selbst im Bette, und der Doktor kam und sagte: „Traueli, schone müßt Ihr Euch, es wär schad um Ech, Ruh ha u mit dr Spys nachehelfe, u warum nit, es gönnt Echs ja alles un ist alle ds rechte." Dann ward der Doktor schneeweiß, er krümmte sich zusammen, und laut auf schrie Meyeli, daß Jakobli frug: „Herr Jemer, was hest?"

Am Morgen war das erste die Frage, wie es wohl dem Doktor gehe. Sie wurden rätig, es solle jemand ins Pfarrhaus gehen. Hätte es ihm böset, so werde man dorthin wohl Bescheid gemacht haben, und sei das nicht, so seien sie doch sicher froh, zu vernehmen, was es gegeben, um nachfragen lassen zu können. Darüber ward

man bald einig; aber wer gehen sollte, das stellte lange den Rat. Es kamen alle in Vorschlag, und jegliches hatte gute Gründe, nicht zu gehen. Am wüstesten tat Mädi. Wenns öppe zMärit gang oder süst öppis uszryte syg, da sinn niemere a Mädi, aber wenn de e Dreck usztrappe syg, i ds Herrehus z'gah oder süst neuis Uflat, da sött de Mädi vora, da wärs de gut gnue. Es könne nicht reden, daß man es dort verstehe, und si la uszlache begehr es nit, u ds Pfarrers Tochter syg ihm de zun e Usführischi (Satirische, Spottfertige). Meyeli machte die meisten Stimmen und wehrte sich am wenigsten hert; es mußte sich zweg und auf den Weg machen

* * *

Zwanzigstes Kapitel.

Vom Rumor in einem Pfarrhause, und wie ein Mädchen einem Vikar predigt.

Der Sturm war vorüber, die Sonne schien wieder, der Schnee lag hoch und fest, und mit gewaltigen weißen Perücken waren die Bäume bedeckt, die weiße Winterkappe hatten sie sich über die Ohren gezogen und bis tief in die Augen hinein. Noch war nicht allenthalben Bahn, hier und da sah man nur einzelne Tritte; die Menschen hoben daher die Füße, wie der Storch es tut, wenn er auf dem Großen Moos spaziert, oder ein Ratsherr, wenn er zum ersten Male aufs Rathaus geht. Meyeli konnte nicht den Fußweg ab, dort war noch niemand gegangen, es mußte durchs Dorf, und als die Leute es gegen das Pfarrhaus gehen sahen ohne Säckli, ohne Körbli, worin eine Züpfe oder Metzgete verborgen sein konnte, nahm es sie grusam wunder, was es wolle. So zur Unzeit, für nüt und wieder nüt werd es gwüß nicht scho am Morge so zytlig da sein, und mehr als eine Frau scheute den Schnee nicht zwischen ihrem Haus und dem Nachbarhaus, tunkte kühn ihren Unterteil hinein wie eine Kastanie in gestoßene Nidel und drückte sich zur

Nachbarin hin und sagte: „Du, was hets ächt gä bi ds Jowägers? Denk, die Jungi ist scho zum Herr, u dä ist chum uf, u dr Vikari wird no liege.“

Die Gelehrten waren von verschiedener Meinung, die einen meinten, es hätte wieder etwas mit Anne Bäbi gegeben, man werde den Herrn rufen wollen, die andern meinten, die Junge werde Streit gehabt haben und jetzt dem Herrn klagen wollen. Ihre (ihr Mann) sei gestern spät heimgekommen und vielleicht trunkne, u da werds gegangen sein wie etwa an andern Orten auch. Aber wenn man allemal gehen und es dem Herrn klagen wollte, so hätte der kaum Ohrens genug. Aber so gehe es, wenn man mit dem Herrn zu bekannt werde, da meine man, wenn einen eine Laus gebissen, so müsse man hurtig springe unds ga kläfele (wiedersagen).

Glücklicherweise traf dicht vor dem Pfarrhause eine Frau auf Meyeli und fragte: „Was bringt dich so früh daher?“ Ganz ehrlich sagte es dieser den Grund, und wie diese weiterging, stand hier eine, dort eine und frug: „Du, was hets gseit, warum geyhts?“ Als die Leute hörten, warum, da sagten die meisten: „Es wär lätz, wenn dä dahingerblieb, er chönnt mi grusam reue, er ist wohlfel gsi u het dSach doch vrstange, u de ists ihm grusam draglege gsi. Und er het nit bigehrt, wies mänge angere tut, dLüt desumezzieh, für se um Geld z'bringe; wenn er Rustig gha het, won er gwüßt het, daß si hilft, su het er se ne o gönnt.“

Einige, und darunter namentlich Scherrer Joggis Sohn, der einige alte Guttern mit Träychern von seinem Vater geerbt hatte und daraus noch dokterte „dem Tüfel ebe,“ sagten, es geschehe ihm recht, warum heyg er welle besser sy as die angere. Aber sie hätten ihn wohl gemerkt, das sei der schlimmst Schelm vo alle gsi. Der hätte getan wie ein Narr, daß die Leute gemeint, er gebe nicht nur die Sache vergeben, sondern noch Geld dazu, und sei nachegfahre, ärger als e hungerigi Katz am ene Schnäfeli Fleisch oder dr Tüfel an ere arme Seel, daß man hätte meinen sollen, wie es ihm daran gelegen sei, ja, als ob er seinem Vater oder seiner Mutter nach=

fahre, die sich gehängt hätten im nächsten Tannenwald. Wenn er aber die Leute einmal gehabt hätte u dr Ruhm, er syg dr best, su hätt me de chönne luege, was das für e Uflat worde wär, der wüstist Hung vo alle. Es sött allne eso gah, wo afangs nit gnue chönne a dSach tue, u wo meine, si welle besser schyne als die angere. Dr Ätti selig, sagte Scherrer Joggis Sohn, hätte allbets gseit, un er syg e gstudierte Ma gsi, wies se öppe nimme dick gäb, wenn dHeustüffel scho im Heuet gumpe (springe), su gäbs e schlechte Emdet un e frühe Winter, un wenn son e Junge grad wott dr Däche sy obea u tut, as wenns no keyne so gä hätt, su zell me ume druf, dä duret nit lang, entweder geyht er ab, oder er wird zletscht eso uwert, daß ne ke Hung meh a—.

Ins Pfarrhaus brachte Meyelis Nachricht, welche es mit aller Sorgfalt vorbrachte und nicht etwa fragte: „Erschrecket nit, aber ih ha welle cho frage, ob dr nüt vrno heyget, ob dr Dokter gstorbe syg oder nit?", große Aufregung. Der Pfarrer sagte: „Richtig, es geht ihm wie dem Bruder selig, sein Beruf tötet ihn, ich habe das schon lange gesagt, für so heiße Herzen ist er nicht." Sophie wurde blaß, drehte stumm sich ab erst zum Fenster und, als es das Weh nicht lautlos verwerchen konnte, zur Türe hinaus. Der Mama liefen die Tränen bachweise übers runde Gesicht, aber sie verlor keinen Augenblick ihre ruhige Klarheit. „Papa," sagte sie, „wir wollen sogleich hin, es wird wohl irgendwo ein Roß zu haben sein; wenn schon viel Schnee ist, so kann man den Schlitten nehmen, dr Luft het ghört, und mir chönne is gut ymache. Aber ga luege muß ih, und du kannst ihm de o öppis säge, viellicht lost er dr jetz und bigryft, wie ds meinst. Dä gut Vetter! Käthi wird scho zu ihm luege, es weiß, was me öppe macht, aber us dr Hut wird es ne sust sprenge mit sym Klage, und wie es mit de Lüte umgeyht. Viellicht wärs gut, wenn ih es paar Tag dert blieb, ih chas mit em Käthi gut, und wenn es öpper byn ihm lat, su bin ihs. Uf all Fäll will ih es Päckli mitnäh, öppis Nachtzüg und öppis dürrs Züg. Mir hey gar vortreffli bschnittni dürri Birli, dr Dokter, dä arm Rudi, het se geng

so vortreffli gfunde u mengist gseit, öppis Bessers für Krankni als die wüßt er nit.“ „Und ds Sophie?“ fragte der Pfarrer. „Das,“ sagte die Mama, „lassen wir daheim. Lue, mr wüsse nit, wie mrs atreffe, und du kennst ds Sophie, es muß geng zeige, wies ihm ist, es cha nit anders, und du weißt, wie dLüt sy und bsunders i dem Nest, wo er ist. Ih bigryfe gar nit, wie er geng dert sy ma. De ist no das, ds Käthi hasset ds Sophie, und sie zanggete gwüß um Rudis Bett, wie si mängist e Tüfel und e Engel um ene armi Seel zangge sölle. Nit, daß ih drmit säge well, ds einte oder ds andere syg e Tüfel oder syg e Engel.“

So lauteten der Mama alsbaldige Gedanken, welche auch sogleich in Ausführung gebracht wurden. Es wurde nach einem Pferde geschickt, und je nachdem man eins haben konnte, wollte man alsbald verreisen oder früher zu Mittag essen und dann gleich nachher. Papa ging, Sachen auf die Post zu rüsten. Meyeli rühmte noch den Doktor, wie gut er gegen sie gewesen sei, und wie er sich afe hätt möge gmühye, aber von dessen letzten Reden zu Jakobli sagte es nichts. Nachdem es noch den Gruß aufgetragen und gefragt, ob sie wohl dürften fragen lassen, wie es gehe, es nehme sie grusam wunger, nahm es sittigen Abschied. Es wolle die Frau Pfarrerin nicht aufhalten am Zwegmachen, aber wenn sie öppe kein Roß haben könnten, so stehe ihre Mähre zu Diensten, sie sei öppe nit die gleitigst meh, aber dest frömmer.

Auf dem Heimweg stand manche Frau ihm zweg, um nähern Bericht zu vernehmen vo wegem Dokter. Es hatte sich schon mehr als eine Erzählungsweise gebildet. Die einen wollten haben, Jakobli habe ihn erfroren gefunden, und auf dem Wägeli sei er ihm wieder zweggekommen, während die andern das Gegenteil behaupteten, er hätte ihn lebendig gefunden, und erst auf dem Wägeli sei er gestorben. Daß der Doktor noch gelebt, als Jakobli ihn verließ, und wöhler, als er ihn gefunden, war allen recht, aber Meyelis einfache Erzählung glaubten sie nicht recht. Daß so ein Herr Bauchweh kriege, daß er nicht mehr fürers möge, das hätten sie nie gehört;

sie wüßten auch nicht, wie so einer, der Spys heyg, wie er ume well, es auflesen wollte. Das müß öppis angers gsi sy, aber er werds nit ha welle säge oder heygs am Jakobli verbote z'säge, son e Herr syg gar schlimm u wüß geng e Usred, aber es müsse nüt z'mache sy, oder si welle ihm drübercho.

Sobald Meyeli fort war, suchte die gute Mutter ihre Tochter und fand sie in ihrem Stübchen, den Kopf ans Bett gedrückt und bitterlich weinend. „Sophie," sagte die Mama, „nimm dich zusammen, die Sache ist nicht so bös; wäre es schlimmer geworden, so hätten wir sicher schon Bericht erhalten, glaubs!" „Wenns besser worde wär, so hätte er es uns sagen lassen, damit wir nicht erschrecken; denn er hat doch wohl denken können, daß wir vernehmen würden, wie der Jowäger ihn gefunden, und weil er nichts hat sagen lassen, so kann er es nicht, ist vielleicht schon tot, glaubs!" so sagte Sophie.

„Sieh, Kind, das legt jeder aus nach seiner Angst oder seinem Glauben, und ich glaube nicht, daß so ein Kolikanfall gleich töte; dr Vetter hat sonst eine starke Natur und ist dem nicht unterworfe. Aber nimm dich zusammen und los, was ich dir zu sagen habe, wenn ich vielleicht diese Nacht nicht heimkomme. Vielleicht ists em Vetter eine Erliechterung, wenn ich bei ihm bleibe, und wenn Käthi öpper duldet, so duldets mi." „Aber Mama, ich bleibe nicht daheim, ich will mit, ich stehe es hier nicht aus, und niemand hält mich zurück, ih will gah, ih muß!"

Mit großer Mühe gelang es der Mutter, die Tochter eines Bessern zu berichten, ohne ein Machtwort des Vaters nötig zu haben; denn Sophie nannte Pflicht, wozu das Herz ihns trieb, und wo das Herz im Trieb ist, da hat die Mutter schweren Stand, die Tochter auf die Pflichten des Anstandes und der Klugheit zurückzuführen, ihr begreiflich zu machen, daß es Umstände gebe und Krankheiten, wo eben solche Erscheinungen, wie es beabsichtige, peinlich seien und gefährlich werden könnten. Sie sprach Sophie Mut ein, sagte ihm, so solle man bei einer bloßen Gefahr nicht machen, man könne sich

versündigen; wie es sich denn gebärden wollte, wenn das Unglück wirklich eintreten sollte!

Dann gab sie ihm ihre Aufträge: ds Mittag sei rangiert, sagte sie, und für zNacht solle es ein Sillerykőchli rüsten, der Papa hätte ihn gar gern, den Nachtrock solle es ihm auf den Ofen legen und dPantoffle vor seinen Fauteuil stellen, und wenn sie nicht heimkomme, so solle es dem Papa das Nachtzeug rüsten, das Nastuch unter das Hauptkissen tun, dieses wohl hinaufziehen, ein Ohrenkissen aus dem Bette tun, das andere schön glatt auf das Hauptkissen legen und die Federn im Volet hinunterschütteln zu der Fußete. Dann solle es den Papa fragen, ob es kommen solle, ihm das Licht zu löschen, und in acht solle es sich nehmen, ob er seine Tabatiere auf das Nachttischli gelegt, und wenn sie nicht dort sei, er vergesse sie manchmal, so solle es sie aus dem Rocke nehmen und hinlegen. Jetzt aber solle es hinaufgehen auf den Estrig und ein Körbchen beschnittene Gelbbirli aus dem Schnitztrog nehmen, von den letztjährigen, sie seien besser, linker Hand im dritten Untergschlacht, es wisse wohl. Vrirre söll es si nit, nebezuche syge Lederbire, die wäre öppe nit am beste.

Da die Nachricht kam, daß man in einer halben Stunde das Roß haben könne, so entstand eine lange nie erlebter Auflauf und Aufruhr im ruhigen Hause. Mamali mußte dem Papali Kleider füretue und beorderte Sophie ans gleiche Geschäft für sich. Beim Papa ging das geschliffen zu; ob die Auswahl nicht groß war oder der Sinn einig, bleibt dahingestellt, item, was Mamali füretat, zog Papali an sonder Bemerkung, geschweige Widerrede. Bei der Mama gings schon anders. „Diesen Rock willst du doch nicht anziehen, Mama?" sagte Sophie, immer noch die Augen abwischend, die ganz rot waren. „Ich habe ihn hervorgelegt, weil du es befohlen hast, aber es ist es rechts Uflätli, abgschosse u ganz us dr Mode; leg doch dä a, wo dr dr Papa vorfern oder no länger zum Neujahr gä het." „Aber was denkst, Sophie! Wenn ih es paar Tag dert blybe sött, su müßt

ih de no eine mitnäh, dä reuti mi de für all Tag, denk doch, häb o Vrstand!"

„Mama, wenn dr Papa Euch einen neuen Rock schenkt, so sollte er Euch gleich einen zweiten schenken, damit Ihr den ersten sparen könnt, und dFrag wär no, ob Ihr nicht noch einen dritten kauftet, um den zweiten zu sparen." „Aber Herr Jeses, Sophie, was bringst du mir da für eine Haube, die schönsti, won ih ha, wo de mr zum Namestag gmacht hest! Nei, Sophie, die lege ih nit a, denk doch, unter e Hut u no son es Ding drüber, ih vrgisse geng, wie me ne seit, es wurd die schöne Band ganz vrdrücke. Nei, bring mr die mit de gäle Lätsche, won ih fern a dr Visitaz agha ha, du weißt wohl, die, wo ds Papali gseit het, ih gfall ihm so wohl drin. Aber gang lue gschwind, ob de am Papali nit chönnist dGetere ytue, es dunkt mi, ih ghör ne berze. Ih will drwyle die Hube suche."

Sie waren noch nicht fertig, so kam schon der Bericht, das Pferd sei zweg; Sophie tribelierte, Mamali zappelte, Papali klagte, das sei ihm doch afange es Gjast, und er haß nüt meh als das, und auf eine Viertelstunde komme es jetzt nicht an, dr Christe chönn ja em Roß no e weneli Ryterkorn gä, wenn key Haber meh syg. Endlich war man fertig. Mäntel, Schlüpf, Bettflasche, Roßhaarfinke, kurz alles, alles bei der Hand; Christe spannete an, da sagte die Frau Pfarrerin: „Sophie, reich doch gschwind das Hammli, wo wir letzthin gekocht haben, es ist noch fast ganz, und ds Käthi ißt für sys Lebe gern Hamme." „Mama, worein soll ich es tun?" „Wickle du es in einen von den groben Kuchilümpen, dert rechter Hand im Schaft, du weißt."

Sophie tat, wie geheißen, es war angespannt; da, als Sophie mit dem Hammli kam, sagte die Mama: „Es chunnt mr no zSinn, ds Käthi wird nüt zMittag ha für is, und ds Papali wartet nit gern länger als bis am zwölfi. Was meinst, Sophie, wenn mr no die kalte Kotelettes mitnähmte, die wäre doch bald gwärmt, und mir lebte viel besser dra als so am ene Bitzli vrraxetem Bratis, wo Käthi is viellicht ließ reiche." „Aber Mama, und de mir?" fragte Sophie,

„mir hey ja das sölle zMittag ha?“ „Mach de öppis, mach, was d witt; es ist no es Rüppeli i dr Beizi, nimm das und Kalbfleisch im Fliegehus, du chönntist einist zur Abwechslung Kalbervögel machen.“ „Aber Mama, wory söll ih se tue?“ fragte Sophie. „Tue se in es Druckli, da werde si am wenigste vrdrückt; lue, dert ist Papier, und es Druckli findst uf dr Laube, aber nimm eys, wos nüt schad ist, du weißt, Käthi git nüt ume.“

Sophie ging. „Sophie, Sophie!“ rief die Mutter nach, „es chunnt mr zSinn, mi chönnt ds Hammli o grad drzutue und dr Kuchilumpe hie bhalte, er ist vom ene ganze Dotze. Nimm es größers Druckli, nimm das, wo mr im Herbst Trübel drin übercho hey, es ist nüt schad drum, es ist ganz vrhudlet, und tue ds Hammli unte dry u dKotelettes obedruf u deck de schön mit Papier, lue, es sy dert Zytunge, es ist nüt schad drum.“ Sophie machte das alles ohne Widerrede und schlug keine einzige Türe deswegen dest härter zu.

Endlich hatte es sie im Schlitten eingepackt, hatte dringlich angehalten mit Tränen in den Augen, Papa solle früh heimkommen, es verzapple sonst. Christen hatte „Hü!“ gesagt, und ein struber Mönch war mit dem ungewohnten Schlitten einige Dutzend Schritte in die Kreuz und in die Quer gelaufen, da hieß es: „Christe, häb still!“ Christen hielt still; dann hieß es wieder: „Ih ha my Tabatiere vergesse, und die sött ih doch ha!“ Christen sagte: „Söll ih se ga reiche?“ „Nei,“ sagte die Mama, „häb ds Roß recht, ih will gah.“ Sophie, welches stehen geblieben war und ihnen nachgesehen hatte, kam dahergesprungen. „My Tabatiere sött ih no ha, si wird im andere Kleid bliebe sy,“ sagte der Pfarrer. „So geyhts, wenn me so jastet, dest länger chunnt me de nit ab Fleck.“ Sophie sprang fort. Wie üblich fuhr der alte Herr fort zu suchen, er heyg doch gmeint, sagte er, er hätte sie zu sich gesteckt, und wie er das sagte, fand er sie richtig im Giletsack. „Wenns ume jetz ds Sophie wüßt,“ sagte die Mama, „das arm Meitschi sucht si sust no zTod.“ „Soll is dr Jumpfere ga säge?“ fragte Christen. „Lue, lue,“

ruft die Frau Pfarrerin, „er geyht hintersi, häb, häb!“ Christen zwickte das Roß, das Roß schnellte vorwärts, da riß Christen wieder rückwärts, und nicht mehr richtig ward das Ding. Gäh wie der Pfarrer sagte: „Gang ab, Christen, und häb ds Roß!“, Christen blieb sitzen, wollte zeigen, daß er fahren könne; son e Ketzers strube Buremünch müsse nicht meinen, daß er Meister sei, zwickte, und wenn der Münch vorwärts wollte, so riß Christen dest stärker am Leitseil.

„Häb still, Christen, häb still!“ schrie die Frau Pfarrerin; aber, je mehr sie schrie, dest stärker schriß Christen, und dest strenger ging es dem Dorfbach zu, und wer weiß, wie weit oder wie tief es gegangen, wenn nicht der Sigrist zu Hülfe gekommen wäre. Der brachte das Roß zur Vernunft und sagte zu Christen: „Zwicke und Schryße geyht neue nit zämme, däych dra!“ „Es ist aber auch ein Roß darnach, da macht e jedere, was ne gut duecht,“ sagte Christen. „Ja, ja, du hest recht,“ sagte der Sigrist, „a dr nächste Wahlvrsammlig gibe ih dr dStimm für Ratsherr, du hest die rechte Grundsätz u dUsrede grad drzu; wenn menge scho ds einte het, su fehlt ihm doch ds angere.“ Der Sigrist war nämlich ein Schalk; so redete er vor dem Pfarrer und besonders vor der Frau, kam er aber zum Statthalter oder gar ins Pintenschenk, da redete er ganz anders.

Unterdessen hätte man Sophie und Tabatiere fast vergessen, wenn nicht sie selbst gekommen wäre mit mehreren alten Tabatieren und einem großen bleiernen Hafen. „Papa,“ sagte sie, „leset selber aus, welche Ihr wollt; die rechte, welche Ihr sonst braucht, habe ich nicht finden können, ich habe Euch alte gebracht und der Hafe zum Fülle, weli Ihr am liebste heyt.“ „Dankeigist,“ sagte der Papa, „ih ha se gfunde.“ „Ergüsi, Jumpfere,“ sagte der Sigrist, „ists erlaubt?“ und längte mit gstabeligen Fingern in den Hafen. „Hü, du —“ sagte Christen und verschluckte aus Respekt den Rest. „Leb wohl, Kind!“ sagte die Mama, „häb jut Sorg, and wenn dKalbervögel machst, su hau se emel nume dünn!“

Sophie war ein starkes, stolzes Mädchen, das nicht leicht sich bloß=gab, seine Gefühle in sich zu verwerchen wußte, mit seinen Grund=

sätzen aber nicht hinter dem Berge hielt; wäre es ein Mann geworden, es hätte was Mannhaftes vorgestellt, jetzt war es das Licht seiner Eltern in ihren alten Tagen, und das ist das Höchste, was ein Kind sein kann. Was Sophie machte zwischen der Abreise der Eltern und dem Mittagessen, das wissen wir nicht, allweg keine Kalbervögel.

Als um zwölf Uhr aufs Läuten der Vikari hinunterkam, war Sophie gefaßt und seine Augen nicht mehr rot. Ganz verwundert sah der Vikari sich mit Sophie alleine, von der Abreise des pfarramtlichen Paares wußte er nichts. Er hatte wohl anfänglich außergewöhnlich viel Türen gehen hören, später eine ungewöhnliche Stille; aber was das zu bedeuten hätte, hatte ihm niemand gesagt, und darnach zu fragen, hielt er unter seiner Würde. Man glaubt es gar nicht, wie gstabelig und gemessen das in einem Pfarrhause zugehen kann, wenn Vikari und Familie sich gegenseitig aufs hohe Roß gesetzt haben, wie wenig Worte da gewechselt werden, wie wenig man von einander Notiz zu nehmen scheint, während man sich jeder Miene achtet, jedes Räusperns, jedes ungewohnten Schrittes, ihn zum Gegenstand ernsthafter Betrachtungen macht, die recht peinlich werden, weil man nie fragen darf, ob man mit seinen Schlüssen und Erklärungen das Rechte getroffen.

Nun geht es im Menschen wie im Wetter, das trocken geworden ist. Es gibt eine Zeit, wo die Trockenheit steiget und, gäb wie es Wolken gibt, für Guggers Gewalt kein Regen fallen will, und wiederum eine andere Zeit, wo es noch trocken ist unten, in höhern Luftschichten der Regen sich bereitet und husch da ist, ehe man es sich versieht, ja meint, erst jetzt wolle es recht trocken werden. Gerade so ists in sogenannten gespannten Verhältnissen. Während der Spannungsstoff im Herzen aufgehäuft ist, wächst die Spannung; man wird alle Tage trockener, redet alle Tage ein Wort weniger, nimmt eine Notiz weniger, und wenn jemand ein Bein brechen sollte, so besinnt man sich, ob man nach dem Falle fragen oder kaltblütig abwarten wolle, ob man ihn erzähle. Aber wie der Zahn

der Zeit nichts Zeitliches verschont, so beißt er sich auch in diesen Stoff, verzehrt ihn allmälig, und bei kleinem Anlasse löst sich die Spannung, es gibt einen herzhaften, nahrhaften Streit, auf den gut Wetter folgt, oder einen sanften Regen und noch besseres Wetter darauf. Zuweilen aber erzeugt sich der Spannstoff neu in ungeheurer Masse und hält dann lange vor.

Vor einem halben Jahre hätte der Herr Vikar an den Tisch sich setzen können siebenmal mit Sophie alleine, er hätte nicht gefragt, warum. Und Sophie hätte ungefragt ihm die Ursache noch siebenmal weniger angegeben. Nun stand es aber anders als vor einem halben Jahre, die Erklärung, daß Sophie und der Doktor wahrscheinlich zusammenkommen würden, die Gewißheit, daß man ihm Sophie nicht aufdrängen wolle, hatten ihn milder gestimmt, an Gift und Argwohn ihm gezehrt, und ein recht aufrichtiges Bedauern mit Sophie hatte sich in sein Herz geschlichen, mit dem frivolen, rohen Doktor, der für nichts Höheres Sinn hatte, mußte sie steinunglücklich werden, dachte er, mit einem Menschen ohne Religion! Und schade sei es doch um sie, vortreffliche Anlagen hätte sie, dachte er. Was sie lese, scheine sie zu verstehen, ohne Empfindung sei sie nicht, und manchmal komme ihr wirklich etwas in Sinn, das einem noch zu denken gebe, es sei recht kurios.

Freilich habe sie ein böses Maul und sei im hohen Grade spöttisch. Er glaube aber nicht, daß das aus bösem Herzen komme und von wirklich boshafter Richtung, der leidige Doktor werde daran schuld sein, der habe eine satanische Zunge, die ihm der Böse selbst ins Maul gesteckt zu haben scheine. Es sei aber auch kein Wunder, bei den Grundsätzen, welche der Doktor habe, wundere es ihn nur, daß es nicht ärger sei. Wäre einmal das böse Beispiel nicht mehr da, der fatale Doktor überhaupt beseitigt, Jungfer Sophies natürliche Gutmütigkeit würde sich sicher wieder Bahn brechen, und mit ihrer Seele wäre wohl etwas zu machen, sie wäre zu retten, meinte er. Schade, daß kein Vermögen da sei, daß die Leute gelebt hätten wie im Himmel, geholfen allem Lumpenpack und sonst gelebt, als

wären sie reich, und nicht gedacht, daß man sparen müsse, weil man nie wisse, wie man es brauchen könne. Wäre Vermögen da, so wäre Sophie eine so üble Partie nicht, mit der Haushaltung wisse sie umzugehen, alles gehe ihr flink von der Hand, auch sei sie so übel nicht, alles gesund und frisch, das sei nicht zu verachten, aber ds Vermöge, ds Vermöge, das fehle, und so heyg eigetlich alles gfehlt, das syg zletzt doch dHauptsache.

So stund der Thermometer, als er die leeren Plätze erblickte und sich mit Sophie alleine. Warum Herr und Frau fehlen, frug der Vikari. Wo sie hin seien und warum, berichtete Sophie. Sophie war weich im Herzen, hatte Mühe an sich zu halten, die innige Angst zu verbergen. Das gab ihr etwas Weiches, Mildes, an welches der Vikari nicht gewohnt war, ihm war hauptsächlich die schnippische, spöttische Seite zugekehrt gewesen. Nun gab ein Wort das andere, Sophie erzählte, wie der Doktor sich opfere, Jugend, Gesundheit der Treue in seinem Berufe, und wie ihm nicht zuzusprechen sei, wie er selbst seinem Eifer nicht abbrechen könne, wenn er sich es auch vorgenommen, auch das, was er opfere, in keinem Verhältnisse stehe zu dem, um deswillen er es einsetze. Mache man ihm darüber Vorwürfe, so antworte er, an ihm sei es nicht, zu berechnen, was er tue, den Wert von dem zu ermessen, um weswillen er es tue, dafür habe Gott allein die Wage.

Ja, ja, sagte der Vikari, er hätte nichts darwider, so was man sage, sei der Doktor ein vortrefflicher Mann, desto mehr sei es schade, daß er nicht christlicher sei, sondern ein so frivoles Wesen hätte und so verderbliche Grundsätze und Ansichten. Sophie ward rot, und der Geist des Zornes regte seine Flügel. Ja, sagte sie, das sei wahr, Herr, Herr sagen tue er nicht viel, auch nicht an die Brust schlagen und beten vor den Leuten, aber den Willen des Vaters tue er, und dem wandle er nach, der für andere gestorben sei. Die Leute möchten das Nervenfieber oder die Röteln haben und Weg und Wetter sein, wie sie wollen, er frage nie, könnte ich es auch bekommen, könnte es mir schaden?

Da war am Vikari der Kehr, rot zu werden. „Jungfer Sophie," sagte er, „ich weiß wohl, was Ihr meint, Ihr hauet mir wieder eins nach altem Brauch, aber Ihr tut mir unrecht. Es ist wahr, ich bin zu niemand gegangen, welche die Rötle oder das Nervenfieber hatten, aber es verlangte mich niemand, und denket, wie leicht ich die Rötle hätte auflesen können, denn ich habe sie noch nicht gehabt, denket!" „Und dann," sagte Sophie, „was wäre das gewesen; es hat schon mancher Mensch sie gehabt, und wenn es anfangs schon rote Punkte im Gesichte gibt, die vergehen bald, sagt man, und man sei nachher nicht weniger hübsch als vorher." „Um das ists mir nicht, Jumpfer Sophie," sagte der Vikari, „ich bin kein so eitles Ding, wie deren so viele herumlaufen; aber meine Mutter hat mir gesagt: ‚Ludi, schon di, dRötle hest no nit gha, ds Scharlachfieber nit überhaupt vor alle asteckete Krankheite hüt di; i üser Familie möge mir se nit erlyde, mr hey gar es lebigs Blut.' Han ih mi jetz so für nüt und wieder nüt sölle ga ussetze, wo mi ja niemer begehrt het?"

„Herr Vikari," sagte Sophie, „was meint Ihr, wenn die alti Jowäger ds Scharlachfieber gehabt hätte, wäret Ihr auch gegangen, ihre Seele zu retten? Dorthin seid Ihr ja auch ungerufen gegangen." „Jumpfer Sophie," sagte der Vikari, „solche Fragen muß ich mir verbeten, Ihr seid nicht mein Visitator, und es ist besser, wir kommen nicht wieder in diesen Ton! Indessen," setzte er nach einigem Besinnen hinzu, da die Milde in ihm vorherrschend war, „ich schäme mich nicht, es zu sagen, ich habe meine Schwächen so gut als andere Menschen, und eine davon ist die, daß ich mich vor Krankheiten fürchte. Es ist mir schrecklich, nur zu denken, wie ich krank werden könnte, geschweige denn krank zu sein. Meine Mutter selig hat mir von Jugend auf gesagt: ‚Ludeli, Ludeli, häb Sorg, du chönntest krank werde, und Kranksy ist e schröcklichi Sach, du glaubst nit.' Das ist mir nachgegangen, ich kann nicht helfen, und das wird mir der Herr wohl verzeihen. Aber solche Ansichten zu haben wie der Doktor, keinen Glauben zu haben wie er, das ist

schröcklich, glaubet mir das, Jumpfer Sophie! Ich meine es gewiß gut; aber wenn ich so einen Menschen ohne Glauben ansehe, es kömmt mich allemal ein Schauer an und besonders, wenn ich mir dabei denke, wie ein solcher Mensch Frau und Kinder unglücklich machen muß, ja imstand ist, sie um ihr Seelenheil zu bringen." „Herr Vikari," sagte Sophie, „ich weiß nicht, soll ich böse werden, oder soll ich lachen; aber wie gspässig Ihr mr vorchömmet, cha ih Ech nit säge." „Was ist denn da Gspässigs, ih möcht Ech gfragt ha?" sagte der Vikari. „Werdet nit höhn!" sagte Sophie. „Da Ihr es gut meinen möget, so will ich es auch nicht werden, obgleich ich alle Ursache dazu hätte; aber meine Meinung erlaubt mir zu sagen, Ihr habt mir die Eure gesagt, ich denke, an mir sei jetzt auch dr Kehr. Wenn ich Euch ansehe, so geht es mir mit Euch wie Euch mit dem Doktor, Ihr dauert mich, aber auch er dauert mich, Ihr dauert mich alle beide. Ihr dauert mich, und warum? Ihr seid ein Meisterlösli von Jugend auf, Euere Person ist Euch alles, und die ganze Welt wertet Ihr nach dem Maßstabe, welchen die Meisterlosigkeit verfertigt, und Euer ganzes Tun hängt wieder von der Meisterlosigkeit ab oder mit andern Worten, reine Selbstsucht, oder, mit Euch zu reden, der alte Mensch regiert Euch noch vollständig, hat sich aber hinter schöne Ansichten verkrochen, mit Dogmatik verschanzt und wehrt sich gewaltig mit Bibelsprüchen, so daß, wenn man nicht durch die Spalten sieht, es rund um Euch wie wahres Christentum aussieht. Aber es ist es doch nicht. Ihr wollt die Welt bekehren; aber an Euch selbst erprobet Ihr Euer Christentum nicht, seine Kraft habt Ihr nicht erfahren. Bedenkt doch, wie empfindlich Ihr seid, wie mißtrauisch, wie eifersüchtig auf meinen guten Papa, wie besorgt um Eure Person, wie ängstlich, fast als ob Ihr von keiner Vorsehung etwas wüßtet, wie gebunden an ein gut Plättlein, das wir Euch übrigens von Herzen gönnen, wie so ganz ohne alle Freudigkeit! Seht, und eben deswegen bedaure ich Euch; denn auf dem Wege werdet Ihr nichts werden als ein grämlicher Greis, der den Himmel nie blau sieht, werdet in düsterem Sinn verkümmern,

werdet am Ende auch um alle Euere schönen Redensarten kommen und nichts als Seufzer und Klagen haben über die Menschen nicht nur, sondern auch über die Führungen Gottes.

Was aus Euern Ansichten werden wird, weiß ich nicht; aber Ansichten, die nicht eins geworden sind mit dem Tun wie die Seele mit dem Leibe, scheinen mir nur Nebel, und die gestalten sich bekanntlich alle Augenblicke anders. Ob Ihr mit diesem grämlichen Sinn eine Familie glücklich machen werdet, weiß ich nicht, aber ich glaube es nicht, Ihr werdet den Fehler nie an Euch suchen wollen und in all Euern Wunderlichkeiten nicht den Ausdruck des vermeisterlösleten Kindes erkennen wollen, sondern nichts als Euere natürlichste Natur, die Ihr schonen müßtet, und somit werdet Ihr Euere Leute unglücklich machen oder werdet von ihnen zum besten gehalten, verachtet werden, und Ihr werdet jedenfalls nicht die heitern Tage haben, wie unser gute Papa sie hat.

Aber auch den armen Doktor bedaure ich, dem sein Leben in seinem Berufe aufgeht, der nie das Seine sucht, Geld verschmäht, das Hemd weggibt, sich selbst in jede Gefahr stürzt, um einen Bettlerknaben zu retten. Der hat nie Zeit, an sich zu denken, sein Sinnen geht auf andere, er kennt keine Bequemlichkeiten, hat keine Rücksichten für sich und fordert keine. Er ist heftig, wild, aber nicht für sich, für andere; wenn man ihn verfolgt in seinem Tun, so kömmt er einem fast wie ein Engel vor, und doch bedaure ich ihn, möchte manchmal bitter weinen für ihn. Seine Treue, seine Liebe sprudeln aus seiner edlen Natur, sind aber eben ungeregelte Triebe, sie reißen ihn fort zu ungemessenem Fluge, bis er zu nahe der Sonne kommt und zurücksinken muß in tiefe Nacht. Ich weiß nicht, wie ich mich ausdrücken soll, ich ungelehrtes Mädchen, daß Ihr mich nicht unrecht versteht, nicht böse werdet.

Ihr habet einen Glauben; ob er der rechte ist, weiß ich nicht, aber Euer Tun entsteht nicht aus Euerm Glauben, sondern aus Euerer Natur; eben daher kommen auch des Doktors Werke, aber wie gut sie auch sind, seine Natur ist doch die rechte nicht, ist eine sündhafte,

treibet zur Sünde, treibt ihn zur höchsten Sünde, sein eigener Gott sein zu wollen, seines Schicksals Schmied, wie man sagt. Das tut aber ein Mensch nie ungestraft, und das Gefühl seiner Ohnmacht, der eigenen Unzulänglichkeit kömmt früher oder später mit zermalmender Gewalt über ihn, wie Papa sagt, macht ihn zum Menschenhasser oder führt ihn zu der Lasterhaftigkeit, die aus innerer Zerstörung kömmt, oder zu Schwermut oder Wahnsinn. Denn, sagt der Papa, es bedarf der Demut, der Anerkennung unserer Ohnmacht, der Allgewalt Gottes, es bedarf das Bewußtsein unserer Sündhaftigkeit und der Erlösung und Genugtuung in Jesu, der Notwendigkeit, daß der Geist des Herrn unserer Schwachheit aufhelfe, um weder ein Narr noch ein Vieh zu werden; so wie aber alle diese Worte, sie möchten ausgesprochen werden, wie sie wollten, nichts hülfen, wenn sie nicht zur aufopfernden Liebe und Treue, zur Tötung unserer Selbstsucht uns brächten.

Und das ist, was dem Doktor fehlet, früher oder später wird er an den Menschen oder an sich verzweifeln, weil er den freundlichen Vater im Himmel nicht kennt, der denen, die ihn lieben, alles zur Seligkeit wendet und den Treuen lohnet, der bis ans Ende ausharret, und wohin das ihn führen wird, weiß Gott. Doch er ist so gemütlich, so herzinnig gut im Grunde, daß Gott ihm vielleicht sein Tun mit seinem Glauben auf sanfte Weise vermittelt, auf welche Weise, weiß ich nicht, aber er verdient es."

Während Sophie sprach, hatte ihr ganzes Wesen sich erhoben, die Wangen waren blendender geworden, die Augen schwammen in eigenem Glanze. Verstummt war der Vikari gegenübergesessen; kein Auge hatte er von Sophie gewendet, und als sie schwieg, fragte er endlich: „Also Ihr glaubet, der Doktor sei besser als ich?" Fast wehmütig klang sein Ton. „Euern beidseitigen Wert abzuwägen, habe ich keine Wage, und Urteil sprach ich noch keins aus; aber daß Ihr mir beide einen Mangel zu haben scheint, das habe ich ausgesprochen. Euch fehlt die Frucht des Glaubens, ihm das Fundament zu seinem Tun, Euch die Kraft in Euern

Ansichten, ihm die Verklärung seiner Werke; wem mehr fehlt, weiß ich nicht, fraget Gott!" „Aber ich bin doch ein Christ, und er ist keiner," antwortete der Vikari. „Wer hat Euch das eine oder das andere gesagt?" antwortete Sophie. „Vergesset nicht: ‚Mit welchem Maße ihr messet, mit dem wird euch wieder gemessen werden!'" „Spricht hier nicht die Bibel?" fragte der Vikari. „Die Bibel spricht gerade wie ein Spiegel," antwortete Sophie, „wen das eigene Licht blendet, sieht sich immer im Licht, andere im Schatten, und wen geistige Verblendung plagt, wird weder auf sich noch andere getreu die Bibel anzuwenden wissen."

Da sagte der Vikari: „Ihr kommt mir da sehr streng, Jungfer Sophie, ich will nicht hoffen, daß Ihr mit mir das Gespött treiben wollt. Aber über eins muß ich mich wundern, darüber nämlich, daß Ihr so ziemlich gewandt über geistliche Sachen zu reden wisset und Euch recht ordentlich ausdrücken könnet, ohne doch Übung zu haben in solchen Gesprächen und ohne eben mit der Sache Euch zu beschäftigen." „Woher wißt Ihr, daß ich keine Übung habe in geistigen Reden, und daß die wichtigste Angelegenheit der Menschen mich nicht beschäftigt?" „Ihr habt ja noch gar nie mit mir darüber geredet, und wenn ich von solchen Dingen anfangen will, so brecht Ihr ab oder lauft fort," antwortete der Vikari, „während Ihr stundenlang mit dem Doktor Euch herumstreiten könnt über Sachen, von denen mich dünkt, sie sollten eine Tochter wenig interessieren." „Vielleicht aber interessiert mich der Doktor dest mehr," antwortete Sophie mit einem Gesicht, in welchem ein ganzer Kratten Lachen sprühte.

Doch, da blutrot der Vikar wurde, ward alsbald Sophie wieder ernsthaft und sagte: „Verzeiht, es ist mir weiß Gott nicht ums Lachen, aber Ihr treibet einem dazu mit Euerm Katechisieren. Mit meinen Eltern, mit meinen Lieben rede ich viel von geistlichen Dingen, ich erbaue mich gerne daran, aber ich zanke nie darüber. Ich habe es mit ihnen, wie Mädchen es mit ihrer Liebe haben sollen,

mit Vertrauten rede ich gerne darüber, aber nicht mit Fremden. Wenn ich mit dem Doktor viel rede und über Unbedeutendes, so habt Ihr vergessen, daß wir miteinander aufgewachsen sind und vieles uns bedeutend scheinen mag, was andere nicht fassen." „Das wird eben die Liebe machen," antwortete der Vikari rasch und eifrig. „Und wenn es es wäre, Herr Vikari, so wäre ich doch darüber keine Antwort schuldig," antwortete Sophie, stund rasch auf und sagte: „Es wird Zeit sein, abzuräumen."

Der Vikari war kaputt, er war wieder an den Rand eines Feldes gekommen, auf dem er sich für sein Leben gerne tummelte, auch hätte er da noch manche lehrreiche Redensart anzubringen gewußt; er fragte daher: „Ihr seid doch nicht höhn? Ich habe es nicht bös gemeint, das ist mir so entronnen, ich weiß nicht, wie." „Habt nicht Kummer, Herr Vikari, höhn bin ich nicht; aber wenn ich schon nur ein Landmeitschi bin, so weiß ich doch, daß es Schranken im Gespräche gibt, die man nicht überschreiten soll, es sei einem dann erlaubt worden, zudem dachte ich, während wir hier von ihm redeten wie von einer toten Sache, ringe der arme Doktor wirklich mit dem Tode oder sei schon tot." Die zurückgedrängten Gefühle sprudelten aufs neue auf, Sophie ging hinaus.

Einen strengen Nachmittag hatte der Vikari zu verwerchen, bald dachte er daran, was er Sophie noch alles hätte sagen sollen, und wie er sie hätte abfertigen können, daß sie das Gäxnäsi hintere gehabt, und bald sinnete er Sophie nach, wie es doch ein nettes Meitschi wäre, wenn es recht geleitet würde, und wie es ein verdienstlich Werk wäre, wenn man es auf den rechten Weg leitete, das Mädchen hätte Grütz im Kopf, und aus dem wäre was zu machen. Es sei wirklich schade, daß sowenig Vermögen da sei und die Eltern sowenig für ihre Tochter gesorget und gemeint, sie müßten gute Leute sein und immer geben, wo man etwas von ihnen wolle; dä Weg komme man nicht durch die Welt, sondern z'arme Tage, und wenn man es selbst wohl noch machen könnte, so müßten es am Ende noch die Kinder entgelten. Sein Studieren

von dem einen zum andern brachten ihn in ein rechtes Fieber, er mochte das zAbe gar nicht erwarten und paßte aufs Läuten wie ein Sekretär aufs Zwölfeläuten (die ersten haben Dispensen). Es fehlte nicht viel, er hätte alles aufs Papier geworfen, was er tun und sagen wollte, eine Analyse gemacht.

Endlich läutete es. Im Satz war er bei der Türe; dort besann er sich, blätterte noch in einem Buche, brachte sich in eine kaltblütige Disposition ungefähr wie ein Offizier, wenn er das Häftli am Kragen einmacht und Handschuhe anzieht, und stieg die Treppe hinunter. Aber gäb wie er ansetzte, um in Stimmung und Gespräch zu kommen wie am Mittag, es gelang nicht. Sophie war kalt im Äußern, unruhig im Innern, winkte jedem längern Gespräche kurz ab; der Vikari hatte seine zwei Tassen getrunken, er wußte nicht, wie, und als Sophie ihm die dritte offeriert hatte und er sie abgeschlagen, sagte sie: „Exkuse, Herr Vikari, aber ih muß in den Keller, die Äpfel faulen stark, und morgen wollen wir backen." „Es ist doch e Bock, sage man, was man wolle; man sieht ihm von weitem an, daß es nicht in Bern in der Töchternschule gewesen ist," dachte der Vikari und kam lange zu keinem freundlichen Gesichte.

* * *

Einundzwanzigstes Kapitel.

Wie Sophie werchet in ihrer Seele, und wie es beim Doktor innerlich spukt.

Sophie hatte die Offenheit über Mittag leidgetan; „wenn er nur jetzt nicht meint, ich wolle ihn zu meinem Vertrauten machen und die Herzensergießungen fortsetzen!" dachte es. Zudem wollte es lieber alleine sein, wenn die Eltern heimkamen; mochten sie Nachricht bringen, welche sie wollten, so brauchte es sich nicht zu genieren.

Es mußte lange darauf warten und stand, es weiß kein Mensch, wie oft, unter die Haustüre, ehe es das Schlittengeläute hörte. Der

Papa kam alleine und brachte gute Nachricht. Der Doktor war noch schwach, aber die Anfälle waren nicht wiedergekommen, und Käthi selbst hatte die Mama gebeten, dazubleiben, nit um ihm abzuwarten, sondern nur, damit er minder Längizyti habe u nit immer a die Donnstigs Zwilchkutte denke, wo öppe krank sein könnten. Er syg e Grüsel, es wüß ke Mönsch, was es mit ihm heyg, aber mach er ume so u fahr furt, so werde man sehen, wie es gehe, aber schuld daran wolle es dann nicht sein, seine Sache habe es getan, wie öppe nit mängs se ta hätt, wenn ihm scho ke Mönsch drfür dank und es bi allene dr wüst Hung si müß.

Sophie ließ der Doktor herzlich grüßen und ihm sagen, es solle doch ds Jowägers Bricht machen, daß es ihm besser gehe, und sie auch von ihm grüßen, besonders die Jungen. Dr Jung hätte ihm einen großen Dienst geleistet, und er sei verständiger, als man es ihm ansehe.

Dieser Auftrag wurmte Sophie, es wußte nicht, warum; es ärgerte ihns, daß man es ihnen apart sollte sagen lassen, daß er besser sei, vernehmen würden sie es ja ohnehin. Die Leute würden doch denken, was da für ein apart Gläuf und Gschick sei. So in einem Meitschiherz regt sich gar manches, es begreift es selbst nicht; wo die Herzen aber gut, stark und treu sind, da wird dasselbe über Nacht verwerchet und verwunden; wenn am Morgen die Sonne aufgeht, spiegelt sie sich in einem wieder lauter gewordenen Herzen.

Als am folgenden Morgen der Pfarrer fragte: „Hast du es ds Jowägers sagen lassen?" antwortete Sophie: „Nein," aber es gedenke gleich nach dem Frühstück selbst zu gehen, mit Schrecken hätte es gesehen, daß sie mit den Eiern fast aus seien, vielleicht daß sie ihm geben könnten oder sagen, wer hätte.

Es war ein kalter Morgen, wie schwerer Rauch schien des Mundes Hauch, es knarrte der Schnee unter den Füßen, glitzerte und funkelte wie ein Diamantenfeld, eng ward die Nase und kalt, und zwischen einem zarten Jungfernnäschen und einer alten Branntweinnase war fast kein Unterschied mehr. Gäb wie Sophie in sein braunes,

etwas fadenschyniges Mäntelchen sich hüllte, gäb wie gschwind es trippelte, ein erfrornes Näschen brachte es doch zu Jowägers hinauf, wo man mit Freude und Verwundern ds Herre Söphi daherkommen sah. Es werd welle cho säge, wies am Dokter gang, und es werd ni söoli bös sy, sust chäm es nit selber, und brav seys von ihm, daß es sich selbst gmühe mög, u syg no so chalt. Freundlich ward Sophie von Meyeli unter der Türe schon empfangen und brauchte nicht lange zu hoschen und zu warten. „Herr Jemer, chömmet Ihr, Jumpfere, i der Kälti; nei aber, gschwing chömmit yche! Chömmit i dHingerstube, si ist o warmi, un i dr vordere hey mr dSchnyder, u da wüsset Dr wohl, wie das usgseht, wenn die am ene Ort sy."

Wie üblich sagte Sophie, es wolle sich nicht aufhalten, es wolle nur ausrichten, was der Vetter Rudi befohlen, dem Jakobli noch zu danken und ihnen sagen zu lassen, es gehe recht ordentlich, er hoffe, bald wieder zweg zu sein. In der freundlichen Stube, in welcher die Morgensonne schien, mußte Sophie absitzen, um sich zu wärmen, wie Meyeli sagte. Es wolle geschwind den Mann rufen, es werd ne freue, z'ghöre, daß es em Dokter gut gang; er heyg ihm seither ging es Gwüsse drus gmacht, daß er nit mit ihm bis hey syg. Meyeli benutzte die Gelegenheit, ein Brot zu holen und eine Flasche mit süßem, angemachtem Brönz, wie in den meisten Häusern zu finden ist, und Sophie mußte, es mochte sich wehren wie es wollte, davon einige Schlückchen kosten, mußte es rühmen und fragen, wie sie es ansetzten.

Dazu kam Jakobli, erzählte die ganze Geschichte noch einmal und erzählte auch, um ds Herre Söphi Freud zu machen, er wolle wetten, unter Tausenden seien nicht zwei wie dr Doktor. Während es ihn zusammengezogen fast wie eine Weidenrute, habe er noch an seine Frau gesinnet; er werde denkt ha, wenn er sterben sollte, so könnte niemand mehr sagen, was er gesehen. Er habe ihm gesagt, sie sei bös zweg, und ausgelegt, warum, und kein Mensch habe ihm etwas davon gesagt, es hätte gar niemere daran gesinnet, und doch

sei es Punktum so gewesen, wie er gesagt. Meyeli wollte immer ablenken, pressierte ds Herre Söphi mit Brönz, konnte aber doch nicht sich enthalten zu sagen, das werde es dem Herr Doktor nie vergessen, daß er noch an ihns gesinnet, e sellige Herr und äs, es eyfalts Bürefraueli, es müß geng und geng dra sinne.

Es wurde ds Herre Söphi ganz kalt wieder trotz der warmen Stube, und an der Nase biß es es ärger als früher draußen, im Halse ward es geschnürt, daß kaum der Atem heraufmochte, und das Herz tat ihm so weh, so herzinniglich weh, daß es mit der Hand darnach fuhr, es hielt und drückte. Also Rudi hatte nicht an ihns gedacht, sondern an die da; einer jungen, hübschen Frau strebten seine letzten Gedanken zu, der da, die ihm gegenübersaß!

Sophie hielt an sich wie ein starkes Mädchen, weder bittere Worte noch bittere Tränen entfielen ihm, wohl aber die frühere Freundlichkeit; es fühlte, lange hielt es es hier nicht aus. Es brach mutz ab, vergaß die Eier, und auf die Frage, warum es plötzlich so pressiere, es sei ja nicht einmal erwarmet, sagte es, es werde ihm fast wunderlich, es müsse an die Luft, und eingefallen sei ihm plötzlich, daß es der Köchin nicht gesagt, was sie zu Mittag kochen solle, so müsse es heim. Mit einer Hast machte es sich los und eilte fort, daß es dem Meyeli schwer auffiel. „Han ih mi ächt öppis vrfehlt?" fragte Meyeli, „aber ih wüßt doch schier nit, mit was, aber si ist plötzlig so wunderligi worde und het es Pressier gha, daß ih nit wüsse cha, was das bidüte söll." „Gmühy di nit!" sagte Jakobli, „es wird sy, wie si gseit het, si wird ds agmacht Brönz nit möge erlyde, ih has früher o so gha, un ih ha scho vo meh Lüte ghört, dies o so heyge."

Oft stand Sophie still das Feld ab, drückte die Hand auf die Brust, die auf einmal so enge ward, zog den Atem mühsam hinauf, wehrte den hervorquellenden Tränen, dem andringenden Schluchzen, und in der Gedanken wirbelndem Gewirre stand groß und schwarz: also damals dachte er nicht an dich, sondern an eine andere. Wer es weiß, was es ist, wenn man sieht, daß der letzte Blick eines Sterbenden einen sucht, der letzte Händedruck einem wird,

das letzte Wort einem giltet, der letzte Gedanken einen mitnimmt in die andere Welt hinüber, und wie dem Geliebtesten das Letzte giltet, der letzte Gedanke es hinübernimmt, ja, wie die Sage sagt, der scheidenden Seele das Recht gibt, dem abwesenden Geliebten den letzten Gruß selbst zu bringen und das Zeugnis, daß sie ihn im Tode nicht vergessen, der mag Sophiens Weh ermessen, als es vernahm, wo Rudis Gedanken weilten, als er an des Grabes Pforten sich wähnte.

Ein flüchtiger Kuß, ein mutwillig Augenspiel, neckische Worte, wie brennen die das Feuer der Eifersucht nicht an in liebenden, erregbaren Herzen; aber wie wenig haben sie meist zu bedeuten, hinterlassen keinen Eindruck, und mit Strömen von Liebe löscht der Geliebte der Geliebten Eifersucht. Aber nach dem letzten Blick gibt es keinen Blick mehr, und nach dem letzten Gedanken kömmt kein neuer Gedanke mehr und trägt die verlassene Geliebte hinüber ins ewige Gedenken; was mit dem letzten Gedanken gegangen ist, das bleibt dem Geliebten in Ewigkeit. So ist diese Untreue, die vielen so unbedeutend scheint, die größte, die bleibendste, sie zeuget von des Herzens wahrer Meinung, und sie bleibet in Ewigkeit. Und Sophie war nicht das Bild, das er mit hinübergetragen hätte; bei Sophie war seine Seele nicht, als er zu scheiden meinte!

Das wars, was so weh dem armen Mädchen machte, das Herz ihm abdrücken wollte. Aus dem Weh erzeugt sich zumeist der Zorn gegen die, von denen das Weh kömmt, auch er quoll bei ds Herre Söphi auf, warum sollten wir es verhehlen, war es doch ein Menschenkind wie ein anderes, Zorn über Rudi. „So hätte ich ihn nicht geglaubt,“ dachte Sophie, „habe ihn immer für besser als die andern gehalten, aber er ist wie alle. Ich hätte es nicht geglaubt, daß er auch so wüst wäre; aber was weiß man, zu trauen ist keinem, und son e Doktor, wieviel Anlaß hat er nicht! Aber schlecht ists allweg von ihm, und noch dazu eine Frau, die Mann und Kind hat.“

„Aber sie wird ihm Anlaß gegeben haben,“ sprach der sich wen=

bende Zorn, „ich weiß wohl, wie viele Weiber sind; sie müssen alle löken, und die scheint auch der Art zu sein, macht sie doch immer ein so kokettes Mineli, und wenn sie sich nicht darauf verstünde, ihr Mann wäre nicht so an ihr ghanget gleich vom erstenmal, die Täsche, was sie ist, und tut so fromm drzu und so unschuldig. Und will dem Doktor nichts gesagt, er soll alles gemerkt haben, die Täsche, jawolle!"

So brannte lichterloh die Flamme der Eifersucht in Sophie, bis sie in den Strahlen eines höhern Lichtes erloschen. Es kam über Sophie das Gefühl der Ungerechtigkeit, seiner menschlichen Schwäche, der überspannten Forderung, daß es meine, es sollte auf Erden einer Seele ihr Höchstes, alles in allem sein. Hatte es nicht dem Vikar von des Doktors Treue geredet, und wie in seinem Beruf sein Leben aufgehe, hatte ihn deswegen so hoch gestellt, und daß er zuletzt an Meyeli dachte, war das eine Untreue an Sophie, war es nicht viel mehr die Treue bis in den Tod an seinem Beruf, waren es nicht viel mehr Meyelis Zustände, bei denen seine Seele war, als Meyelis Wesen und Holdseligkeit? Meyelis Hülfsbedürftigkeit, machte sie es nicht zu des Doktors Nächsten, dem er in diesem Augenblick noch Hülfe konnte werden lassen? Und über diese Treue, ob der er alles vergaß, sich selbst, Leib und Seele, sollte es zürnen, sollte sie brechen wollen durch Forderungen, die nirgends Grund hätten als in altem, angestammtem Wahn und in der eigenen Eitelkeit und Selbstsucht, sollte ihn lähmen, ihn anders wollen bloß um seinetwillen, sollte sein Götze werden wollen am Platze eines andern Götzen?

Was Sophie vom Doktor wollte und wünschte, war es nicht etwas viel Höheres als dieser Wechsel eines Götzen mit einem andern, war es nicht die Demütigung vor Gott, die Anerkennung, daß derselbe alleine unser eins und alles sei, wir nichts ohne ihn und all unser Tun nur dessen Verherrlichung? Sollte es ihm zürnen, daß er noch immer der gleiche war wie von Anbeginn, war es eine Täuschung, wenn er auch jetzt gewesen, wie es ihn von je gekannt;

sollte es nicht eben jetzt, wo er sich so getreu geblieben, soweit es ein Mensch im Leben kann, umso inniger in Liebe zu ihm stehen mit treuer Liebe, die eben nicht das Ihre will, zu verklären suchen sein Wesen, zu überwinden seinen Wahn, zu öffnen suchen die Augen der Wahrheit, daß das Heil in der Anbetung liege und nicht in der Selbstvergötterung?

Dieses alles ging aber nicht auf dem Heimwege bloß an Sophie vorüber, lief in einer schnell verlaufenen Stunde in dessen Seele ab, es war ein Wogen und Kämpfen, welches Tage dauerte. Es war einer der Momente in sein Leben getreten und hatte einen Eindruck in seiner Seele hinterlassen, welcher entscheidend wird fürs ganze Leben. Ein solcher Eindruck wird den einen Seelen zum finstern Sack, aus welchem Finsternis um Finsternis strömt, bis es dunkle Nacht geworden ist in der Seele, in andern gestaltet er sich zu einem glänzenden Punkte, welcher immer strahlender wird, alles Finstere verzehrt, die Seele läutert und Tag werden läßt in ihr, wie es auch das Licht ist, welches die Nebel verzehrt und es klar werden läßt zu Berg und Tal.

Dieses innere Werden sah man äußerlich Sophie wenig an, bloß hörte es zuweilen nicht, was man zu ihm sagte, vergaß etwas, welches es sonst nie vergessen, und spitzige, spöttische Worte hörte man keine von ihm. Der Pfarrer betrachtete es mit stillem Ernste, der Vikari aber meinte, jetzt, da sie ihm den Kropf geleert, meine sie, fertig zu sein, aber einmal müsse sie doch noch vernehmen, was er von ihr halte. Je mehr er darüber dachte, was er ihr alles sagen wollte, desto mehr drängte sich ihm Sophiens Bild auf, immer mehr mußte er an sie denken, denken, wenn die eine gute Erziehung genossen hätte, so hätte etwas aus ihr werden können, Naturanlagen hätte sie. Jetzt sei sie doch gar zu ungebildet, und von allem, was eine gute Erziehung bezeichne, sei keine Spur: keine Musik, nicht einmal öppis auf einer Gitarre, kein Zeichnen, und schöne Arbeiten habe er sie auch noch keine machen sehen, keine Idee von Geographie, sie wisse ja nicht einmal, welches die größten

Flüsse in China seien. Alles, was sie wisse, habe sie vom Papa gelernt, darum rede sie manchmal, daß man meine, man höre einen alten Pfarrer, und Takt genug hätte sie nicht, zu begreifen, daß so etwas für ein junges Mädchen sich nicht schicke, so theologisches Zeug! Ja, wenn es wahres Christentum wäre, dann wäre es ein anderes! Wenn es noch jetzt ein halbes Jahr das Glück der Töchternschule genießen könnte, noch jetzt könnte was aus ihm werden, die Anlagen wären da.

Als das erstemal der Doktor wieder hinauskam, empfing ihn Sophie mit weichmütiger Freude. „Was hättest gseit," fragte er, „wenn ich gestorben wäre?" „Briegget hätt ih, Rudi," sagte Sophie und ging hinaus. „So hätte doch jemand um mich briegget," sagte der Doktor, „das ist mehr, als ich geglaubt habe." „Aber Nòvò, wie redst de doch!" sagte die Frau Pfarrerin, „es ist eine allgemeine Angst um dich gewesen, du glaubst nicht, wie viele Leute gekommen sind, zu fragen, wie es dir gehe." „Ja, es wird ihnen angst gewesen sein, es gebe ihnen dann niemand mehr die Mittel umsonst; wenn sie denken könnten, es mache es ein anderer auch, so frügen sie mir wenig nach." „E aber Nòvò, so mußt du nicht reden, es ist nicht recht; es ist weit und breit niemand so beliebt wie du, es dunkt ein fast, wenn ein paar beieinander seien, so redeten sie von dir." „Und stürbe ich heute," sagte der Doktor, „so wäre ich morgen vergessen."

Diese düstere Stimmung trat immer mehr hervor bei ihm. Es war ein gewisses Sattsein des Lebens, eine eigentümliche Mutlosigkeit, welche seiner sich bemächtigte, ein Verzweifeln an sich, an seiner Kunst, an den Menschen. Alles sei eitel und nichts, sagte er, und lohne der Mühe sich nicht; das Höhere, das dem, welches an sich allerdings eitel und nichts ist, Weihe und Wert gibt, das fand er nicht. Körperliche Schwäche mochte eine Ursache dieser Mißstimmung sein. Früher hatte er seinen Körper nicht gefühlt, darum auch nicht geschont, derselbe war ihm gehorsam, versagte ihm keinen Dienst; wohin sein Eifer ihn riß, dahin trug willfährig der Körper

die Seele. Nun war es anders, leicht ward er müde, den verstärkten Anforderungen vermochte er nicht nachzukommen; je eifriger der Geist ward, desto schwächer ward das Fleisch. Dieses Gefühl riß ihn zu der größten Ungeduld hin, obgleich er als Doktor am besten wissen sollte, daß Geduld und Schonung alleine die Kräfte nach und nach wieder ersetzen können. „Oh, was ist der Mensch für eine elende Kreatur!" rief er oft aus, „das Tier ist besser daran; lieber sterben als so mühselig da umekrebse und schnagge!"

Dazu noch ein anderes. Seine Krankheit hatte ihm so recht fühlbar gemacht, wie nötig ihm eine Frau wäre, und nicht nur für sein Haus, sondern auch für sein Herz. Käthi zeigte seine Liebe in Branzen und Schelten, gleichsam unter Blitz und Donner, und das ist nicht die Liebe, welche man auf dem Krankenbett gerne hat. Dort muß die Liebe walten, welche still und freundlich ist, mit Blicken zu reden weiß, alles zu erraten weiß, auch wann ein freundlich Wort an seiner Stelle ist. Sophiens immer klarer zu Tage tretende milde Innigkeit, welche alle Späße, alles Zänkeln ausschloß, tat seinem wunden Herzen so wohl, er erkannte es alle Tage deutlicher, daß er bei Sophie alles finde, um so recht glücklich zu sein, und dieses Glück glaubte er sich versagen zu müssen.

Wie sollte er eine Frau ernähren, da er kaum sich selbst durchzubringen vermochte? Mehrere Jahre hatte er mit großem Erfolg gedoktert, und was erobert? Wenn er einen Rock wollte machen lassen, so mußte er lange mit sich zu Rate gehen, ob es es erleiden möge, und wenn die Drogerierechnungen einliefen, so waren die Mittel wohl gebraucht, aber das Geld dafür nicht da. In diesem Augenblick war er so ernüchtert in seinen Finanzen, daß ein Paar Stiefel zu bezahlen ihn in Verlegenheit gebracht hätte; woher nun die Hochzeitskosten nehmen, woher die Kosten eines vermehrten Haushaltes? Seine Praxis konnte er nicht ausdehnen, seine Kräfte genügten der gegenwärtigen nicht. Sollte er auf einmal aufschlagen, hart werden, Geld fordern, wo er sonst noch welches geschenkt, sollte es von ihm heißen: „Wie doch dr Dokter e Wüste

wird, e uvrschante Hung! Jetz gseht me, warum er zerst fast nüt gheusche het, es ist ume gsi, für is z'löke; jetz, won er meint, er heyg is, jetz wird er dr uvrschantist vo alle u het ds Messer zuche, daß es fry ke Art het. Aber ohä, dä ist lätz dra; dem sy mr schlimm gnue, dä erwütscht is nit!"

So, wußte der Doktor, würden die Leute reden; nicht nur wäre von Dankbarkeit, billiger Einsicht keine Rede, sondern sein ganzer früherer Ruhm wäre dahin und damit auch ein großer Teil seiner Praxis. Sollte er nun Sophie hineinziehen in seine Dürftigkeit, es aussetzen einem kümmerlichen Dasein, aus Selbstsucht es seiner freundlichen Lage entreißen auf die Gefahr hin, dasselbe bald zur Witwe zu machen? Denn wenn der Anfall noch einmal kam, so überstund er ihn nicht, das wußte er.

Aber war das nun nicht fürchterlich, mit Wissen und Kunst es nicht einmal so weit gebracht zu haben wie ein munterer Bauernknecht, dem mehr als fünfe zählen ein Hexenwerk ist, der getrost ein Weib nimmt und getrost alle Jahre ein Kind zur Taufe trägt und in den Fehljahren zwei? Muß es nicht zu maßloser Maßleidigkeit führen, wenn man der Welt alles opfert im edelsten Sinne, und die Welt gibt einem nichts dafür als höchstens einen leeren Dank, solange man kein Geld fordert? Nirgends bringt man es hin; während man allen hilft, könnte man verhungern, und niemand würde fragen: „Bist öppe hungerig?" Weibern und Kindern kann man das Leben retten und hat nicht einmal Brot für ein eigenes Weib und eigene Kinder! So ein Knubel von Käusi, der von nichts weiß als von Kühen und Stieren, vom Schweiße armer Kinder sich mästet, sich lieber ein Stück aus dem Hintern beißen ließe als eine wohltätige Handlung begehen, so einen Knubelkäusi konnte er doktern in Lebensnot, und wenn er zehn Batzen forderte, so vergrännte derselbe sein Maul bis an die Ohren, und während er mit Berzen in den schlechtesten Walliserbätzlein die zehn Batzen herzählte, sagte er: „Ih hoffe jetz, es heygs; ih vrmöcht nit, viel chrank z'sy, vo wege Doktere ist e türi Sach."

Und wenn er fortgeht, denkt der Knubelkäusi bei sich: „Sie sind bim Hagel alle Fötzle, es bringt kene nüt drvo; wenn ih hundert Bube hätt, Dokter müßt mr kene lehre, ds Geld lieber a Zeys tue, hür aber viertusig Pfung!", und somit hebt er die Beine einige Zoll höher, und wenn er das nächstemal den Doktor sieht, so macht er ihm ein noch einmal so hochmütiges Gesicht: „Ja, lue mi ume a," steht darauf geschrieben, „ih bi notti en angere als son e Fötzel wie du!" Diese Gschrift kann der Doktor alle Tage lesen auf Gesichtern, wo die Hände, welche dazu gehören, nicht schreiben können, kann lesen: „Hest ke Geld, u we mr di nit erhaltete, su vrrebeltist," und dagegen hat er nichts zu setzen, er kann ja nicht heiraten, vermag die Hochzeitkleider kaum, geschweige dann eine eigene Kuh. Da soll man sich trösten mit dem innern Bewußtsein, mit dem Bewußtsein seines höhern Wertes, seiner geistigen überlegenheit.

Ja, das ist ganz recht, ganz schön, das geht so lange, als man hat, was man will, oder was man bedarf, so lang, als man nicht leiblich und peinlich den Mangel an Materie zu fühlen beginnt, so lange ists herrlich, zu reden von dem Bewußtsein, von geistigem Gefühl, von höherer Auffassung und innerem Genügen. Am warmen Kamin zum Beispiel bei einer Pfeife Tabak und einem guten Glase kann man es ertragen, wenn man gegenübersitzenden Gesichtern es eben ansieht: „Red ume, bist doch e Lappi, schwätz ume; 's ist gut, daß de nüt z'bifehle hest, vrsteyhst doch hell nüt, u öppe no nie het me ghört, daß de öppe Geld usgleue oder öppis gkauft oder öppis gerbt heygist."

Aber in der Lage des Doktors, bei seiner körperlichen Schwäche und seinem vermeintlichen Unvermögen, zu heiraten, bei dem Verhältnis der Arbeit zur Ernte (Burepraxis: es steinigs Acherli), dem Gefühl, daß in Zukunft das Tun sich nicht mehren, die Ernte abnehmen müßte, in dieser Lage mußte dieses alles lähmend auf dem Doktor lasten und, wie gesagt, eine Maßleidigkeit erzeugen, wo man lieber heute als morgen sterben möchte, derjenigen gleich, die einen überfällt, wenn man müde ist zum Tode, man lieber

sterben möchte als noch einen Schritt tun. Ja, es ist schön, wenn man sagt, der Mensch solle Gott gleich sein, solle seine Pflicht tun, nach Lohn nicht fragen, solle sich innerlich erheben über die äußere Welt, am eigenen Bewußtsein sich satt fressen, daß man alle Glückseligkeitslehre verdammt, der Mensch müsse nach Grundsätzen handeln, unbekümmert darum, fahre er damit Gott oder dem Teufel zu, das ist gar schön, auf dem Papier nämlich.

Ganz anders ist die menschliche Natur, die ist nicht stark an und durch sich selbst, ihrer Schwachheit muß zu Hülfe gekommen sein, in ihrem Elende muß sie getröstet werden, am Stabe höherer Hoffnungen aufgerichtet. Das hat Gott in seiner Gnade getan, hat uns die Erde gezeigt als eine Insel im Weltenmeere, als ein St. Helena, wo wir in dem Fluten der Materie anlegen, uns erholen, neue Kräfte, Speise und Trank, sammeln sollen zur fernern Reise ins neue, ins verheißene Land, hat uns den Trost gegeben, daß unserm Sehnen nach reiner Seligkeit ein freudiges Ziel gesetzt sei, daß das geistige Erheben kein trostloses sei, sondern ein Steigen auf der Leiter, die zum Himmel führt, daß das Entbehren der Materie keine Strafe sei, sondern eine Fügung Gottes, das Ertragen einer Last eine Übung der Kräfte sei, nicht eine Ungerechtigkeit, — denn auf dem Wege unseres Heilandes gleiche alles droben, jenseits sich aus, jedes Rätsel werde gelöst, und jeder finde, was er verdient bei Leibesleben.

Diese Lehre ist freilich eine Krücke, aber solange wir schwache Menschen teilweise Sklaven der Materie sind, bedürfen wir dieser Krücke, und die Edelsten, Höchsten bedürfen ihrer am meisten, das Tier, der Knubelkäusi, der im Bewußtsein seiner Stiere und Kühe, seiner paar tausend Pfund lebt, bedarf ihrer am wenigsten, — denn wir sind und bleiben halt Menschen, solange wir hier weilen, und zu etwas anderem wird uns keine Theorie machen, weder eine Rousseausche noch eine Hegelsche noch irgendeine allerneuste.

Ein sehr merkwürdiges Beispiel dieser Wahrheit ist eben der Kommunismus unserer Zeit, er ist ein Kind der Verwerfung der so-

genannten Glückseligkeitslehre: man solle nicht ans Jenseits denken, sondern seine Pflicht tun, eben weil sie Pflicht sei, man solle geistig sich emanzipieren, ohne zu fragen, warum, es sei an sich selbsten schön. So hat man allmälig das Jenseits wegstibitzt, die Fortdauer nach dem Tode wegdisputiert; was aber geblieben ist, das ist: erstens die menschliche Natur, welche was haben will, deren Gott die Materie ist, und zweitens die Lehre, daß Bildung, Geist, Kultur, Aufklärung, geistige Emanzipation, und wie das Zeug mehr heißt, erst den Menschen zum Menschen mache und so ein Gebildeter, Gegeisteter, Kultureter, Aufgeklärter, Emanzipierter unendlich mehr sei als so ein dummes Menschenkind, das weder in einer Sekundarschule gewesen sei noch in einer Töchternschule, besonders einer burgerlichen, weder im Weltschland noch auf einem Kaffeehaus oder gar auf Reisen.

Nun sind so viele Kulturete geworden, und Emanzipierte geben lateinische und griechische Letzgen oder wursten die Sprachlehre oder können Bücher schreiben und sollten eigentlich schneidern, sind gegeistet über alle und haben nichts, haben nichts diesseits und haben kein Jenseits, sie haben es selbst über Bord geworfen, es beschwerte ihr Schifflein zu stark; sie wollen doch etwas, denn sie haben trotz der Kultur die menschliche Natur, die was will, so gut wie der gemeinste Schweinsjunge. Trotz allem ihrem Bewußtsein, ihrem Innern, ihrem erhabenen Standpunkte wollen sie doch was haben, und zwar in der wunderbarsten Ironie nicht etwas für den Geist in unserm geistigen Jahrhundert, wo man angeblich um des Geistes willen das Christentum für veraltet erklärt hat, sondern sie wollen was haben für ihre Zähne, für ihren Bauch.

Es ist eine furchtbare Ironie, welche mit Allgewalt diese Allgegeistigsten zu ihren schweinischen Gelüsten zwingt, es soll der Welt der Wert dieses geistigen Bubentums handgreiflich gezeigt werden. Gäb was die um sich bögeln, aufbegehren, bäumelen: „Gib her, Bauer, Aristokrat, verfluchter Hund!", will ihnen den sogenannten geistigen Hunger niemand stillen mit Mädchen, Wei-

bern, Bratwürsten und Bauernhöfen, man läßt sie brüllen und aufbegehren. Und nun, was macht dieses geistige Hallunkentum? Es kehrt die Bildung um, wie man einen Spieß umdreht; wie man sonst mit der Bildung ein wirkliches geistiges Wachstum bezweckte, eine Emanzipation des Geistes von der Materie, eine Annäherung an Gott, ein Wachstum zur neuen Wohnung beabsichtigte, so scheint das neue Hallunkentum die Bildung als ein Mittel zu betrachten, der Materie sich zu bemächtigen (nicht über sie sich zu erheben), sie unter die Zähne und von da in den Bauch zu führen, zu betrachten als eine Art von Mäusenfalle, in welcher man aber statt Mäuse Weibervolk und Braten fängt und Rheinwein samt Zeug zu währschaften Hosensäcken.

Sie stellte erst ganz sachte die Fallen auf: Staatsgüter für alle Staatsbürger, Rechtsamene für alle, die nichts hatten, Maßguttere für durstige Offiziere, Haberkasten für dicke Schimmel, welche man von der Eidgenossenschaft bezahlt haben wollte, Pfarreinkommen für magere Schulmeister, Burgergüter für schlechte Burger und noch schlechtere Hintersäßen, große Einkommen für weite Mäuler, und in diese Falle lockte man mit dem feinsten Gifte, das niemand merkte, das aussah, als käme es vom Himmel her, mit Theorien, die klangen wie Sphärenmusik, wie Schulmeistergesang, wie das herrliche Klingen am Zürcher Sängerfeste oder wie mit Speck die Mäuse, mit Ehrenbechern, Lorbeerkronen, moralischen Ehrentiteln und hyperboräischen Lobpreisungen in allen Zeitungen — mit exegi monumentum aere perennius, das heißt mit einem schlechten Artikel auf schlechtem Papier, der länger nicht währt als einen Tag.

Die Fallen stellten sie auf, aber das Ding geht zu langsam, Schmeißfliegen vermögen nicht Erfolge länger als einen Tag zu erwarten, von wegen morgen sind sie schabab und haben von all dem Ding nichts. Darum mußten sie Treiben und Hetzen anstellen, wußten sie zu plazieren auf alle Bühnen der ganzen Welt, ja sie brachten es dahin, daß ehrbare Großräte sich solche Treibjäger selbsten vor die Nase stellten und wahrlich in unmenschlicher Dumm-

heit und in göttlichem Selbstbekenntnis, indem sie mit sehenden Augen die kommunistischen Projekte nicht sehen, sie für aristokratische Nebel halten, daß sie nicht wüßten, warum es zu tun sei, und was die Glocke geschlagen.

Eine sehr eigene Wahrnehmung mag hier wohl eine nicht ungeeignete Stelle finden. Eine alte Schwachheit der Menschheit ist es, den Höhern sich anzuschließen, in ihrer Herablassung sich geehrt zu fühlen und in gieriger Hast ihre Moden und Meinungen sich anzueignen; diese Schwachheit ist im Grunde nichts als der höchste, aber vom Teufel zur Schwachheit verdrehte Trieb im Menschen, der Trieb nach oben. Aber dieses Oben ist eben weit oben über den Sternen und nicht in einem irdisch hochgestellten Haupte, und wäre es auch ein gekröntes, zu suchen.

Nun kam allgemach und langsam wie die östreichische Landwehr die Menschheit an die Marchen, wo sie die christliche Lehre, wenn nicht begriff, so doch zur Geltung kommen ließ, daß die Seele mehr sei als der Leib. Das ward nun dem Teufel gefährlich, aber, nicht immer dumm, stellte er sich plötzlich selbst auf die March und rief auf weltsch: „En avant, concitoyens, en avant, mes frères!“, von wegen so was versteht man auf weltsch besser als auf deutsch. Aber er kommandierte nun nicht, daß jeder aus geistiger Niedrigkeit sich emporarbeiten solle, sondern daß man alle, welche um leiblicher Güter willen höher als die andern seien, entweder einen Kopf kürzer mache oder die Güter ihnen nehme, damit alle gleich würden. Er reiset also die Menschen wieder ans Leibliche hin, verrücket das Ziel aus ihren Augen, und das gleiche Manöver treibt er fort und fort bis auf den heutigen Tag und immer unter des Geistes Feldgeschrei, nur brüllt man es zu Zeiten wieder lauter.

Dahin nun hat man es allerdings gebracht, daß Aufklärung, Bildung, Theorie Stichwörter, Trümpfe geworden sind, mit denen man alles stechen zu können meint, was diese Wörter alles in sich fassen, nicht Geist absolut, sondern wieder in merkwürdiger Ironie Zeitgeist, will aber für diesen Zeitgeist die gleiche Stellung zum

Menschen in Anspruch nehmen, die man ehedem dem heiligen Geist eingeräumt hatte.

Die Apostel dieses Geistes haben sich ein großes Ansehen zu geben gewußt, gelten als vornehm, und die, zu welchen sie sich herablassen, die fühlen sich hoch geehrt und sperren ds Maul auf wie dürre Meienstöcke, wenn es regnet. Sie lassen sich nämlich hauptsächlich zu denen herab, welche die Geister nicht prüfen können, welche gerne von jeglichem neuen Winde sich hin und her wehen lassen, und namentlich, wenn er ihr Fleisch kitzelt, die sehr zum blinden Glauben geneigt sind, wenn dieser Glaube mit ihren Lüsten Brüderschaft zu machen weiß. Sie bemächtigen sich Kinder und Jünglingen, füllen sie mit Eitelkeit und lästern das Alter, sie bemächtigen sich der Räte, die wenig wissen und viel vorstellen möchten, der Kapazitäten, die keine sind, aber große Gelüsten haben, der Magnaten, die dick sind, aber mager im Geldseckel; die alle füllen sie mit Zeitgeist wie Luftballons mit Gas, blasen hinten, was sie mögen, und zeigen vornen einen Zauberspiegel, in welchem der Zeitgeist alles niederhaut, was im Wege steht, und wären es Berge unserer Jungfrau gleich; sie steigen aber auch nieder zu den Handwerkern und zeigen, was für Schlösser die Geldkisten der Reichen haben, zu den Armen und lassen merken, daß die Bauernhöfe teilbar seien, und daß es kehrum gehe in der Welt.

In Schrift und Wort predigen sie allen, daß Pfaffen und Aristokraten fortmüßten und sie ans Brett, und seien sie am Brett, so könne jeder glauben und tun, was er wolle, und das sei die höchste Kultur und Aufklärung. Soll in unserer Zeit das Alte wieder neu werden, der Engel des Lichts vom Hochmut verführt Gott vom Throne stoßen, Gott sich gleichmachen wollen, fehlspringen, in die tiefste Tiefe fallen, zum Teufel werden? Denn was ist all diese Lehre anders als die Lehre, daß, wen es gelüste, eine Sau sein zu wollen, nur eine sein solle; Bessers könne niemand tun als das, was ihn gelüste, Bessers hätte niemand zu erwarten, und wer es nicht tue, der hätte es verpaßt. Es ist die Lehre von der Emanzi-

pation des Fleisches, jetzt in der Zeit des Geistes die Lehre, daß das Fleisch in vollem Rechte sei, der Geist nur dafür zu sorgen hätte, daß das Fleisch habe, was ihns gelüste, es aber auch so genieße, daß es ihm selbst, dem Fleische, nicht wehtue; es ist nichts als die Lehre, daß der Hase weiden könne im nächsten Klee, nachlaufen könne jeder Häsin, die ihm entgegenläuft, fressen oder laufen lassen seine Jungen nach Belieben, aber das alles nicht mehr aus Instinkt, sondern aus Theorie, alles nach dem Zeitgeist, so daß der Mensch und das Tier das gleiche tun und alle Aufklärung und Bildung und Kultur den Menschen in tausendjährigem Kreislauf zu der Theorie zurückgeführt, daß er am besten tue, wenn er tue wie ein Vieh.

Das ist die zeitgeistige Reaktion gegen das Christentum, und merkwürdig ist es, daß sie hauptsächlich von Juden ausgeht; diese Juden sind Vollblutjuden, halbblütige und viertelsblütige, und weil sie Palästina zu trocken und steinicht finden, möchten sie aus der ganzen Christenheit ein Palästina machen. Und merkwürdig bleibt, wie unsere neue Welt, junge Leute und junge Ansprüchlinge durch die Herablassung der neuen Apostel sich geehrt finden und Ratsherren und Handwerksbursche aus Leibeskräften ihr ein Horn blasen, welches aber bei den verschiedenen Mäulern, die blasen, auch verschiedene Töne gibt. Merkwürdig ists, wie Ratsherren, Agenten, Gumene, Handwerksbursche, Straßenarbeiter und sechskreuzerige Drescher das Herz im Busen schwellen, brennen fühlen, wenn so ein Apostel unter sie fährt wie ein Gergesener unter die Schweine, wie sie horchen, wie sie ihm lauschen, und wie sie dann in Ratssälen und Kneipen wieder ausposaunen, was sie in vertraulichen Stunden eingesogen, und wie sie sich meinen damit und brüsten und verächtlich von Höchsten reden, aber mit Respekt von ihrem eigenen Saugeist, und wie sie sich brüsten und stolzieren von wegen ihrer Freundschaft mit jenen Fleischpredigern und dem Geiste, den sie im Leibe haben; habens wie Knaben, sehen die papiernen Zöpfe nicht, die ihre eigenen Kameraden ihnen an den Rücken gehängt,

und sehen nicht, wie sie, sie mögen tun, wie sie wollen, nichts schreiben können als „Mene, Mene, Tekel, Upharsin!"

Manche alte Sage, welche man als Märlein verachtet hatte, hat die neue Naturforschung zur Wahrheit gemacht; ist es vielleicht ebenfalls der Geschichte vorbehalten, die Wahrheit zu konstatieren, daß, wer auf das Fleisch säe, vom Fleische das Verderben ernte? Die Sache wäre deutlicher auszudrücken gewesen, hätte aber anzüglich scheinen können.

Zu dieser Schule gehörte jedoch unser Doktor nicht, von diesem Umbiegen der Kultur ins Tiertum hatte er noch keinen Begriff, er stand bloß auf der Höhe der Männer des Altertums, die, wenn sie zur Erkenntnis kamen, die Welt genüge ihnen nicht, oder sie seien von der Welt überwältigt, das Schwert sich in die Brust spießen und nie daran gedachten, die Ordnung, an der sie gearbeitet, in Unordnung zu verkehren, um sich zu retten. Der Weichheit, welche im Christentum liegt, der liebenden Hingebung hatte er in seinem Jahrhundert stehend sich nicht erwehren können, aber ihr fehlte das Ziel, das Warum, die Weise. Als die Welt ihm nun nichts gab, als seine Kraft schwankte, als seine Kunst ihm nicht einmal ein liebend Weib ernährte, als ihm, der Tausenden geholfen, niemand helfen wollte, den Stachel in seinem Herzen niemand zu sehen schien, da ward er mutlos, die Schwäche der Menschen kam über ihn. Wenn er ging, so dünkte ihn, er gehe knietief in der Erde, wenn er denken wollte, so war gleich eine Bitterkeit oder eine Wehmut da, welche ihm entweder das Wort erstickten oder demselben eine Schärfe, eine Betonung gaben, die niemand begriff als Sophie. Sophie ging bei solchen Reden oft hinaus und weinte, Sophie fühlte, hier lag etwas zugrunde, an das es nicht zu kommen vermochte; denn was der Stimmung zugrunde lag, das zur Sprache zu bringen, das war nicht an Sophie, und, je mehr es den Doktor drückte, desto hartnäckiger verbarg es der Doktor.

* * *

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Was ein alter Pfarrer tut, und was ein Vikari meint.

Der Frühling war aufgebrochen aus der Erde Schoß, der Sonne Kuß hatte ihn in seiner weißen Winterwiege getroffen und zu frischem Leben ihn entzündet. Der Hirt trieb mit neuer Sorgfalt die Herde zur Weide, mit frischer Kraft der Landmann den Pflug durch erhärtetes Land, streute neuen Samen mutig aus mit neuer Sorgfalt und in altem Vertrauen. „Weide meine Lämmer!" hatte zwischen Ostern und Pfingsten Jesus zu Petrus gesagt, ihn zum Hirten gesetzet über die zu sammelnde Herde; zu gleicher Zeit hat er seine Jünger alle ausgesandt, die Völker zu taufen, zu lehren, zu sammeln zum Himmelreich. Es ist diese Zeit der Berufung die Zeit der Prüfung des geistlichen Hirtenamtes. Es muß in dieser Zeit jedem geistlichen Hirten sein, als nehme er neu den Stab zur Hand, zu weiden die Herde des Herrn, in der Zeit der Zerstreuung, in des Sommers arbeitsvollen, weltlichen Tagen. Da ists auch billig, daß die Herde sage, ob die vergangene Hut eine getreue gewesen, durch des Hirten Schuld kein Schaf verloren gegangen, oder ob sie eine neue Weise des Weidens begehren und größere Treue.

Schon lange hatte es sich zu Gutmütigen geistig gereget, aber nicht zu des Vikars Gunsten. Ihr alter Herr war ihnen lieb und wert, seine Glaubensweise war auch die ihre, die Mehrzahl der Gemeinde hatte er getauft und unterwiesen, in alle Lebensverhältnisse einen scharfen Blick, für alle einen guten Rat, und was er schrieb, das war geschrieben. Er stund in großer Achtung rundum. Die geistige Verschiedenheit zwischen ihrem alten und jungen Herrn hatte die Gemeinde längst erkannt, und vom Jungen war sie absichtlich nicht verhehlt worden; der Vorfall bei Jowägers war bekannt und in der Gemeinde mehr beredet worden, als man im Pfarrhaus ahnete.

Den meisten Menschen war das Tun des Vikari gar fürchterlich

vorgekommen; so einen, der die Leute dá Weg verkehr, duldeten sie nicht, sagten sie, der müsse sie denn notti nicht dem Teufel zutreiben mit seiner Geistlichkeit. Bald vierzig Jahre sei der alte Herr da und öppe bi mängem gsi, aber no keine hätte er wirbelsinnig gemacht. Dem wollten sie es aber reisen, es werde dem Alte o ds Rechte sy. Sie wollten ihrem alten Vater auch einmal etwas zLieb und zEhr tun, aber etwas, das nichts kostete. Sie rateten ab, an der Visitaz den Vikar zu verklagen wegen allerlei Dingen, wie er zum Beispiel zu lange predige, zu lange unterweise und so weiter, aber dann vorzüglich gestützt auf den gedachten Fall seine Versetzung zu begehren. Sie hätten ihn afe lang genug gehabt, es nehme sie wunder, wie auch ein anderer sei. Der Statthalter, der gewöhnliche Wortführer, sollte das styf zFade schla u de vorbringe, daß es öppe e Nase heyg, einstweilen brauche man öppe nicht viel davon zu reden.

Es war nicht lange vor der Visitaz, so kam der Statthalter zum Pfarrer, auch einer, den er unterwiesen hatte, eben kein Hexenmeister im Setzen. Schreiben könne er noch gut genug, pflegte er zu sagen, aber mit dem Dolders Setzen könne er nichts machen; der Pfarrer war meist sein Kumm-mer-z-Hülf, er tat es gerne und umsonst, dazu gab ein traulich Wort das andere. Und wenn Präsident und Sekretär des Sittengerichtes schon zuweilen ein traulich Wort miteinander reden, so schadet es wahrlich der Gemeinde selten viel.

„Aberdo (apropos)," sagte der Statthalter, „wüßt Ers?" „Was?" fragte der Pfarrer. „E, Ihr werdets wohl vrno ha, un es wird Ech recht sy?" „Ich habe nichts vernommen," sagte der Pfarrer, „und so weiß ich nicht, wie es mir ist; was ists, was gibts?" „He, daß mr dr Vikari wey vrklage a der Visitaz, u daß mr e angere wey." „Aber um Gottes willen," fragte der Pfarrer, „was kömmt Euch an, was hat es gegeben?"

Nun erzählte der Statthalter, wie eigentlich niemere viel uf em Junge hätte, und was sie ihrem Alte zLieb und zEhr tun wollten. Der Pfarrer erschrak ordentlich, als er das hörte, und hatte seine

liebe Not, dem Statthalter begreiflich zu machen, daß, wenn sie ihm etwas zLieb und zEhr tun wollten, sie den Vikar nicht verklagen dürfen. Nit, sagte er, daß er es ihm in allen Dingen recht mache und er immer sei, wie er sein sollte; aber er sei noch jung, und wenn er einmal die rechte Erfahrung hätte, so werde es sicher schon mit ihm gehen, guten Willen hätte er, und geschickt sei er auch wie nicht leicht einer. Das möge sein, sagte der Statthalter, aber ströfli dumm zytewys. Letzten Herbst sei er zSchnäflige übers Feld gegangen und hätte die Leute gefraget: „Syt er am Kornsetze?" Seither hielte man ihnen das allenthalben vor. Sobald man an einem Markt oder in einem Wirtshause vernehme, daß einer von Gutmütigen sei, so frage man ihn: „Wottsch ga Korn setzen?" Sie hätten es afe ungern und wette, daß dr Vikari mit seinem Kornsetze es weiß ke Mönsch wo wäre.

Sie sollten ihm das nicht so übel nehmen, antwortete der Pfarrer; das lehre man sie halt nicht, daß man das Korn säe, nicht setze, und daß man mit solchen Irrtümern so grob fehlen könnte, das begriffe man in der Stadt nicht, dort werde man je länger je gebildeter, aber vor lauter Bäumen sehe man den Wald nicht mehr, so wie man ja auch vor lauter Gesetzen bald kein Recht mehr finde und keinem Handel ein Ende. So junge Menschen könnten einen recht erbarmen, und man müsse Geduld mit ihnen haben, zuletzt gebe es doch noch was Rechtes aus ihnen. Wenn sie ihn verklagten, so meine er sicher, er, Pfarrer, habe sie dazu aufgestiefelt, und das wäre ihm sehr leid, und allerdings, wenn der Vikar das meinte, so hätte er das Recht, zu klagen, er, Pfarrer, sei nicht christlich gegen ihn, am allerwenigsten amtsbrüderlich. Denn wirklich sei nichts unchristlicher, als wenn Geistliche die Gemeinde einer gegen den andern hetzen, und am allerunchristlichsten wäre es an einem Alten, der ein Vorbild der Jugend sein soll und wissen solle, was Jugend sei, denn er sei jung gewesen, der Junge aber noch nie alt, der wissen solle, wie nötig gegenseitige Geduld sei, der freudig sie üben solle, weil er wohl fühle, wie er selbst sie alle Tage nötiger hätte,

der am besten wissen solle, wie Friede nähre, Unfriede zerstöre, und nicht nur eine Gemeinde, sondern auch das Reich Gottes auf Erden, es begreifen solle, wie eine Jugend nachwachsen, allmälig an des Alters Platz treten müsse, wenn das Alter nicht trostlos sein solle, eine Erde ohne Sonne. „Nein, lieber Statthalter, das tut mir nicht, verklagt ihn nicht! Seht, ich bin in der Sache vielleicht zuerst im Fehler, ich hätte ihn warnen, vor vielem ihm sein können, wenn ich nicht empfindlich geworden, die Geduld verloren hätte. Aber er war anfangs schon so mißtreuisch, betrachtete mich gleichsam als nicht von den rechten einen, man hatte ihm wahrscheinlich gesagt, ich gehöre zu den Weltgläubigen oder Verstandesmenschen, oder wie man ihnen heutzutage sagt, ich weiß es nicht, und da war er wunderlich gegen mich und nahm Lehren von mir mit dem gleichen Lächeln in den Mauleckеn auf wie Lättlochsameli. Am Lättlochsameli konnte ich sie ertragen, am Vikari nicht, ich ward empfindlich, schwieg, das war nicht recht von mir, mich könntet ihr deswegen verklagen; aber mir zLieb und Ehr verklagt den Vikari nicht!"

Der Pfarrer hatte ernstlich Mühe, mit seiner Bitte durchzudringen, und auch vor dem Sittengerichte mußte er sie sehr ernstlich geltend machen; vielleicht hätte er weniger Mühe gehabt, wenn nicht die Täubi über das Kornsetzen sich sehr tief gefressen hätte. Noch am Morgen der Visitaz war der Pfarrer seiner Sache nicht sicher, mußte den Visitator nebenausnehmen, ihn bitten, daß er allem aufbieten möchte, eine Klage gegen den Vikar zu verhindern, er selbst habe bereits sein möglichstes getan; allein wenn seine Leute was im Kopfe hätten, hätten sie es nicht in den Füßen.

Der Visitator war ein angesehener, verständiger Mann mittlern Alters, der klar ins Leben sah und offen in der Menschen Gesichter. Er ward ordentlich gerührt von des Pfarrers dringlichen Bitten und sagte: „An mir, Herr, soll es nicht fehlen, ach, wenn sie alle so wären! Nirgends wird schärfer und strafender das Wort des Herrn, daß jedes Reich, welches in sich selbst uneins ist, zerfalle, als an uns, und niemanden ist böser predigen als uns selbst, da

jeder meint, er könne es selbst am besten. Wie not täte es uns, daß der Herr unter uns erscheinen, sich gürten und das Fußwaschen sichtlich unter uns vornehmen möchte! Ach, manchmal kömmt man ordentlich in Versuchung, auch uns ein sichtbar geistlich Oberhaupt zu wünschen, da unser gegenwärtiges Oberhaupt zu weltlich geworden ist. Man möchte alle Tage beten: ‚Vater, vergib ihm, es weiß nicht, was es tut'; denn während es den Katholizismus zu verfolgen scheint, führt es, soviel an ihm, die Leute auf die Wege, welche direkt nach Rom führen. Da täte dieses brüderliche Wesen so not, dem Feuer der Jugend die reife Weisheit des Alters, und da steht so gerne die Welt dazwischen mit der Jugend Überhebung und des Alters Grämlichkeit, und was der eine baut, zerstört der andere wieder in unseliger Verblendung. Seid sicher, was ich vermag, soll geschehen, und ohne Segen soll dieser Tag nicht sein!"

Es predigte der Vikar über den Text: „Selig seid ihr, wenn euch die Menschen um meinetwillen schmähen und verfolgen und reden allerlei Böses wider euch, so sie daran liegen. Freuet euch und hupfet vor Freuden, dann es wird euer Lohn groß sein im Himmel. Denn also haben sie die Propheten verfolget, die vor euch gewesen sind." Es war eine etwas anfechtige Predigt, worin gezeigt war, wie noch heutzutage die verachtet seien, die sich wieder dem reinen Evangelium zuwendeten.

Nach der Predigt trat der Vikar ab, die Visitaz begann, die üblichen Fragen liefen alle mit dem üblichen Ja ab, wobei jedoch bei jedem Anlaß, den sie darboten, dem alten Herrn und seiner Familie ein warmes Lob gespendet ward. Der Visitator, das Ding nicht rührend, lobte auch die Gemeinde, daß ihr ein gutes Zeugnis von ihrem Hirten gegeben worden, und freute sich der schönen Eintracht zwischen Hirt und Herde, welche sein müsse, wenn das Reich Gottes gedeihen solle. Der Meinung, sagte der Statthalter, sei er auch, aber eben deswegen möchte er noch ein Wort reden, wenn es erlaubt wäre; er begehre nicht, daß es aufgeschrieben würde, aber der Herr Visitator solle daraus nehmen, was er für gut finde.

Nun erzählte er, was wir schon wissen, wie sie den Vikar hätten verklagen wollen, der alte Herr aber abgewehrt. Sie hätten es ihm zu Gefallen getan, weil er es sei, einem andern hätten sie es nicht getan, von wegen die Sache hätte sie z'taub gemacht. Aber lieb wäre es ihnen doch, wenn er den Vikar nebe us nehme und ihm einen braven Zuspruch geben würde, daß er dere Züg müßig gang; es heyg ihm neue niemere nüt druf. Er söll uf ihre alte Herr luege u dems styf nahmache, dä heyg nes breicht, und wenn ers mach wie dä, su gäbs no öppis us ihm, aber dä Weg heyg niemere nüt uf ihm. Und säge söll er ihms ume, daß, wenn dr alt Herr nit gsi wär, si angers mit ihm gredt hätte. Sie hätten es schon manchmal zusammen gesagt, man sei doch gfellig, wenn man so einen alten Herrn habe, der fest i dr Sach syg, als son e Junge, wo selber nit wüß, wo dure, und lang geng dFäister bi dr Türe hinger such.

„Das freut mich einmal," sagte der Visitator, daß er das Alter rühmen höre, das sei gegenwärtig eine seltene Sache; alles schreie nach Jungen, die nachemöchten, die vorwärtswollten, die wüßten, was die Glocke geschlagen, die Zeit, die nur Galopp fahren wolle, schätze das bedächtige Alter nichts, das meine, man müsse allbeeinst verschnaufen und nichts verkarren. So seien an vielen Orten alte Lehrer, alte Pfarrer, alte Leute überhaupt übel dran und unwert, und die Lehre der Bibel, daß man vor einem grauen Haupte Ehrfurcht haben und aufstehen solle, ganz verkehrt. Ja freilich komme man mit einem jungen Knechte weiter, aber sicherer sei, Haus und Hof einem alten anzuvertrauen, und wenn schon ein alter langsamer werde, so werde er desto sorgsamer, und was er gemacht, sei gemacht, und was er geredet, sei geredet, das sei nicht heute so und morgen anders.

Doch klagen solle man nicht darüber, denn diese Zeit habe Gott gemacht wie jede andere Zeit, aufmerksam machen wolle er nur auf der Zeiten Eigentümlichkeit. Es habe nicht bloß jedes Jahr seine Jahreszeiten, sondern diese Jahreszeiten seien auch merkbar im großen Weltenlauf. Da gebe es Zeiten, wo nichts zu wachsen,

alles Leben erstarret scheine, dann komme plötzlich der Frühling, und es sei, als wenn alles, alles neu werden müßte, und da, meine man, müßte man lauter junge Gärtner haben, die alle Tage was Neues brächten. Aber wie schön der Frühling auch sei, mit ihm wäre den Menschen nicht geholfen, und lauter Neues alle Tage sei wohl kurzweilig, aber nicht nützlich; übel daran wäre der Mensch, wenn alle Tage neue Blumen kämen, aber nie die Frucht. Darum muß das Neue auch bleiben, alt werden, wachsen, reifen, Früchte tragen, was Zeit braucht, und treue, sorgsame Gärtner, die in Geduld das Altgewordene zu pflegen wissen zur Zeitigung.

So eine junge Zeit haben wir; drum sind auch die jungen Leute so wert, und torrechte Knaben, junge Lehrer und junge Ratsherren meinen, es müsse immer so bleiben, es seien halt Kinder, würden es aber auch nicht immer bleiben, wären einmal froh, wenn man auch auf dem Alter was hielte. Und das müsse wiederkommen, und kömmt es nicht, so kann man daraus abnehmen, daß Gott im Sinne hat, die Welt zu zerstören, darum ließe er die Menschen kindisch werden, daß sie die Blumen zerrupften, statt sie zur Reife zu bringen.

Sie aber hier stünden nicht mehr im Frühling, in der neuen Zeit, vor vielen Jahren schon hätte der alte Herr, damals jung, ihnen einen jungen Frühling gebracht mit vielem Guten und Schönen, das sei ihnen lieb und wert geworden und der Gärtner, der es gebracht, auch, und beide, Pflanze und Gärtner, hegten und pflegten sie jetzt in Liebe und Ehr, ihr Gefühl sage ihnen, daß beide zusammengehörten, die Frucht dest süßer werde, je mehr sie zeitige, der Gärtner dest treuer, je mehr er alte. Es wäre manchem Jungen gut, wenn er käme und hier ein Beispiel nähme, wie man im hohen Alter auch in Lieb und Ehr bleiben könne, und mancher Gemeinde würde es frommen, wenn sie hier ein Beispiel nehmen würde, wie das Neue alt werden müsse, wenn es zu Heil und Frommen dienen solle. Und eben im wahren Christentum liege die Kraft, immer das alte zu bleiben und doch immer neu zu werden, und jeder junge

Gärtner in Gottes Reiche könne nichts Neues bringen, aber das Alte verjüngen in neue Kraft, zu neuen Früchten, die aber wiederum nur die alten seien.

Jetzt aber müßte er abbrechen, sagte der Visitator, sonst könnten sie im Pfarrhause meinen, wie sie uneins seien, oder was alles geklagt werde. Aber er rede gerne ein vertraulich Wort zu seinen lieben Mitchristen neben Lob und Klage hinein. So eine Visitation sei eine wichtige, aber christliche Verhandlung, kein oberamtliches Verhör; darum, glaube er, solle auch ein freundlich, christlich Wort, zu dem man so selten untereinander komme, seine gute Stätte finden. Herzlich habe es ihn gefreut, wieder einmal eine solche Gemeinde zu finden, und wenn Gott sie gesund erhalte, so werde er sich das ganze Jahr herzlich darauf freuen, nächstes Frühjahr wieder zu ihnen zu kommen.

Im Pfarrhaus war man allerdings sehr gespannt über die lange Verhandlung. Die Pfarrersleute hatten Angst, es möchte etwas Unangenehmes geben, neue Störung in ihren Frieden kommen, und der alte Herr sagte mehr als einmal: „Sie hätten es mir wohl zu Gefallen tun können, ich weiß nicht, was das ist, sonst hätten sie es mir getan.“ Die gute Mama jammerte, so etwas hätte sie noch nie erlebt, das werde ihr den ganzen Tag verderben; so mißvergnügte Gesichter könnten sie viel unglücklicher machen als eine angebränntete Suppe, und wie man auch anwende, es dünke einen, niemand lebe wohl an Essen und Trinken, und es sei gerade, als ob die Leute es wisse kein Mensch was im Munde hätten.

Gereizt ging dagegen der junge Herr sein Zimmer auf und ab; das werde wohl eine Anzettlete gegen ihn sein, aber er fürchte sich nicht, eine eigene Eingebung müsse es gewesen sein, daß er diesen Text erwählet. Ei nun denn, er wolle gewärtigen, was komme, der Herr werde auch da ihn nicht verlassen; aber von wem es komme, das wisse er wohl. Endlich kam der Visitator. Er sah nicht verlegen, gespannt aus wie gewöhnlich die Visitatoren, wenn sie Klagen in der Tasche haben; ernst, aber hell war sein Auge und

freundlich sein Gruß. Der alte Herr ging ungeduldig ihm entgegen und fragte: „Hey sis doch nit chönne la blybe?“ „Wohl, wohl,“ antwortete der Visitator, „es ist alles gut gange, heyt key Kummer!“ „He nu, gottlob!“ antwortete der Pfarrer. „Ih hätt ne welle!“ „Mag er denn nicht warten, bis er es vernimmt?“ dachte der junge Herr, als er den Pfarrer unter der Türe sah, „da sieht man doch jetzt gleich, wie er es meint. He nu, so ist man doch nicht im Irrtum und weiß gleich, von wem es kömmt.“

Als der Visitator droben in der Stube beim Vikar war, um die Pfarrbücher nachzusehen, und dieser ihm sie vorlegte, sagte der erstere: „Erlaubet, Herr Vikari, ehe ich anfange, non es Wörtli! Ihr habt eine fatale Geschichte gehabt und die Leute sie sehr übel genommen, hütet Euch vor solchen Dingen und seid vorsichtiger! Die besondere Seelsorge ist wie ein zweischneidend Schwert, und großer Erfahrung und Besonnenheit bedarf es, wenn man damit nicht mehr schaden als nützen will, und wenn eine Seele zu Schaden kömmt, wo hat die Welt etwas, den Schaden wieder zu heilen?“

„Also geklagt haben sie über mich?“ fragte der Vikar. „Geklagt nicht, aber mich ersucht, Ihnen eine freundliche Mahnung zu geben für die Zukunft.“ „Es ist doch auch nicht recht,“ sagte der Vikar, gleichsam vor sich hin, „so die Leute gegen mich aufzureisen. Ich bin immerhin ein Amtsbruder, aber ich weiß wohl, so einen Vikar sieht man nicht dafür an und behandelt ihn ärger als einen Juden.“ „Was meint Ihr damit?“ fragte der Visitator, „wer soll aufgereiset haben, und wer behandelt Euch ärger, als ob Ihr ein Jude wäret?“ „Die ganze Sache hat mir der Herr Pfarrer angerichtet, den Leuten wäre das nicht in Sinn gekommen,“ antwortete der Vikar, „er kann mich halt nicht leiden und wirkt mir entgegen, wo er kann und mag; aber daß er mich gar verklagen ließe, hätte ich doch nicht von ihm geglaubt.“

Da stand der Visitator auf, legte die Hand auf des Vikars Achsel und sagte: „Herr Vikar, Ihr versündigt Euch schwer. Der Herr

Pfarrer ists, der ein schwer Wetter von Eurem Kopfe gewendet hat. Die Gemeinde wollte Euch verklagen, ihm zu Lieb und Ehr unterließ sie es. Er ists, der die Liebe in sich trägt, an der Jesus seine Jünger einst erkennen will, und ohne diese Liebe ist jeder Glaube eitel, und diese Liebe ist die, welche dem Samariter half, den der Priester um des Glaubens willen hülflos gelassen. Junger Mann, trachtet nach dieser Liebe; sie ist es, welche Euch einen neuen Glauben schaffen, den Glauben, daß in Euern Mitmenschen nicht bloß der Teufel wohnt, sondern auch Gott, der Euch in Euerm Pfarrer, den Ihr für einen Feind gehalten, einen Vater verehren lassen wird."

Den Vikar schlug diese Rede mit fast betäubender Gewalt, sie kam so unerwartet, war so fest, so hoch, beugte ihn, der sich bald zum Märtyrer erhoben glaubte, hinunter zum fast knabenhaften Sünder. Während er das Herz voll Groll trug und meinte, von Verfolgen und Vergeben reden zu können, trugen andere das Herz voll Liebe, hatten im stillen für ihn gewirket, hatten wirklich feurige Kohlen auf sein Haupt gesammelt. Die Tränen standen ihm zuvorderst, der böse Geist flüsterte ihm böse Worte ein von Spiegelfechterei, sich nicht täuschen lassen, und wenn man jetzt schon zum Schweigen gemahnt, habe man doch zuerst die Sache angebahnt.

Aber diese Worte sprach er nicht aus, er schämte sich ihrer vor dem Visitator, der so hoch und ernst vor ihm stand, den er früher sooft geistlich bedauert hatte, weil er nicht von den Rechten sei, dessen überlegene Kraft er jetzt so mächtig fühlte, daß er die Augen nicht zu ihm emporzuheben vermochte. Es lag in diesem Augenblick eine Demütigung, die ein Leben nicht verwischt, eine Bußzucht so gewaltig als je eine, die erdacht und angeordnet worden.

Die beiden alten Leute machten gerne die Visitaz zu einem heitern Tage, und daß allen Gästen so recht von Herzen wohl bei ihnen sei, das war beider Augenmerk; wie es ihnen war, sollte es allen werden. So lange war der Pfarrer im Amte gestanden, daß man hätte glauben sollen, eine Visitaz sei ihm zur Gewohnheit geworden, des

Verlaufes derselben sei er sicher; so war es aber nicht. Tief im Herzen, man sah es ihm freilich nicht an, stand immer der Spruch geschrieben: „Wirket die Seligkeit mit Furcht und Zittern!" Er ward sich immer bewußt der Schwachheit, die nie vergeht, des Reizes der Welt, der nie erlöscht, daß Greis und Jüngling wachen und beten müssen, wenn sie nicht in Anfechtung fallen sollen.

Wem es so ist, der freut sich immer, wenn er am Ende eines Jahres noch aufrecht steht in Ehren vor Gott und Menschen; soviel des Weges hat er glücklich wieder hinter sich, umso näher ist ihm die Herberge, umso sicherer ist ihm der selige Eingang. Des Pfarrers geistliches Neujahr ist seine Visitaz, und wird er aufs neue in Ehre und Treue freilich von Menschen nur erfunden, so muß es ihm leichter ums Herz werden; einen neuen Absatz zum Himmel hat er erstiegen, und in dem Maße, als, je höher man steigt, die Luft lebendiger, reiner, frischer wird, in dem Maße wirds auch dem geistigen Steiger klarer, heller, freudiger ums Herz, je näher er der Höhe kömmt, dem Berge der Verklärung. Darum war der Pfarrer allemal so hell und froh an der Visitaz; sie war ihm wirklich ein Fest, und seine Freude teilte er gerne mit vielen.

Aber ebenso glücklich war sein Mamali, die Freude ihres Herren war doppelt in ihr, seine Freude war ihre Freude, dann pries sie sich glücklich, ihn zum Gatten zu haben, ein so schönes Los mit ihm teilen zu können. Und zu dieser Doppelfreude gesellte sich noch die Nebenfreude der Hausfrau, die auch nicht klein war, in Ehre und Freude speisen und tränken zu können an ihrem Tische frohe Gäste, die gerne kamen und ungern wieder gingen.

Auch der Doktor war da, sonst so lebendig, lustig, wenn auch immer etwas sprützig und anfechtig, diesmal aber still und grämlich. Die Pfarrer erzählten, wie die Leute um ihn gejammert, als er krank gewesen, wie man nur ein Urteil vernommen, daß in der ganzen Gegend niemand sterben könnte, wo es so übel ginge, als wenn er sterben sollte, wie die Leute nicht genug zu rühmen wüßten von ihm. Zu dem sagte der Doktor wenig; schmerzlich, fast höhnisch zog er

die Lippen in die Höhe und gab, sooft er konnte, dem Gespräch eine andere Wendung.

Die gute Mama sah das bald, meinte immer, das werde bessern, da die Herren immer auf diesen Gegenstand zurückkamen, so daß man wirklich sah, diese Reden waren nicht nur Komplimente, sondern gingen von Herzen; als aber immer das gleiche Lächeln in den Mundwinkeln zuckte, sagte sie: „Nòvò, heute hat nicht nur mein Herr Visitaz, sondern auch du, und zwar eine schöne. Jetzt glaubst du hoffentlich doch, was ich dir alle Tage sage, wie lieb und wert du bist, wie übel es gegangen, wenn du gestorben, und wie du dich schonen solltest. Es ist doch eine Freude, wenn die Leute so erkenntlich sind für das, was man an ihnen tut."

Da der Doktor nicht darauf antwortete, sagte sie: „Hörst, Nòvò, mir zGfalle mach ein fröhlich Gesicht und glaub, wie lieb du allen bist! Sieh, wie mein alter Herr so ein heiteres macht! Aber ich glaube gewiß, es sei den jungen Leuten heutzutage angetan, daß sie gar nicht mehr lustig sein können, ich verstehe mich nicht mehr darauf. Wir Alten machen Gesichter, wie wir sie ehedem gemacht haben, wenn ein Ball angehen sollte, und unsere jungen Leute sehen drein, wie wenn man ihnen kehrum auf die Füße trappete." „Tante," sagte der Doktor, der diese Wendung abschneiden wollte, „wenn alle Menschen wären wie Ihr, dann wäre gut Doktor, dann wäre überhaupt gut in der Welt sein. Dann, Tante, wollte ich ein Gesicht machen wie das Morgenrot."

„Du bist ein Lecker, Nòvò," sagte die Tante, „und willst mich foppen. Aber nein, gewiß, ich weiß nicht, wie die jungen Leute heutzutage sind, es ist gerade, als ob ein eigenes Unglück in die Welt gekommen wäre, welches wir Alten nicht merken, sondern nur die Jungen, so ein Gespenst, welches die wenigsten sehen, sondern nur die Fronfastenkinder, und so ein apartig Fronfastenkind wird wahrscheinlich jetzt jeder junge Mensch sein. Sie wissen viel mehr als unsereiner, bhütis, si sy am klyne Finger gschickter als wir an der ganzen Hand, und wenn ein Meitschi zwölf Jahre alt ist, so

könnte es der Mutter ihre Lehrgotte werden und macht schon ein Gesicht dazu, daß man zu unsern Zeiten Angst bekommen und gefragt hätte: ‚Ach, liebes Kind, gschwind, gschwind, was fehlt dir, hast Kopfweh, oder wottsch öppe dBlattere übercho?‘ Und wenn ich in meiner Einfalt so zu einem laufe und frage, so sagt man mir, ich verstehe das nicht, aber man möge machen, was man wolle, so habe man heutzutage keine Anerkennung. Du mein Gott, von dem Züg het me allbets nüt gwüßt. E jedere het gmacht, was er möge het, und ist froh gsi, wenn ne Gott gsund gla het, und jetzt sy dZytunge, mi ma dNase ha, i weli me will, voll Lob, Prys und Ehr, und de chlagt me de, es syg kei Anerkennung! Und de an ere Visitaz ißt mr ume kei Mönsch vo mym Griespuddäng, u han ih doch so agwendet!"

„Tante, Ihr seid ein Schalk," sagte der Doktor, „das hätte ich nicht hinter Euch gesucht." „Nein," sagte das Mamali, „das bin ich auch nicht, aber höhn bin ich, daß ihr Jungen da mir nicht esset und trinket und lustig seid, das ist zu unsern Zeiten anders gewesen. So ein Doktor hätte angefangen zu singen, und dVikarene het me nit dörfe z'fast pressieren, es hätt sust chönne fehle, und doch het es brav Lüt gä, gället, Herr Visitator?" „Aber, Frau Pfarrere," sagte der Visitator lachend, „soll das ghaue oder gstoche sy? Ich hätte gar nicht geglaubt, daß Ihr Euch auf das Trümpfen so gut verstündet, kein Mensch würde es Euch ansehen. Ja, damals gings lustig zu, manchmal nur zu lustig; aber die ganze Welt ist lustiger gsi als jetzt, und niemand hät Ärgernis daran genommen."

Als einmal das Gespräch auf diesem Bödeli war, kam eine lustige Geschichte nach der andern zum Vorschein, die alten Herren wurden recht jung und konnten so herzlich lachen, wie man es ihren ernsthaften Gesichtern gar nicht angesehen hätte. Aber weder den Vikar noch den Doktor steckten sie damit an; beide verließen frühe die Gesellschaft, der eine ging Patienten nach, der andere seinen Gedanken, waren aber vielleicht auch Patienten, diese Gedanken.

* * *

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Der Tod erscheint.

Zum ganzen Sommer überhaupt machten die beiden jungen Herren trübe Gesichter, gäb wie die andern sich Mühe gaben, dieselben anders zu machen, beide trugen schwer in sich, und, je mehr die Bürde wuchs, desto sorgfältiger suchten sie selbige zu verbergen. Der Herbst kam und mit ihm viele Krankheiten: Ruhr, Nervenfieber, Entzündungen. Es war, als ob der Doktor neues Leben erhielte, fast einem matten Pferde gleich, das die Trompete hört, welche zur Schlacht ruft. Die alte Kraft und Tätigkeit schien neu aufzuflammen, unermüdlich, Tag und Nacht, war er auf den Beinen, schien sich zu vervielfältigen; kaum war er hier gewesen, sah man ihn schon auf entgegengesetzter Seite. Je mehr der Doktor betätigt war, dest trüber schlich der Vikar umher, es fiel allen auf, und die gute Frau Pfarrerin sagte ihm oft: „Herr Vikari, seid Ihr nicht wohl? Jh bitten Ech, sägets doch, mir wey Ech ja gern gä und helfe, was wir können."

Aber er sagte immer, ihm fehle nichts; er konnte nicht sagen, wie innig es ihn betrübte, daß niemand ihn zu einem Kranken rief, daß er Sophie nicht zeigen konnte, er fürchte die Ansteckung so wenig mehr als der Doktor, daß er der Gemeinde nicht zeigen konnte, er wäre jetzt auch imstande, mit Kranken zu reden, ohne daß sie verrückt würden. Und wie hart ists nicht, so innerlich zu etwas Besserm gerüstet zu sein, niemand gibt uns Gelegenheit, es zu zeigen, alle trauen uns die alten Schwachheiten zu, und eine tiefe, tiefe Beschämung bindet unsere Zunge, wir dürfen nicht um Gelegenheit zur Bewährung bitten, dürfen sie nicht suchen, müssen in Geduld sie von Gott erwarten, müssen sehen, wie ein anderer sich bewährt, uns niemand ruft — es ist eine strenge Buße, es ist mehr als ein Kleid von Kamelhaaren auf der bloßen Haut, es ist ein Stachelgürtel ums blutende Herz.

Wechselnd ward das Wetter, heiß bald, kalt wieder, Schnee=

geflotsch und eisige Winde, es war ungesundes Wetter. Nie wöhler sei ihm gewesen, sagte der Doktor, wenn ihm die Tante zusprach, er solle sich doch schonen, es dünke ihn manchmal, er hätte Fecken und möchte fliegen über Bäume und Berge. Sophie sagte nichts, aber wenn es ihn mit feuchten Augen betrachtete, und der Doktor sah es, so wards ihm zu eng im Hause; wenn er nur konnte, ging er weiter.

Jowägers Meyeli hatte ein Kind erhalten, einen munteren Buben, der Doktor das Säugen verboten, und Meyeli blühte allmälig auf wie ein weißes Röschen, das sich wieder in ein rotes verwandeln möchte. Jakobli hatte gesagt: „Wenn ih wüßt, er hätts nit ungern, ih nähmt dr Dokter zum Götti; sövli gut, als ers mit is meint, meints doch niemere." Meyeli hatte darauf der Wand sich zugekehrt, aber nichts gesagt. Am folgenden Morgen sagte es und ganz leise, aber wunderlieblich blühte das rote Röschen auf seinen Backen auf: „Du, ih ha denkt: und wenn mr ds Herre Söphi nehmte? Öppe süst ists nit dr Bruuch, aber dr Herr het o viel an is ta, und es wird ne doch hürate. Ih ha hinecht dr Sach nahgsinnet, wo dr Bub so handlige gsi ist, und so hets mi duecht, dörfte mrs viellicht wohl probiere, oder was meinst?"

Es wär ihm schon recht, sagte Jakobli, der seinem Meyeli immer recht gab; aber is Pfarrhus z'gah, zGevatter bitte, schüch er si, hingegen dr Doktor, hätt er däicht, miechs dem Meyeli nüt, selber z'frage, er syg geng so fründlich mit ihm, daß das ihm nüt miech, er schüch sie neue geng im Pfarrhus, un es syg ihm nüt uf dr Welt so zwider scho an ihm selber, als zGevatter bete. „Was," sagte Meyeli, „ih hätt sölle zGevattere bete u no dr Doktor? Nit um alles i dr Welt, ghörst, tät ihs; viel lieber wett ih ds Herre Söphi dörfe frage, wenns mi scho mängist so kurios aluegt, daß ih nit wüßt, wies gemeint wär, wes nit nache dest fründliger wär. Aber du weißt, er het mr vrbote no, zChilche z'gah, u so mußt dus wäger selber mache."

Als Jakobli unter Zittern und Zagen mit seiner Bitte heraus=

rückte, hatte ds Herre Söphi wiederum ganz kuriose Augen gemacht, war ganz rot geworden, dann gleich wieder bsunderbar freundlich und hatte seither seinen kleinen Götti so liebgehabt, daß ein eigen Kind ihm nicht lieber hätte sein können und Meyeli manchmal sagte, es werd fast schalus. Wenn dGotte chömm, so duech es eim, er merk se vo wytem, dä Lecker.

Im Spätherbst aber, als es so strub ward und flotschig, kam Sophie weniger hinauf; die Mama hatte es ungern, wenn es so durch struben Weg und Wetter ging. Aber wenn es im November so trüb und finster ist, die Luft geschwängert von nassem Nebel, das Licht verdrängt durch schweres, niederhangendes Gewölke, Felder und Wiesen gelb wie ein verdorret Gesicht und schwarz die Wälder, ungeheuern Totenbäumen gleich, da wird einem so gerne dumpfig im Gemüte, schwarz, als ob man bereits im Totenbaume läge. Wie es einem geht am Rande von Wasserfällen, daß es einem wird, als zögen die Wasser einen nieder, als locke süß und wild des Stromes Nymphe, als müsse man sich stürzen an ihren schäumenden Busen, so wird es einem in den schwarzen, kurzen Nebeltagen, als müsse man sich legen in die schwarzen Totenbäume, als müsse man das Leben wegwerfen, das eigene Gesicht gleichmachen den Gesichtern der Felder und Wiesen.

Ganz so ward es freilich Sophie nicht, aber doch bang und düster im Gemüte, es war ihm, als hange ein unendlich Unglück über ihns hinein, als sinke dasselbe langsam näher und immer näher, als presse es eng seine Brust bereits zusammen, wenn es gleich seine Augen noch nicht erblickten. Es war ihm, als müßte es im Freien seine Brust lüften, und wäre es auch bei nassem Nebel. Als eines Tages sie vom Mittagessen aufgestanden waren, sagte Sophie der Mama, wenn es die Stube in die Ordnung gebracht, so gelüste es ihns, zu Jowägers hinaufzugehen, es sei lange nicht dort gewesen. „Und Weg und Wetter, was denkst, Sophie?“ sagte die Mama.

„Ich glaube,“ sagte Sophie, „der Nebel werde heute etwas aufgehen, und der Weg sei gut, hat die Frau gesagt, welche Eier

gebracht, es sei ein wenig gefroren.“ „He nu, i Gottsname,“ sagte die Mama, „aber zum zAbe bist wieder da, ih denke, dr Növö könnte heute kommen, er ist lange nicht dagewesen.“ „Allweg,“ sagt Sophie, „heyt nit Kummer.“

Es war Freude bei Jowägers, als Sophie kam, der Götti war gewachsen, hatte gemuntert, konnte schon allerlei Künste, war ein Kind, wie sie keines noch gesehen, so ein listiges, es werde der Gotte nachschlagen usw.

Am besten dran waren sie mit Reden und Spaßen, als Meyeli sagte. „Luegit doch, wer chunnt dert so cho z'laufe?“ Sie sahen alle durchs Fenster hin. „Herr Jeses, das ist üses Grit!“ sagte Sophie, „was hets äch gä?“ Somit lief es zur Türe aus Grit vors Haus entgegen; die andern blieben, damit es nicht den Schein habe, als wollten sie hören, was sie vielleicht nichts angehe, in der Stube zurück. Aber Sophie kam nicht wieder, sie sahen es, Grit weit voraus, dem Dorfe zuspringen. Was es gegeben, wußten sie nicht, ein großes Unglück mußte es sein. Sami, der auf der Bühne Heu rüstete, hatte etwas vom Sterben und „Herr Jeses, Herr Jeses!“ gehört. Sie konnten nichts anders glauben, als der alte Herr oder die Frau hätten einen Schlagfluß bekommen, so alten Leuten gebe es öppis ungsinnet; aber sei es das eine oder das andere, so sei es ihnen grusam leid, öppe besser alt Lüt gebe es nicht, und wenns dr Herr syg, so gange es viel z'übel, es gäb e neue Pfarrer, und was für eine, wüß me nit, si syge o bi witem nit all glych, und a dä hätte si si gwahnet gha, und sövli e aständige werde si öppe nimme übercho. Nie e Mönsch heyge si öppe für öppis plaget, und dagege syge si gut gege all Lüt gsi, und wenn sie am ene Mönsch heyge chönne behülflich sy, so sygs nie nei gsi.

So sprachen sie hin und her mit betrübtem Herzen; immer peinlicher wurde ihnen die Ungewißheit, bis sie rätig wurden, öpper müsse ga Salz reiche zwische Tag und Nacht, und de chönn de das grad dr Jumpfere ihren Shawl mitnehmen, den sie hier vergessen, de werd mes scho vrnäh, was es gä heyg.

Etwas, an das sie nicht gedacht, hatte es gegeben. Ins Pfarrhaus war der Bericht gekommen, wenn sie den Doktor noch lebendig sehen wollten, so sollten sie auf der Stelle kommen, er habe sein Bauchweh wieder, und Aufkommen sei keins. Diesmal begleitete Sophie die Eltern; wenns ans Sterben geht, hören die Rücksichten auf. Sie fanden den Doktor matt zum Tode, doch in einer ruhigen Pause, sich vollkommen bewußt seines Zustandes. Sie nahmen sich alle gewaltig zusammen, und wenn Sophie auch die Tränen stromweise die Backen abschossen, sie jammerte nicht, und wenn es ihm auch zum Ersticken war, es schluchzte doch nicht; die eine Hand lag auf den Doktors Stirne weich und leise, die andere drückte es stark, krampfhaft ans pochende Herz.

Sie kannten einander, hatten nicht nötig, viel zu reden, um sich zu verständigen; nur während Mama mit Käthi für Leinzeug sorgte, Papa Boten fertigte nach befreundeten Ärzten, sagte der Doktor leise zu Sophie: „Leb wohl, dankeigist, daß de cho bist; wenn ih di gseh ha, su ists mr geng gsi, als ob si e fründligi, schöni Wahrheit vor mi histellti. Briegg nit, es geyht dr gut, daß ih stirbe, es heiters Lebe wartet dr jetzt, wie d eys vrdienst.“ „O Rudi, Rudi!“ sagte Sophie. „Sophie, es ist mir Ernst, ich hätte dich unglücklich gemacht. Wie es in mir aussah, weiß du nicht, und wenn mir jetzt mein Leben auch vorkömmt wie ein großer Irrtum, drum so trüb und stürmisch, wer weiß, ob dieser Irrtum nicht hineinragen würde in mein ganzes Leben wie ein schwarzer Schatten, und jetzt ists so hell vor mir, nur noch ein schwarzer Streif, so ists überstanden, dr Irrtum, dSchmerze, ds Lebe, und was Gott ist, weiß ich jetzt.“

„O Rudi,“ sagte Sophie, „meinst, ich habe es nicht gewußt? O wie ein herrlich Leben hätten wir führen wollen, wos taget het i dr!“ Leise schüttelte Rudi das Haupt, und schmerzliches Zucken riß wieder durch seine Züge, er nahm das Gespräch nicht mehr auf, aber zuweilen sah er Sophie zärtlich, innig an, fast als ob er in dessen Gesicht lesen wollte, ob sie wohl zusammen den freudigen Trost gefunden hätten, der das Leben bald erklärt, bald verklärt.

Und Sophie verstund ihn wohl; aber was sollte es sagen, wo das Leben ohne Hoffnung am Verrinnen war?

Ärztliche Kunst verlängerte des Doktors Leben, aber auch seine Leiden, zu retten vermochte sie es nicht; er wußte es, er bat, daß man von vergeblichen Versuchen ablassen, lieber seinen Tod beschleunigen als seine Schmerzen verlängern möchte. Er wußte, daß er umsonst bat; seine Freunde wußten, daß sie umsonst dokterten, sie konnten seine Bitten nicht erhören, sie konnten ihre Kunst nicht steigern, konnten weder die Schranken ihrer Pflicht erweitern noch die ihrer Kräfte. Sie standen an den Schranken, welche dem Menschen gesetzt sind, an den Schranken, die glühende Ketten wären, fürchterlicher als Sklavenketten, wenn es nicht die Schranken wären, welche Vaterhand dem schwachen Kinde gezogen hätte. Umfangen hielt sie ihre Ohnmacht, die ein glühender Fluch wäre, wenn die Wahrheit sie nicht verklärte, daß der Vater es also will, die Ohnmacht uns zur Demut bringt, die Demut zur Gnade in der Erkenntnis, daß der Vater auf dem schwersten Wege seine liebsten Kinder führt und oft im Tode noch, wenn am Ende der Bahn sie stehen, ihnen das Verständnis gibt und das Sehnen des Kindes nach dem Vater.

Er litt schwer und Sophie über alle Worte. Wenn er mit bittenden Augen in den tiefsten Schmerzen das Mädchen ansah, in den Augen das Bekenntnis grenzenloser Ohnmacht lag, das innigste Sehnen nach Erlösung, dann war es Sophie so voll und weh ums Herz; Leben, so viele es auch besessen, hätte es weggeworfen, den Retter so vieler Leben zu retten, aber für dieses eine Leben besaß es kein Opfer, hatte nichts als das leise Auflegen der weichen Hand auf die naßkalte Stirne, als einen innigen Blick der Verständnis, als ein leises Deuten nach oben, wo die Kraft zu jeglicher Erlösung ist.

Endlich löste die Hand, in welcher jegliche Macht liegt, die Bande, und aus dem gemarterten Leibe ward die matte Seele erlöset, tot und feucht lag die Hülle da, welcher eine edle Seele entflohen. Sophiens Spannung löste sich, seine Kräfte brachen, fast bewußtlos

fuhr es der Vater nach Hause. Der ehrwürdige Mann weinte auf dem Heimwege rücksichtslos, es war ihm, als sei sein Bruder erst jetzt gestorben, es zuckte in ihm, mit Gott zu hadern, daß er nicht sein altes Leben genommen, das junge den Menschen gelassen, oder, wenns doch ein junges habe sein müssen, warum nicht das seines Vikars statt das seines Neffen? Aber, wie gesagt, das zuckte nur so in ihm als Zeichen, daß der alte Mensch nicht gestorben sei, daß in schweren Fällen auch ein alter Pfarrer, der seinen Gott im Geist und in der Wahrheit anzubeten weiß, durch frevle Fragen erschüttert wird.

Die Kunde von des Doktors Tode lief wie ein Lauffeuer rund herum, wirkte fast allenthalben wie ein elektrischer Schlag, ging jedoch nicht so schnell vorüber. Nur einige Taugenichtse, welche es allenthalben gibt, freuten sich seines Todes, die einen verblümt, die andern unverblümt. Die einen seufzten andächtig und sagten: ja, ja, Gott sei immer Gott, und wenn man am wenigsten daran denke, so tue er ein Zeichen. Es sei ihnen leid, daß der Doktor gestorben sei, so jung; wie geschickt er gewesen, wüßten sie so gut als irgendwer. Aber daß er keinen Glauben gehabt, wisse jedermann, nun werde er es wohl erfahren haben, ob ein Gott sei oder nicht.

Andere dagegen sagten: „He nu, eine mehr oder eine minger, darauf chömms nit a.“ Wenns eine heyg sölle gä, so sei es ihnen recht, daß es den betroffen. Nit, als Doktor reu er si, aber wenn einer wolle besser sein als die andern und tue fast wie ein Engel vom Himmel, so geschehe ihm recht, wenn ihm was auf die Nase werd, er wüßte dann, daß er sie untern haben sollte, und jetzt sei sie ihm untern, daß er sie nicht so bald mehr heben werde. Es sollte allen so gehen, die was anders wollten als andere Leute.

Doch so redeten wenige; jetzt, da der Doktor tot war, regte sich fast allenthalben das herzlichste Bedauern. So gäbe es keinen mehr, sagten alt und jung, und wenige Haushaltungen waren weit und breit, in denen nicht eins sagen konnte: wenn dä nit gsi wär, en angere no vorbhalte, es wär längst unger em Herd. Allenthalben

war die Rede davon, ob man es nicht zeigen könnte, wie wert er gewesen, und wie viele noch daran sinneten. Von Denkmälern wußte man nichts, und möglich wärs gewesen, daß, wenn gleich er in so vielen Herzen wohnte, doch nicht viele Kreuzer dafür zusammengebracht worden wären. Herz und Kreuzer sind halt nicht im gleichen Sack, und die verschiedenen Säcke haben verschiedene Münze, das Herz zahlt mit Tränen, der Kreuzersack mit Kreuzern, mit Rappen noch lieber. Ihm zLeicht zu gehen, begann man allenthalben zu wünschen, damit von Kind zu Kindeskind noch erzählt werde, eine Leiche wie die vom Doktor Rudi hätte man nie erlebt, so weit man hintern sinnen möge.

Am tiefsten vielleicht hatte die traurige Nachricht in Jowägers Hause eingeschlagen. Jakobli war es gewesen, der Salz geholt, die Nachricht im Pfarrhause vernommen hatte, er trug so schwer daran heim, wie er noch nie getragen hatte, und als er heimkam und sie ablud, da fiel sie allen schwer aufs Herz, selbst Anne Bäbi sagte, das werd öppe nit sy, då reuts. Nur Mädi sagte, es sei doch dr wert, eso z'mache, es werd öppe e Mönsch sy wien e angere, und wegem Dokter seis eso wie mit de Pinte, wo eine eingehe, gebe es zwei neue, da wäre es sich doch nit dr wert, so z'pläre.

Meyeli war bsonderbar tief ergriffen; sagen konnte es nicht viel, aber weinen tat es desto mehr, und, wie Jakobli tröstete, es wollte nicht bessern. Er solle doch recht nicht zürnen, sagte Meyeli zu ihrem Manne, aber es könne wäger nit anders. In seiner Jugend hätte sich seiner niemand geachtet, und es hätte möge gruchze u berze, wies welle hätt, es hätts ume ke Mönsch gmerkt, und wenn mes scho gmerkt hätt, su hätt ume niemere nebe umegluegt, und wenns gstorbe wär, su hätt ke Mönsch pläret, mi hätt öppe gseit: „He nu so de, es ist ihm wohl gange u ging no mångem wohl, wenn es o so sterbe chönnt". Das hätt ihm o manchmal so wehgetan, es könne es nicht sagen, und manchmal sei ihm das Wasser in die Augen geschossen, es hätte fast selbst nicht gewußt, für was. Und daß jetzt so ein Herr sich seiner geachtet und an ihns gesinnet, wo es då Weg

zweg gsi syg, das heygs duecht, es chönn nit säge, wie, und das heyg es ihm nit chönne vrgesse, und wenn es ne agluegt heyg, su heygs geng duecht, das syg nit e Mönsch wien e angere, und heyg neue ganz angeri Gedanke als anger Lüt, es hätts mengist fast duecht, es sötts mache, wie mes zSolothurn mach vor dene Bildere i dr Chile, es sött dHäng zämmeha u bete.

Und mängisch heyg es däycht, dä chönn gwüß nit lang lebe, u de heyg es ihm ds Herz fast welle vrsprenge. Und jetz, wo es gekommen, wie es es manchmal gedacht, könne es sich doch fast nit dry schicke, und es wüß nit, wie das dann gehen sollte; es hätte ihm neue ke Krankheit meh angst gmacht, wenn es scho dra gsinnet heyg, es chönnt das oder äys gä, es heyg de däycht: „He nu i Gotts Name, wenns öppis z'mache ist, su wird dr Dokter scho helfe". Wenn es ihn nur noch einmal gesehen hätte in der letzten Zeit, es duech ihns, es könnte sich viel besser trösten. Wenn es ihm nur zLeicht könnte, daß es wüßte, wo man ihn begrabe, und daß es sein Lebtag daran sinnen könnte, es sei auch dabeigewesen und hätte gesehen, wie man ihn ins kühle Grab getan. He, das sei ihm recht, sagte Jakobli, es hätte ihn auch hart, und wenn me ume wüßt, ob sies gern oder ungern hätte, wenn man so weit ihm zLeicht komme; er hätte gehört, es gingen noch viele Leute, das werde wohl zu vernehmen sein.

Meyeli den Gefallen zu erweisen und sichern Bericht einzuziehen, ob man gehen könne oder nicht, bot Jakobli allem auf. Er ging ins Dorf, dort war gleiches Gerede, aber niemand wußte Näheres. Am besten wärs, es ginge jemand gerade ins Pfarrhaus und früge, ward man rätig, der Pfarrer sei bestimmt daheim und dJumpfere wahrscheinlich auch. Gesehen habe sie zwar noch niemand, aber gestern abend sei Licht in ihrem Stübli gewesen. Zu gleicher Zeit könnte man vernehmen, wann die Begräbnis sei. Der Sigrist bot sich an, das zu erfahren; er wüßte nicht, sagte er, warum man nicht gehen und selligs fragen dürfe, es sei ja nichts Schlechtes, und mit ne sygs de öppe no z'rede. Und im Gefühl seiner Kourage ging

er dem Pfarrhause zu und klopfte mit Doppelschlag herzhaft an die Türe.

Gret kam alsbald und hielt, wie üblich, ehe es der Anfrage Folge gab, erst eine lange Privatunterredung mit dem Sigrist vor der Türe, worin Grit eröffnete: dJumpfere sei nicht heruntergekommen und habe heute noch nichts gegessen, es heyg se grusam hert, es sei aber auch nicht z'vrwundern, er hätt se im Sinn gha z'hürate, wie si heyg möge gmerke, und e sellige überchäm si nit grad wieder, vo wege si syge nit dick. Si chönnt de Vikari o ha, wie si heyg möge gmerke, aber dä möcht Gret selber nit, wes ne scho chönnt ha, nei, bim Schinder nicht; was man auch mit einem anfangen solle, der meine, man setze das Korn, und nit wüsse, daß man es säe! Wenn eine selligs nit wüß, so wüß ke Hung, was er alles nit wüß, und was me für e Müh müßt ha, bis me ne über alles recht brichtet hätt. DJumpfere dörf es nit wohl ga frage, es wells bim Herr probiere, es wüß zwar nit, wies dert achömm, dä schryb, es glaube emel, er mach e Predig. Aber es wolle doch gehen und ihn fragen, öppe sövli werds nit mache, öppe e Hässige syg er nit. Aber am Vikari gings für kes Geld i dStube, wenn es merki, daß er a dr Predig syg, es syg einist gange am ene Samste am Morge u heyg neue welle Flecke ufrybe, er heyg, bim Hung aglueget un agschnauzt, dr böst Burehung chönnts nit so. Der alte Herr ließ den Sigrist hinaufkommen, weil er aus Grets Reden nicht recht klug werden konnte, was die Leute wollten. Als er die eigentliche Absicht vernahm, verklärte sich des Herrn Gesicht. „Sag nur den Leuten," antwortete er, „ich wüßte nicht, wer was dagegen haben wollte; im Gegenteil, es freut mich sehr und würde den Gestorbenen auch freuen, wenn er es noch sehen könnte. Hätte er das früher gewußt, es hätte ihm manche trübe Stunde erspart, und wer weiß —." Der Pfarrer sprach den Satz nicht aus, er entließ den Sigrist; mit dem Strome der Gedanken, der in ihm wogte, wollte er alleine sein.

Der Begräbnistag war ein trüber, finsterer Nebeltag, so recht ein Tag, wo der Nebel alles Licht verschluckt und es einem wird, als

sei die Sonne selbst am Sterben, als gehe man ihr selbsten zGrábt, und dann sei es wieder öd und leer wie ehedem. Der Boden war gefroren, darum wollte Meyeli sich nicht führen lassen; es sei gut zu gehen, sagte es, und dabei könne es sich erwärmen.

Viele Leute wanderten auf den in dieser Jahreszeit sonst einsamen Wegen. Trotz den vielen wäre dem, der ihnen begegnet wäre, ein Weib aufgefallen, schlank, fast groß, schwarz angezogen, aber ohne Seide bis ans Halstuch, welches das weiße Hemd bedeckte, mit feinen Zügen, dunkelblauen Augen im blassen Gesichte. Das Schnellkräftige fehlte seinem Gang, aber schwerfällig war es auch nicht, es wanderte unter den andern geräuschlos, man hörte den Tritt nicht, es weinte nicht, redete aber auch nichts, es wanderte unter den andern fast wie ein Wesen, das vom Schmutz der Erde noch nicht berührt worden, das eigends gekommen, die Masse der Menschen zu verklären, die einmal von reinem Gefühle getrieben die Wege wanderte, wo man sonst nur wandert, von tierischen Trieben getrieben, dem Brote nach oder der Lust. Es wanderte wie ein Engel unter den Menschen, der niedergestiegen zur Sühne der sündigen Wege, aufzuschreiben die Gespräche der Menschen, entquollen reinen, dankbaren Gefühlen, da sonst die Wege Märit- und Chilchenleuten zumeist unnütze Worte entlocken, Lasterreden und Afterreden.

Das Weib hörte es, wie rundum der Verblichene gepriesen ward, nicht ein einzig Wörtlein seinen Schatten entweihte. Sie waren verwundert, die Gutmütiger, als ihr Zug bei jedem zusammenlaufenden Wege sich mehrte, daß nicht ihnen alleine das Ehrenbegleit des Toten in Sinn gekommen, sie hatten noch nicht erfahren, daß wie einer Quelle die gleichen Wasser entquellen, einer Liebe die gleichen Gedanken entsteigen.

Als sie an den Ort der Begräbnis kamen, war er bereits angefüllt mit solchen, welche der gleiche Sinn gebracht; die Jüngern stunden auf der Straße, die Ältern saßen auf den Kellergewölben, den Treppentritten, den Abweissteinen. Allüberall war vom Doktor die

Rede, und allen hatte er das Teuerste gerettet, bald sie selbst, bald andere. „Und was hat er mir gefordert?“ sagte der eine, „ein Bettlergeld!“ „Mir nichts,“ sagte der andere; „und mir hat er diese Hose gegeben, und das Hemd, das ich trage, war auch sein,“ „und mir hat er Speise gegeben und Wein,“ und jeder wußte ein neues Lob, und manch alten Ätti sah man auf einem Steine sitzen, den langen Dornstock zwischen den Knieen, mit seinem roten Nastüchlein fuhr er von Zeit zu Zeit über die Augen, und leise bewegten sich seine Lippen; ob er betete, ob er leise sagte, was er dem Doktor selbst noch hätte sagen mögen, erriet man nicht. Es war der ganze Ort ein lebendig Zeugnis, daß edle Hingebung noch immerdar gute Stätte findet, einen Boden, auf welchem sie hundertfältige Früchte trägt.

Endlich begannen die Glocken ihren Ruf, es gehorchten ihm die Menschen, langsam bewegte das Leichengeleite, den Sarg voran, sich die Straße herauf. An innerer oder äußerer Bewegung, an Tränen, an blassen Gesichtern waren die Verwandten nicht zu erkennen; alle waren dem Gestorbenen gleich verwandt in Liebe und Trauer, eine so allgemeine Bewegung ward selten noch gesehen unter so vielen. Die Menge floß ohne Geheiß zu einer Gasse auseinander, und wie der Sarg vorüber war, floß sie wieder zusammen, ward zum Geleite, das der Kirchhof nicht faßte. Aber als die harte gefrorne Erde rasselte weit hörbar auf den versenkten Sarg, da ertönte wie aus einem Munde ein lautes Schluchzen in der Glocken Klang hinein, es war die Totenklage um den geliebten Doktor, der innigste Totengesang.

Die Menge füllte die Kirche, ein Greis mit freundlichem Gesicht, von weißen Haaren beschattet, stand auf der Kanzel; schwer ward ihm die Rede, die innere Bewegung wollte ihm emporwachsen, wollte überschatten seine Rede. Aber er ward seiner mächtig und sprach mit kräftiger Stimme, wie er nicht geglaubt, den heutigen Tag zu erleben, er, der alte Mann, seines kräftigen Neffen Todestag. Als er seinen Bruder begraben, da sei in Trauer sein Herz fast

gebrochen, er habe gezweifelt, des Bruders Auftrag, das zarte Kind zu erziehen, erfüllen zu können, er habe geglaubt, bald dem Bruder nachfolgen zu müssen, ja in sündigem Weh hätte er fast gewünscht, ihm bald nachfolgen zu können.

Nun habe Gott es anders gewendet, in vollem Mannesalter sei der Tod des Kindes erfolgt, und er habe ihn erlebt. Ob er das Kind als Vater erzogen, den Auftrag seines Bruders treu erfüllt, das werde Gott ermessen, das werde ihm bald sein Bruder selbsten sagen. Er wolle es aufrichtig bekennen, er hoffe ein gutes Lob; so wie sein Neffe sei wohl selten ein Mensch begraben worden, so viele hätten selten in Tränen einem Menschen nachgesehen, so viele herzliche Worte seien selten jemand ins Grab gefolgt. Wenn auch er nicht den Ruhm sich beimesse, die Ehre dem gebühre, der seinen Segen zu jedem Gedeihen geben müsse, so solle man ihm die Freude des Gärtners erlauben, unter dessen Sorge eine Blume erwachsen sei, welche vor andern in voller Pracht erglänze, mit ihrem Wohlgeruche viele erquicke.

Als er seinen Bruder begraben, habe er das Wehen des Todes in eigenem Herzen zu spüren vermeint, heute fühle er es nicht, und doch werde der Tag nahe sein, wo auf seinen Sarg die schwarze, kalte Erde praßle. Sein Tag werde kein solcher Ehrentag sein, wie dieser für das Andenken seines Neffen sei, er verdiene ihn auch nicht, er habe sein Gutes im Leben genossen, solche Opfer und Entbehrungen habe ihm Gott nicht auferlegt, solche Gelegenheiten zu augenscheinlichem Wirken ihm nicht gegeben, habe ihn nicht zum Opfer seines Berufes werden lassen.

Daß sie dieses Opfer so innig anerkennen, das freue ihn hoch, es stärke seinen Glauben an die Menschen; aber ein freundlich, ernst Wort möchte er ihnen sagen in wahren Treuen, sie sollten des Doktors Tun und Treue auch im Leben lohnen und anerkennen, nicht in dessen Tode erst. Tausend Ärzte seien Opfer ihres Berufes geworden; aber im Leben sei ihnen das verdiente Los nicht geworden, Bosheit und Unverstand hätten es ihnen verkümmert, sie hätten

nicht bloß den Stachel der Mißkennung, den Glauben, daß die Menschen sie nicht würdigten, ins Grab getragen, sondern dieser Stachel und die Pein, mit Leben und Beruf so mühselig ringen zu müssen, sei schuld an ihrem Tod gewesen, und wenn sie gestorben, wer hätte den größten Verlust gemacht?

Nicht die, welche gestorben, die werde der Herr als die Getreuen über vieles setzen, sondern sie, welche den Getreuen verloren, welche nun für immer dessen Fleiß und Kunst entbehren müßten. Bei Leben sollten sie dieselben in Ehren erhalten, damit sie ihnen am Leben blieben. Sie sollten es ihm glauben, er rede ja nicht aus Eigennutz, er habe ja keinen Bruder mehr, der Doktor sei, keinen Neffen mehr, keinen Sohn, dem diese Rede fruchten könnte, sie seien hingegangen, wohin er bald selbst hingehen werde. Darum sollten sie seiner Worte gedenken, sie seien an des Grabes Rand gesprochen, und der letzten Worte eines Menschen pflege man zu gedenken, und dieses werde wohl auch sein letztes Wort an eine versammelte Gemeinde sein. Und sei er einmal heimgegangen, so wolle er den Vater bitten, daß er ihnen allen den Geist der Wahrheit gebe, den rechten Tröster, der sie in alle Wahrheit leite, sie scheiden lehre Wahrheit und Trug, sie unterscheiden lehre wohlberedte Betrüger von treuen Wohltätern, und daß er diese aufrecht erhalten möge, wenn Menschen sie vergessen, ihr Beruf sie erdrücken wolle.

So sprach der alte Mann, und, je länger er sprach, umso mehr erhob er sich über die eigenen Gefühle, umso klarer tönte seine Rede.

Als er geschlossen, strömte die Menge zu der geöffneten Türe fort, verlor sich in Wirtshäuser oder zu wohltätigen Menschen, wo ein Tropf Suppe ohne Batzen zu haben war.

Am noch halb geöffneten Grabe aber stund ein junges Weib und weinte schmerzlich. Als der Sarg versenkt ward, war es am äußersten Rande des Ringes gestanden, hatte das Grab nicht gesehen, bloß das Rasseln der Erde gehört. Als es am Grabe gestanden war in stillem Weinen, entfernte es sich, hielt nirgends sich auf, verließ den Ort.

Es war Meyeli gewesen. In trübem Nebel, trübem Sinnen wanderte es der Heimat zu. Es war ihm nicht, als ob ein Mensch ihm gestorben, sondern als ob ein Licht ihm untergegangen, und als ob es jetzt mit Jakobli und Kindern in dunkeln Ängsten wandern müßte seinen Lebensweg. So ging es lange fort, achtete sich nicht Steg noch Weg, und niemand störte es in seinem Sinnen, es war, als wanderte es in einer ausgestorbenen Welt.

Da war es ihm, als hörte es etwas über sich, rasche, ängstliche Töne. Es sah auf. Vor ihm stand das Pfarrhaus zu Gutmütigen, und noch einmal erklangen die Töne. Da sah es am trüben Fenster Sophie stehen, sah Sophie winken mit dem Finger. Meyeli erschrak fast, wandte sich aber sogleich der Türe zu. Sophie öffnete sie, Meyeli bot die Hand, laut schluchzten beide, Meyeli trat ein, hinter ihm schloß sich die Türe. Als es Abend ward, die Lichter angezündet wurden, viele Leute heimgekehrt waren, kam Jakobli ins Dorf und fragte Meyeli nach. Heimgekehrt war es nicht, und niemand wollte es gesehen haben.

* * *

Vorwort.

Mit Bangen entläßt der Verfasser diesen zweiten Teil seines Anne Bäbi; an schwere Fragen hat er sich gewagt, und fürchtet jetzt, die Art, wie er sie zu lösen versucht, möchte mißverstanden werden. Der Verfasser will niemanden seinen Glauben aufzwingen, aber jeden Leser möchte er um den Glauben freundlich bitten, daß es ihm Ernst ums Herz und um Treue und Wahrheit zu tun gewesen. Wer an geistlichen Dingen in einem sogenannten weltlichen Buche sich ärgert, der lege es weg, oder er bedenke, daß auch Gott Irdisches und Geistliches mischt im großen Weltenbuche und im Menschen selbsten, und daß jedes weltliche Buch Geistiges enthalten muß, wenn es kein schlechtes sein soll!

An der Verteilung der Rollen möchten andere sich ärgern, und daß einem Mitglied des geistlichen Standes eine zugeteilt ist, welche eben keine glänzende Seite darbietet. Die Verteilung der Rollen ist ein Vorrecht des Schriftstellers, über dessen Gebrauch er sich bloß vor dem Throne der Wahrheit zu verantworten hat. Zudem glaubte der Verfasser diese Rolle gegenüber dem eigentlichen Arzte einem eigentlichen Geistlichen, und nicht einem geistlichen Herumzügler, zuteilen zu sollen; auch hielt er es für nicht unehrenwert, die Schwächen seines Standes, welchem anzugehören er es sich zur höchsten Ehre rechnet, nicht zu verschweigen.

Sollte aber jemand meinen, die ganze Rolle und die Fragen, welche sie berührt, hätten füglich ausbleiben, weil sie leicht Ärgernis geben können im Kanton Bern übrigens gar nicht nötig gewesen wären zu berühren, der würde vielleicht von einem Arzte die Bedeutung dieser Fragen am besten vernehmen können; in Beziehung auf den Kanton Bern möchte die Bemerkung erlaubt sein, daß dieses Buch nicht bloß für die lieben Mitburger bestimmt ist.

Doch statt allen Antworten auf alle Bedenken wiederholt der Verfasser noch einmal die freundliche Bitte, in guter Meinung zu nehmen, was in ehrlicher Treue gegeben worden.

J. G.

Anhang

Lesarten.

Abkürzungen: Df. = Druckfehler; Vers. = Versehen; Ma. = Mundart. Durch den Bearbeiter Ergänztes steht in [ ].

S. 7, Z. 14: Mißhagen 43, Df.

S. 13, Z. 13: eine grüßliche 43.

S. 14, Z. 25: gewesen sind; ist 43.

S. 16, Z. 5: wennd neh nit 43.

S. 17, Z. 13: Knieppe (...), 43.

S. 21, Z. 16: in abgegrochenen Worten 43, Df.

S. 24, Z. 6: Struß 43, Df.

S. 31, Z. 9: Häggeli 43, Vers.

S. 32, Z. 17: daher; und 43.

S. 34, Z. 31: „und öfters“ Schwal 43, Df.

S. 35, Z. 27: inne gehabt 43, Vers.?

S. 38, Z. 16: daß [d] öppe ... glychist 43. „Das Pronomen d für de, du, ist von Gotthelf oder vom Setzer wohl oft aus Versehen weggelassen worden.“

S. 42, Z. 20: z'Gfalle z'thue 43. „Das zweite z' (zu) ist überflüssig; in der Mundart kommt zwar dieser sprachlich unrichtige Gebrauch von“ zu „vor Infinitiven häufig vor“.

S. 43, Z. 12: Nachmittag[s] 43, Vers. — Z. 27: hinein 43. „Besser stünde hier“ herein; „aber die Ma. kümmert sich wenig um diese Unterscheidung.“

S. 46, Z. 15: ih sch[yße] druf 43.

S. 50, Z. 5: auf, und der ewige Fr. 43.

S. 57, Z. 16: Denken, o wie froh 43.

S. 61, Z. 12: Goldeswerth 43. — Z. 24: Wort; so 43.

S. 65, Z. 31: und zu[r] Stillung 43, Df.

S. 68, Z. 10: bumpelrurrig 43, Df. — Z. 20: un e[r] Schang 43, Df.

S. 79, Z. 6: Täsch 43, Df.

S. 84, Z. 6: unser 43, Df.

S. 87, Z. 22: hätt 43. — Z. 24: es reut ih ne 43, Vers.

S. 88, Z. 11: stoßen, und 43.

S. 91, Z. 28: schräpft und läßt [man] zu Ader 43.

S. 95, Z. 25: den Reg.=Rath 43.

S. 96, Z. 26: jetz nehm's [es] wunger, 43.

S. 97, Z. 18: alles y fergen 43, Df.?
S. 99, Z. 12: über den[en] ein 43, Df.
S. 102, Z. 28: Ende. Daß er 43.
S. 107, Z. 2: weist 43 „für" weißt, „ähnlich wie" must „für" mußt, „wo eben entsprechend der Ma." weischt, muscht „gelesen werden muß".
S. 115, Z. 16: es uverschant 43.
S. 124, Z. 30: es liegt 43, Df.
S. 136, Z. 23: d'Welt [z]verbessere 43. — Z. 32: mit katholischem D... 43. „Zu ergänzen ist" Dreck.
S. 137, Z. 13: jetzt sei [es] auch 43, Vers. — Z. 18: oder [e] chly 43.
S. 142, Z. 16: Arm. Nehm sie 43.
S. 146, Z. 21: bei. 1) der Zug 43. — Z. 22: 2) Wenn.
S. 147, Z. 23: muß 43.
S. 149, Z. 22: schnage 43.
S. 151, Z. 5: Croup 43.
S. 152, Z. 21: Meister. So wenig 43.
S. 154, Z. 14: wäre, [(... Überdruß)], ich 43. — Z. 23: meine falschen Auflösungen würden der Kr. sp. 43. — Z. 24: glaubten würden 43.
S. 156, Z. 13: erlösch[t]e 43.
S. 164, Z. 12: den Hoffnungen 43, „wohl" Df.
S. 183, Z. 3: gschi[sses] Bauernleben 43.
S. 195, Z. 5: gewärtigen. Mord 43. — Z. 10: hat. Denen 43.
S. 196, Z. 6: Ihren 43. — Z. 24: eingetrichtet 43, Df.
S. 206, Z. 33: mit großem scharfen Blick 43, Df.
S. 208, Z. 1: gebäht 43. — Z. 15: heilig. Andere 43.
S. 210, Z. 5: ist. Zerstörung.
S. 211, Z. 24: vergeht 43, Df.
S. 212, Z. 26: Wy, du 43.
S. 220, Z. 4: und [ihn] niemand Vers.
S. 230, Z. 13: fassen 43, Vers.?
S. 238, Z. 3: betrügen 43, Vers.
S. 240, Z. 2: Vorstellung, er ist 43, Vers.
S. 247, Z. 23: gekannt 43, Vers.
S. 249, Z. 12: Fägneten 43, Df.?
S. 258, Z. 1: wie eine Alp 43.
S. 259, Z. 7: unsere „ist in 43 gesperrt gedruckt".
S. 265, Z. 11: bummelrurrig 43.
S. 269, Z. 7: kein Mensch sie schuld gebe 43, Vers.
S. 270, Z. 6: Dem Molch 43, „wohl" Df.
S. 276, Z. 7: hei si mi welle z'Schuld gäh 43, Df.

S. 280, Z. 19: Thron in D[reck] 43.
S. 289, Z. 4: sei er wer [er] wolle, 43.
S. 297, Z. 31: Vikari, darvo 43.
S. 302, Z. 8: Auch 43, Vers.
S. 305, Z. 6: [gebiert], „Ergänzung nach Vetter, fehlt" 43.
S. 306, Z. 4: sie hätten 43, Df.
S. 313, Z. 25: als ob gsch. 43, Vers.
S. 317, Z. 25: mit em — 43 „Zu ergänzen ist" Füdle.
S. 319, Z. 22: und besser hätte es [es] doch 43, Vers.
S. 323, Z. 4: [dem] Mädi wolle es nicht h. 43.
S. 329, Z. 10: Sch — Nase 43, „für" Schnudernase.
S. 340, Z. 18: die d — Lüt 43, „vollständig" donners.
S. 344, Z. 14: seines Tun 43, Vers.
S. 351, Z. 4: immer heftiger war[d] 43.
S. 353, Z. 17: diesmal glaub ich auch nicht, daß es noch so weit sei, 43. „Aus Versehen steht" noch „an falscher Stelle".
S. 366, Z. 1: eingumpet 43, „wahrscheinlich Verlesung".
S. 368, Z. 27: warum er heyg 43, Vers.
S. 369, Z. 12: ke Hung meh a— 43. „Zu ergänzen" aseichti.
S. 374, Z. 24: Christen sagte: söll [ih] se gah reiche?" 43.
S. 375, Z. 28: „Hü, du —" 43. „Zu ergänzen ist ein Schimpfwort, vielleicht" Cheib.
S. 403, Z. 11: Jesu 43, Df.
S. 405, Z. 29: setzen 43, Df.
S. 412, Z. 4: an denen 43, Vers.
S. 426, Z. 26: im Sinn 43, Df. — Z. 30: war es 43.
S. 430, Z. 1: in trüben Nebel 43, Df.

★

Anmerkungen.

NB. Aufnahme fanden hier nur solche Erläuterungen, die sich nicht unter einem Stichwort unterbringen ließen.

S. 40, Z. 16: Die Hexe von Endor, von der im ersten Buch Samuel, Kap. 28, erzählt wird, daß sie auf König Sauls Geheiß den Geist des Richters Samuel aus der Erde heraufsteigen ließ.

S. 44, Z. 17: „Selig seid ihr, die ihr um der Gerechtigkeit willen verfolgt werdet!" Frei nach Matthäus 5, 10 und 1. Petrus 3, 14.

S. 44, Z. 27: „er gebe auch den Lilien auf dem Felde zu essen." Nach Matthäus 6, 28.

S. 53, Z. 20: Die hätt ne wurde, bim Schieß! Nicht zu Ende gesprochene Drohung, etwa im Sinne von: „Die hätte ihnen schön geantwortet, gewehrt."

S. 62, Z. 31: Utüfle von Professoren. Über Platos Gespräche, Phädrus, Phädon, Timäus lasen in Bern in den Jahren 1838—45 die Professoren Rettig, Jahn, Schnell; über Ciceros Reden E. Schnell, über das Neue Testament Th. Studer.

S. 74, Z. 19: Die Hebamme gewöhnlich trägt das Taufkind bis zur Kirche, wo es die Gotte in Empfang nimmt, über den Taufstein hebt und vor der Kirche wieder der Hebamme übergibt. Da sich verschiedener Aberglaube an den Taufakt knüpft, wird auf strenge Befolgung der örtlich wechselnden Gebräuche geachtet.

S. 96, Z. 10: so heißt f..... musizieren. Zu ergänzen ist wohl furzen.

S. 108, Z. 27: jenem Horn gleich. Gemeint ist das Horn Hüons im „Oberon" von Wieland.

S. 113, Z. 22: Der schon im ersten Band erwähnte Aberglaube, daß Hexen sich rückwärts in die Kirche begeben, wird hier neuerdings angeführt.

S. 139: Die früher und hier besprochenen abergläubischen Gebräuche sind alt und weit verbreitet; sie sind erwähnt z. B. in Jakob Grimms „Deutsche Mythologie".

S. 153, Z. 3: ein Kind ist ein Rätsel. Ähnliche Gedanken bei Schiller: Über die ästethische Erziehung des Menschen, 4. Brief, 2. Absatz, und in „Über naive und sentimentalische Dichtung".

S. 175, Z. 32: Du sollst den Herrn deinen Gott lieben über alles. Nach 5. Mose 6, 5; Matth. 22, 37; Luk. 10, 27; Mark. 12, 30.

S. 176, Z. 22: Wer nicht wiedergeboren wird, kann das Reich Gottes nicht sehen. Frei nach Joh. 3, 3—5.

S. 183, Z. 3: so ein gschi— Bauernleben. „Zu ergänzen ist" gschisses.

S. 194, Z. 23: Auch richte ich mich selbsten nicht, 1. Kor. 4, 3.

S. 196, Z. 7: Der Teufel, der umhergehet... 1. Petr. 58.

S. 201, Z. 4: so ume i Wald use. Der Brauch, Selbstmördern usw. das kirchliche Begräbnis auf dem Friedhof zu verweigern, erhielt sich mancherorts bis in das neunzehnte Jahrhundert hinein.

S. 204, Z. 23: Unmönsch, dem me de L....dokter seyt. Es handelt sich um den Löchlidokter im Löchlibad bei Biglen, das viel von Frauen aufgesucht wurde, weil es dort guten Wein und Kuchen gab.

S. 213, Z. 21: der fromme „christliche Volksbote" von Basel war bei Gotthelf durch die frömmelnde Kritik seiner Werke nicht beliebt.

S. 217, Z. 6: Wer nicht für mich ist, der ist wider mich. Lukas 11, 23.

S. 217, Z. 9: Wer mich verleugnet vor den Menschen usf., Matth. 10, 33; Mark. 8, 38; Lukas 12, 9 und 9, 26.

S. 219: Über das Vorbild zum Doktor Ruedi gehen die Meinungen auseinander: die eine Vermutung geht auf den Arzt Abr. Maret zu Oberburg, früher zu Sumiswald, den Arzt Gotthelfs vor seinem Tode; andere denken an Dr. Alex. Kohler in Bühren, einen entfernten Verwandten Gotthelfs.

S. 231, Z. 11: Ins Himmelreich geht ihr nicht usw., Matth. 23, 13.

S. 241, Z. 33: aus der Erde tiefunterstem Grunde. Parallelstelle zu Schillers „des Meeres tiefunterstem Grunde" im „Taucher".

S. 256, Z. 33: Dafür halte uns jedermann, 1. Kor. 4, 1.

S. 295, Z. 1: Apostel Paulus; Unterschied, 1. Kor. 3, 1—4.

S. 303, Z. 25: Ein König. Der Vater der Jeanne d'Albret, Tochter König Heinrichs von Navarra, Gemahlin Antons von Bourbon, 1528—72) soll ihr angeraten haben, während der Geburt ihres Kindes zu singen, damit es fröhlich und tapfer werde. Ihr Sohn war „der lustigste, tapferste König von Frankreich," Heinrich IV.

S. 365, Z. 3: Papier. Einer der bei Gotthelf häufigen Fälle, da er sich nach alter Romantechnik direkt an den Leser wendet, z. B. Band I, S. 396, Z. 5.

S. 369, Z. 12: daß ne kei Hund meh a—. Zu ergänzen ist aseich.

S. 383, Z. 6: Mit welchem Maße ihr messet usw., nach Matth. 7, 2.

S. 398, Z. 25: exegi monumentum aere perennius: ich errichtete ein Denkmal dauernder als Erz. Horaz, Oden III, 30.

S. 402, Z. 2: Mene Mene Tekel Upharsin. „Gezählt, gezählt, gewogen und geteilt"; nach Daniel 5, 25/27.

S. 402, Z. 6: Wer auf das Fleisch säe usw., Gal. 6, 8.

S. 403, Z. 10: Weide meine Lämmer, Joh. 21, 15.

Weitere Bibelzitate: S. 101, Z. 33 (nach Psalm 55; 1. Petr. 5, 7; Jes. 40, 6—8); S. 175, Z. 32 (nach Matth. 22, 37—39; Mark. 12, 30/31); S. 176, Z. 31 (nach 1. Petr. 1, 24); S. 215, Z. 22 (nach Hiob 30, 5); S. 248, Z. 15 (nach Daniel 4, 6); S. 251, Z. 7 (nach 2. Sam. 24, 14); S. 254, Z. 7 (nach 1. Moses 1, 2); S. 254, Z. 17 (nach Matth. 11, 21; Joh., Kap. 5; Lukas 10, 13); S. 256, Z. 33 (nach 1. Kor. 4, 1); S. 402, Z. 6 (Matth. 8, 28); Mark. 5, 1; Luk. 8, 26).

*

Wörterbuch.

A

Aarwangerbalsam: Stärkungsmittel zum Einnehmen, Allerweltsheilmittel, eine Art „Wunderbalsam", 196.
abbrechen: entwöhnen, die Milch entziehen, einsparen, 130.
aben: herunter, 61.
abkappen: ausschelten, zurechtweisen, 172.
abprätschen: abprallen, 166.
abschryße: ausreißen, abreißen, 116.
admittieren: zur Konfirmation zulassen, 169.
afe: vorläufig, einstweilen, 14.
Ägerstenaugen: Hühneraugen, 332.
allbeeinist: hie und da, zuweilen, 56.
allbets: ehedem, 21.
Allgegeistigsten: Jungdeutsche, Emanzipierte, 397.
allweg: gewiß, 376.
anreisen: in Gang bringen, anhetzen, 116.
ansetzen: zubereiten, 387.
unter dem Arm durch behandeln: geringschätzig behandeln, 62.
Ätti: Vater, 69.
aufmachen: in Rechnung stellen, 320.
aufreisen: aufreizen, Zwietracht säen, 43.
aufrücken: Vorhälte machen, 316.
aufstifeln: zum Aufbrausen reizen, aufjagen, 405.
aufstocken: aufleuchten, aufziehen, 21.
ausgschirren: aufbegehren, ausschelten, poltern, 116.
ausrichten: frische Milch reinigen, filtrieren, seihen, 305.
ays: jenes, 42.

B

Bäbi: Barbara, einfältiges Weib, 7.
Bachfornen: Bachforellen, 330.
baggeln: basteln, dilettantenhaft arbeiten, pfuschen, 94.
Bäg: Seufzer, Kindsgeschrei, 111.
bähen: (Brot) rösten, 208.
Bahre: Raufe, 42.

Bähre: Tragbahre, Karren, 346.
Band hauen gehen: Arbeit (Weiden zu Garbenbändern schneiden) verrichten, die nicht einträglich ist, sich fortschicken lassen, 125.
bängle: schleudern, werfen mit einem Bengel, 340.
Bär im Graben: im Bärengraben zu Bern, 60.
barten: den Bart abnehmen, rasieren, 49.
bas: besser, 94.
Batzen: zehn Rappen (Wert 1851 vierzehn Rappen), 104. Siehe auch Bd. IX, S. 566 ff.
Bätziwasser: Schnaps, Branntwein aus Obst, 125.
bauelig: baumwollen, schlecht, unhaltbar, 25.
bäumelen: auf die Fußspitzen treten, sich groß machen, überheben, 397.
bäye: durch Einwirkung von Wärme erweichen, rösten, z. B. Brot, 98.
Beel: einfältige, dumme Person, 71.
beinig: starrköpfig, 29.
Beizi: in der Beize, z. B. im Essig, Salzlauge, 374.
Benz: Bernhard, 53.
Bersette: Futterklee, Onobrychis, 309.
berze: ächzen, stöhnen, aufseufzen vor Müdigkeit, 373.
berüchtigtes Bett: das Prokrustesbett, 286.
Blätz: Stück Land, Tuch; Zeitraum, 20.
Bleß: Hund, Pferd, Stück Rindvieh mit weißem Stirnfleck, 133.
Biet: Gebiet, Landschaft, Umgegend, 77.
blange: lange Zeit haben, sich sehnen nach etwas, 11.
ins Blaue, (Blauhaus): bernisches Zuchthaus. Die Sträflinge tragen blaue Kleidung, 204, 225.
Bleicherhund: scharfer, aufmerksamer Wachthund, der die auf den Matten an der Sonne liegene Wäsche zu bewachen hat, 338.
blinzlig: blindlings, mit geschlossenen Augen, in der Finsternis, 27.
Blütterlüpf: schwächlicher, darum auch furchtsamer Mensch, 98.
Bock: ungebildeter, eigensinniger Mensch ohne feines Benehmen, 385.
böckelen: nach dem Bocke, widerlich riechen, 216.
Bocksbart: Futterpflanze, Tragopogon pratensis, 121.
sich bögeln: sich biegen, krümmen, drehen, aufrichten vor Selbstgefälligkeit, 397.
borgen: jemandes schonen, 32.
bränntelen: nach Angebranntem riechen, schmecken, 263.
Branz: Lärm, Zank, Groll, 132.
branzen: lärmend sich beschweren, zanken, 10.
breiche: treffen, erraten, 76.

ans Brett: in das Amt, zur Regierung, 400.
oben am Brett: oben an der Bank, am Tisch der Regierung, 95.
brieggen: weinen, 392.
Brönz: Branntwein, 204.
de Bruuch nicht erleiden: die Arbeit (den Gebrauch) aushalten, ausdauernd sein, 74.
Brunzgläser: Fläschchen mit Harn, 160.
bschicke: kommen lassen, 37.
bschieße: ausgeben, eintragen, abtragen, 109.
bschyße: betrügen, 34.
bschütten: Wasser, Jauche gießen, 137.
Bschütti: Jauche, Abwasser, 45.
Bschüttilöcher: Jauchegrube, 136.
Bühren: Erbrechen, 91.
Burdlefmärit: Markt zu Burgdorf, 360.
Buremünch: Bezeichnung für einen einem Bauern gehörigen Hengst (Wallach), 375.
Bürste: Burschen, junge Leute, 140.
Bürzi: Hinterteil des Geflügels, 340.
Büschelimüli: gekräuselter Mund, 112.
Buß: Kleinigkeit, Schaden, eig. Schlag, Stoß, Nasenstüber, 73.
Buß: Joh. Christ. Buß (1776–1855), Gehilfe Pestalozzis (1800–1803) in Burgdorf, aus Tübingen gebürtig, war ein ehemaliger Buchbindergeselle. Er übernahm später eine Lehrstelle für Zeichnen und Musik in Burgdorf, dann eine ähnliche am Progymnasium in Bern, wo er 36 Jahre lang wirkte. Seine methodischen Rechenlehrmittel fanden große Verbreitung, 65.
Bütte: Bottich, großer Kübel, 306.
Bysluft: kalter Nordostwind, 46.
Byswind: Nordostwind, 233.

C

Chindlifresser: Ein Brunnenstandbild in Bern stellt einen Kindlifresser dar, der dem Oger des Märchens entspricht oder dem Rattenfänger von Hameln. Der Name Kindlifresser kommt oft in Abzählsprüchen vor und wird dem Ausscheidenden zugelegt, 123.
Chorrichter: Mitglied des Sittengerichts einer Kirchgemeinde, 347.
Chummligs: Bequemes, Brauchbares 8.
chüstig: schmackhaft, 29.

D

Dackbett: Deckbett, 25.
dämpfen: schwatzen, ausplaudern, 357.
dankeigist: habe Dank, 358.
dännetun: auf die Seite tun, stellen, 142.
darhaben: langandauernde Sättigung bewirken, 29.
däsele: liebkosen, zärtlich tun, 199.
Deckeli: Decke, womit das Taufkind bedeckt ist, 74.
desumeschleipfe: herumschleifen, herumschleppen, 250.
dick: zahlreich, häufig (dicht), 108.
etwas dings nehmen: auf Borg, Rechnung kaufen, 69.
Doggeli: Alpdrücken, als kleines (puppenartiges), gespenstisches Weib gedacht, das sich Schläfern auf die Brust setzt, 66.
Dokterbürzi: Schimpfwort aus Doktor und Bürzi (siehe dort!), 268.
Dolder: Verdrehung aus Donner, 36.
donnerschießig: sehr unbesonnen, rasch, überstürzt, 34.
dopple: anklopfen, 185.
zDorf: auf Besuch, 39.
dorfen: auf Besuch gehen, 300.
Dreißi: Saumseliger, Zögernder, 226.
Druckli: Schachtel, Schublade, 8.
düderle: verschämt auf etwas anspielen, 362.
Düpflein: Tüpflein, Punkt, 295.
Durchbruch: spöttische Anspielung auf den „Durchbruch zur Gnade" der Pietisten (siehe Seite 301), 307.
dürtue: übertreffen, ausstreichen, in den Schatten stellen, 168.
Düt: Deut, Zeichen, Wink, 363.

E

Ebenrecht: Mittelstraße; richtiges Maß, was den Ansprüchen gerade entspricht, 316.
ebesomähr: ebenso gut, ebenso lieb, trotzdem, 37.
ehren: ihren, d. h. mit „Ihr", der Höflichkeitsform, anreden, 8.
Eiche: Vielleicht schwebt Gotthelf die Murtnerlinde zu Freiburg vor, die am Tage des Sieges der Eidgenossen über die Burgunder im Jahre 1476 gepflanzt wurde, 180.
Eiertätsch: Eier-, Pfannkuchen, 16.
Einbund: Taufgeschenk, das in den Spruch, ein Bibelzitat, gewickelt wird, 68.
Einfüchtbeseli: kleiner Besen zum Anfeuchten der Wäsche vor dem Plätten, 151.

einurben: einverleiben, festwurzeln lassen, 366.

Doktor Eisenbart: Johann Andreas Eisenbart, Quacksalber, geb. 1661 in Wiechtach bei Regensburg, geschickter Chirurg, seit 1704 ansäßig in Magdeburg, gestorben auf einer Reise 1727 in Münden, durch seine „Radikalkuren" berühmt, nach dem Tode verkannt und verspottet, 92.

Eisenwecken: Eisenkeil (Bisse) zum Holzspalten, 170.

Eisi: Verkleinerungsform von Elisabeth, 53.

Elektrisierguttere: Leydener Flasche, 19.

Emanzipationsfieber: Gemeint sind die Ziele der jungdeutschen Bewegung „Emanzipation des Fleisches", E. der Frau, bürgerliche, kirchliche Emanzipation usw., 95.

die erste Elster: Die Doppelfarbigkeit des Vogels, sein bewegliches, geräuschvolles Wesen, sein heiseres Geschrei sind der Grund, warum sein Erscheinen im Volksglauben unheimliche, ungünstige Bedeutung hat, 91.

emel: wenigstens, 57.

epha: zurückhalten, meistern, zügeln, 142.

Erdlauene: Erdlawinen, Erdrutsche, 211.

erhört: gehört, vernommen, 36.

erwerchen: seine Kräfte in Anspruch nehmen, (innerlich) hernehmen, 174.

Expreß: Bote, 274.

F

fädmen: einfädeln, 45.

Fägnestete: unruhiges Getue, 249.

Fahri: Ausfahrt, Spazierfahrt zu Wagen, 356.

Fälladen: Fensterladen, der von oben her schließt, Jalousie, hier Augenlid, 335,

z'fast: zu fest, 16.

Fastenbrot: in Butter geröstete Brotstücke, in einer aus Rotwein, mit Zucker. Zimmt und Weinbeeren bereiteten heißen Sauce geschwellt, 61.

Fatzenetli: Fetzen, wertlose, dem Scheine dienende Putztücher, z. B. Taschentücher, 25. Italienisch fazzoletto.

Fecken: Flügel, Schwingen, Rockschöße, 56.

Fecker: amtlicher Aufseher über Maß und Gewicht, Eichmeister, 303.

feiß: fett, gemästet, 311.

Feuerplatte: Herdplatte, 9.

Feuerstein: Teil des Feuerzeugs, erzeugt Funken beim Aufschlagen des Stahls, 8.

Finke: warme Hausschuhe aus Stroh, Filz, Roßhaar, Tuchrändern, 192.

Flegel stellen: Kunstfertigkeit beim Dreschen, darin bestehend, daß beim Schwingen Kopf und Stiel des Flegels für einen Augenblick eine Gerade bilden, 47.

Fliegehus: Gitterkasten für Fleisch, Gemüse, 374.
flotschig: naß, kotig, 418.
Fösel: leiblich, geistig unbedeutender, schwacher Mensch, 114.
Fötzeli: zerfetzte Kleidung, Lumpen, 54.
frein: gutherzig, friedliebend, harmlos, 116.
Fronfastenkinder: Kinder, die in der Fastenzeit um Fronleichnam geboren und mit der Gabe des Gespenstersehens bedacht sind, 414.
Fülli: Füllen, übermütige Menschen, 42.
fummeln: reiben, polieren; körperlich züchtigen, mißhandeln, mit Ruten strafen, 168.
Fünfunddreißiger: Geldstücke von 35 Batzen, 70. Siehe auch Bd. IX, 566 ff.
fürcho: vorwärtskommen, Krankheit überstehen, davonkommen, 81.
Fürfüße: unterer Strumpfteil, 52.
Fürtuch: Schürze, 15.
Futtergang: Raum zwischen Tenne und Stall, zum Aufbewahren, Zurüsten und Füttern des Viehfutters bestimmt, 134.

G

gäb: ehe, bevor, ob, 17.
gäb wie: wie sehr auch, 37.
Gaden: Kammer, 24.
Gali: unüberlegter Mensch, Flegel, Tölpel, Gimpel, 313.
gäll: nicht wahr, gelt? Gället ist Höflichkeitsform, 62.
Gänterli: kleiner Schrank, für Geld, Schriftstücke bestimmt, 69.
gattlich: artig, wohlgestaltet, nett, 71.
Gäugelei: Flitter, Wertloses, Putz, 25.
Gäxnase: Gelbschnabel, Naseweis, vorlaute Person, 66.
Geldbeten: durch Gebet auf magische Weise Geld herbeischaffen, Geld aus dem Boden zwingen, Geld in einem Schranke vervielfältigen, 147.
geng: immer, beständig, stets, 25.
gerechts: gesund, geraten, 118.
Gergesener: vom Teufel Besessener, 401.
Getere: Gamaschen, Überstrümpfe, 373.
Gfellhung: Mensch, der vom Glück begünstigt ist, 40.
gferggen: zu Ende kommen; Meister werden; einen Vertrag ausfertigen, 97.
Gfräß: grober Ausdruck für Gesicht, Fresse, 15.
sich ghaben: sich beklagen, jammern, 44.
ghaue oder gstoche: Redensart, die ausdrückt, daß Sinn und Absicht der Rede nicht deutlich erkennbar sind, 42.
ghufet: gehäuft, übervoll, 355.

Giechti: Eiterung, Entzündung, 152.
Gjast: Hast, Eile, Überstürzung, 373.
Gloschli: Unterrock, 26.
glüffe: gelaufen, 37.
Gluggeren: Bruthennen, 126.
gluntsche: glucksen, platschen, Geräusch, wenn ein Körper ins Wasser fällt, 197.
Glust: Gelüst, Begierde, 70.
Gnürzine: Knauser, Knicker, Geizhals, 355.
Göhl: einfältiger, eingebildeter Mensch, Tropf, Narr, 20.
Göllerketteli: silberne, mit Haften an das Göller befestigte Ketten, 13.
so Gottel: so Gott will, 140.
Götti: Taufpate, Taufkind, 33.
Gottwillche: willkommen in Gott, 15.
gradane: nur so obenhin, 203.
graglych: gleichgültig, nicht unangenehm, 22.
gramseln: krabbeln, prickeln, 31.
Gränne: sauer, weinerlich aussehende Person; Fratze, Grimasse, 142.
grännen: weinen, greinen, Gesichter schneiden, 142.
grate: zu etwas werden, ausfallen, 38.
grebelig: abschreckend, unheimlich, 321.
Grichtsäß: Beisitzer vom Untergericht, 347.
Grieggel: verkümmert, verwachsen, von Obst, Pflanzen, Tieren, Menschen gebraucht, 142, 266.
Gring: Kopf, 94.
Großräte: Mitglieder des bernerischen Großen Rates, d. h. der Volksvertretung des Kantons, 398.
gruchsen: ächzen, stöhnen, 111.
gschänden: unnütz verbrauchen, der Verderbnis aussetzen, 8.
gschmuecht: ohnmächtig, kopflos, 82.
gschoche: gefürchtet, aus dem Wege gegangen, vermieden, 107.
Gschryß sein: Bedürfnis, Nachfrage sein, 8.
Gstabi: steifer, unbeholfener Mensch, 146.
Gugag: Gelbschnabel; erstaunter Mensch, der Glotzaugen macht, 133.
Gugelfug: Unfug, lauter Spaß, Neckerei, 123.
Güggeli: Hähnchen, 146.
guggen: gucken, ausschauen, 75.
Gugger: Kuckuck, 19.
Gülten: Zinsschriften, Schuldbriefe auf Häuser, Liegenschaften, 134.
Gumene: Kommis, Geschäftsreisende, 401.
gumpen: hüpfen, springen, 51.

guseln: aufrühren, aufstören, sticheln, 127.
Guttere: Flasche, 165.
Gütterler, Gütterlidoktor: Fläschchendoktoren, Quacksalber, 161, 82.
Gux: Wehschrei, unterdrückter Laut des Erstaunens, 114.
zGvatter bitten: zum Paten bitten, 114.
gwent: gewöhnt, 140.
Gwunder: Neugier, 66.

H

haben: aufgehen des Sauerteigs, 323.
Hächle: Hechel zum Auskämmen des Flachses, Hobel für Obst, Kartoffeln, Gemüse; scharfzüngiges Weib, 299.
Hafte: Haken und Spangen, 17.
Halbe: ein halbes Maß, auch Flasche, 7½ Deziliter, 71.
halbgschwellt: nur halb gar gesotten, 10.
sich für etwas halten: sich etwas zumuten, zu etwas herbeilassen, sich den Anschein geben, 10.
Hammli: Schinken, 373.
händle: sich streiten, handgemein werden, 114.
handlich: groß, tüchtig, grob, starr, was viel zu tun gibt (von Kindern), 26.
handlig: tätig, dienlich, rüstig, lebhaft, unruhig, mürrisch, 79.
Handligi: Mühe, Plage, Unruhe, Arbeit, 118.
Haarschnur: Schnur, die um und in die Zöpfe geflochten wird, 272.
Hauderibau: leichtsinniger, stets vergnügter Mensch, 49.
Hauli: kleine Hacke, 32.
Haustag: Ustig, Frühling, Grenzscheide zwischen Frühling und Sommer, 133.
Hechler: Mann, der von Berufs wegen mit Flachs, Hanf hechelt, 66.
heitern: aufhellen, 335.
Helblig: der Länge nach in zwei Hälften gesägte Tanne, 39.
Herr: Pfarrherr, 36.
Herrehus: Pfarrhaus, 54.
ds Herrgetts sein: etwas nicht zuleide tun; Warnung, 185.
heusche: heischen, fordern, 22.
Heustüffel: Heuschrecken, 208.
hinecht: heute, diese Nacht, 417.
Hintersäße: Einsaße, ehemals Hörige, minderberechtigte Bürger, 398.
Hochzeitsgrust: festliches, Hochzeitsgewand, 26.
höhn: böse, zornig, übellaunig, 58.
Holzböden: Schuhe mit Holzsohlen, 128.

Holzbodenbaggler: Holzschuhmacher, 60.
homiletisch: kanzelrednerisch, erläuternd, 169.
Homilie: erläuternde Betrachtung einer Bibelstelle, 56.
hoschen: anklopfen, pochen, 25.
Hüdeli: Fetzen, Lumpen, 25, 11.
Hudilumper: liederliche Menschen, 38.
er hülf nicht so laufen: er wäre der Meinung, man solle nicht so laufen, 13.
Hungs bös: ungewöhnlich, sehr böse (wie ein Hund), 9.
Hurlibus: stets fröhlicher, gutgelaunter Mensch, 49.
hürmehi: heutzutage, 21.
Hurnuß: Hornisse; Stück Holz, das beim Hurnussen rasch durch die Luft geschlagen und von den Gegenspielern aufgefangen werden soll, 30. Vergl. Uli der Knecht, Kapitel 6.
Hurt: Hürde, Gestell, 232.
huse: sparen, haushalten, 317.
hüst, hott: links, rechts, 42.

J

Jericho: Nach Sam. 10, 4, 124.
Jocheli: Joachim; Ausruf des schmerzlichen Erstaunens, 35.
Jumpfere: Dienstmagd, 17.

K [1]

Kachel: irdener Napf, Topf, 30.
Kacheli: kleiner Topf, Kaffeetasse, 20.
kädere: schreien, zanken, keifen, 263.
Kähr: weitschweifiges, unmutiges Reden, Bitten, Murren, Gekeife, 339.
Kalbervögel: Fleischgericht aus kleinen Stücken von Kalbfleisch in Gestalt eines Vogelleibes, 374.
Kalbete: trächtiges Rind im zweiten Jahr, weibliches Rind, das älter ist als ein Jahr, 330.
Kleid von Kamelhaaren: halbwollener Kleiderstoff, rauhes Wollenzeug, ursprünglich aus Haaren des Kamels oder der Angoraziege; Kamelot, 416.
Kämi: Kamin, Rauchfang, 61.
kapiteln: ein Kapitel aus der Bibel lesen; moralisch belehren, heruntermachen, 336.
Kappe: Mütze, 31.
Katzenkopf: großer Böller, mit dem an Festen geschossen wird, 19.
Käusi: Schleicher, Kauz, Schlaukopf, 394.

[1]) Die hier vermerkten Wörter haben in der Mundart meist den Anlaut ch.

kenist: niemals; irgendeinmal, 42.
Kiefel: Kinnbacken, Keifen, Zank, 47.
kifeln: keifen, in Scherz und Ernst sich zanken, 44.
Kilchmeier: Verwalter des Kirchengutes, Kirchenpfleger, 308.
Kilter: der zur Kilt, zum nächtlichen Besuche seines Mädchens geht, 98.
Kindlipulver: leichtes Abführmittel, 111.
Kitteli: weiblicher Oberrock, 26.
Kleb: Name eines weiß und rot oder schwarz gefleckten Stück Rindviehs, 133.
Klupf: plötzlicher Schreck, 180.
Kneuäcke: Kniekehle, 200.
Knieppe: eine, die faul, mit eingeknickten Beinen geht, 17.
Knubel: grober, roher Mensch, 394.
Knüder: eingedrückter, verwachsener Mensch, Knirps, 49.
Köbi: Jakob; Kerl, 190.
Koldergring: jähzorniger Mensch, Brausekopf, 135.
költschblau: dunkelblau wie der blau und weiß gewürfelte Kattun, 117.
der letzte Komet: Gemeint ist wohl der große (unbenannte) von 1843, mit langem Schweif, bei Tage sichtbar; erschien nochmals 1880, 27.
Kommunismus: Anspielung auf das Naturrecht Rousseaus, in jener Zeit vertreten durch den Franzosen Fourier, auf die Hegelsche Philosophie, die nach Gotthelf die Grundlage der jungdeutschen Bewegung abgab. Als praktische Vertreter kommunistischer Ideen und Fouriers traten in der Schweiz auf Schneider Wilhelm Weitling, Herwegh u. a. „Jakobs Wanderungen" (Bd. IX) und „Käthi" (Bd. X) im besondern sind gegen diese Bewegung gerichtet, 396.
kramen: einen Kram, Einkauf beim Krämer machen, 8.
Krausimausi: Durcheinander, Gewäsche, 56.
Kränzchen: Bräute, Taufpatinnen, Kinder tragen Kränzchen, meist aus künstlichen Blumen, als Zeichen ihrer Unschuld, 112.
Kratte: kleinerer, hoher Korb, 383.
kräzen: tragen, 133.
Kronen: Idealmünze, im Werte von 25 Batzen gedacht, 35.
Krot: Kröte, Kosenamen für kleine Kinder, 131.
Krüsch: Kleie, 335.
krüschle: in etwas wühlen, 34.
Kruselhaar: gekräuseltes, gelocktes Haar, 165.
Kuchischaft: Gestell, Schrank in der Küche, 318.
Kuder: Lein geringster Qualität, aus kurzen und holzigen Fäden bestehend, 26.
Kulturete: Kultivierte, 397.

kupen: schmollen, mürrisch sein, 19.
Kust: gout, Geschmack, 306.
Kyb: verbissener Zorn, verhaltener Groll, zänkisches Wesen, 14.

L

lächeren: still lächeln, sich freuen, etwas des Spottes wert finden, zum Lachen geneigt sein, 52.
Lädi: Pinsel, schwachsinniger Mensch, 317.
Ladli: kleines Brett, 106.
Laschi: dummes, gedankenloses Weib, 51.
Lätsch: Schlinge, Masche, Schleife, schiefes, hängendes Maul, 27.
Lättlochsameli: eigentlich Samuel im Lehmloch, in der Lettengrube. Für Gotthelf wohl hier eine Bezeichnung für einen der Belehrung unzugänglichen Menschen, 406.
lätz: unrichtig, unwahr, nachteilig, 98.
Läufterli: Schiebfensterchen, 54.
Laun: Laune, Gemütsstimmung, 135.
Laupen: Bei Laupen siegten die Berner unter Rudolf von Erlach 1339 über den burgundischen Adel, 180.
lebersüchtig: an Durst, Liebessehnsucht leidend, 148.
Lecker: Leckermaul, Schelm, Nichtsnutz, 414.
Lehrgotte: Lehrerin für Mädchen, 415.
Leichenrede: Im Kanton Bern, wie auch anderwärts, gehörte zu den Obliegenheiten des Lehrers, daß er die Leichenrede hielt, 167.
Letzge: Lektionen, Vorlesung eines Textabschnittes, Pensum, 397.
leid: schwach, kränklich, verächtlich, zerlumpt, 33.
Professor Liebig lehrte 1824–52 in Gießen, bekannt durch seine Leistungen in der Agrikulturchemie und durch die Herstellung des Fleischextrakts, 136.
lismen: stricken, 26.
Lismete: Strickzeug, 232.
Löhl: Dummkopf, Pinsel, 31.
lötig: ganz rein, pur, 71.
Louis Napoleon: Kaiser Napoleon III. versuchte als Prinz durch verschiedene Unternehmungen, so 1836 und 1840, das Kaiserreich wiederherzustellen, 127.
Lulli: Sauglappen, Saugzapfen, Lutscher, 27.
luße: abwarten, auflauern, 200.
Lüzerne: Futterklee: Medicago sativa, 309.
Luzernerkutte: schlecht gemachte, weibliche Überjacke, 46.
vo siebe Lyde nache: der Reihe nach, vollständig, gründlich (die sieben Leiden, Schmerzen der Jungfrau Maria), 199.
lyre: wickeln, aufwinden, 140.

M

Mädi: Magdalena, 8.
Mähre: altes Pferd, 7.
sich mangeln: nötig sein, ermangeln, 15.
Märit: Markt, 36.
Marmorkügelchen: Spielkügelchen der Kinder, oft aber aus Ton gefertigt, 8.
märten: markten, feilschen, 72.
Mäß: Maß (Metze) für Getreidekorn, 335.
Maudi: Kater, 263.
Meerzwiebelenhonig: Meerzwiebel, Urginea Scilla, gegen Wassersucht, ist harntreibend, 111.
Meienstöcke: Blumentöpfe, 400.
meisterhaft: herrschsüchtig, 198.
meisterlosig: verwöhnt im Essen, zuchtlos wie ein Muttersöhnchen, 57.
Melissetee: mildanregender, beruhigender Absud von melissa officinalis, findet bei Unterleibsbeschwerden Anwendung, 81.
Menage: Haushalt, 28.
Merkurialsalben: Quecksilbersalben für Geschlechtskrankheiten und gegen Ungeziefer, 151.
Metzgete: Schweineschlachtung, meist bei Einbruch des Winters vorgenommen; auch das bei dieser Gelegenheit dem Pfarrherrn gemachte Geschenk von Wurst, Schinken, z. B., 367.
Meyeli: Marie, Maria, 7.
Meyenzeug: Blumen, Ziersträucher, 100.
Meyerysli: Maiblümchen, Convallaria majalis, 37.
mira: meinetwegen, 31.
Missionswedel: Ausfall Gotthelfs gegen die vor allem von Basel aus betriebene ausländische Mission, 152.
Mistkratten: In bergigem, wegelosem Gelände bedient man sich eines Rückentragkorbes zur Fortschaffung des Stalldüngers, 95.
mißtreu: mißtrauisch, 69.
Möff: gefühlloser, beschränkter Mensch, 15.
möggen: dumpf, widerlich, ängstlich schreien und unverständlich reden, 303.
Mönch, auch Münch: hier kastriertes Pferd, Wallach, 374.
Großes Moos: heute trockengelegtes Sumpfgebiet im Berner Seeland, 367.
Muffi: unappetitlicher Mensch, Mops, Brummbär, Murrkopf, 27.
auf der Mugge haben: auf dem Korn (Mücke) des Gewehres haben, ungern sehen, 46.
Muheim: Hausgrille, Heimchen, 56.
mukeln: munkeln, 46.

Mümpfeli: Mundvoll, Bissen, 303.
Mündschi: Kuß, 268.
in der Mundur Hochzeit halten: Eine alte Vorschrift der bernerischen Regierung ging dahin, daß die Untertanen in der Montur (Uniform) Hochzeit halten sollten, 106.
Münze: Art Mentha, Pfeffer- oder Krausemünze, ist magenstärkend, 290.
müpfen: puffen, stoßen, 122.
mutz: kurz, wortkarg, einer Sache nicht gewachsen, 211.

N

nadisch: wahrlich, wahrhaftig, 139.
Näggis: Schade, Mal, Narbe, 109.
narrochtig: närrisch, überlustig, 112.
Neologen: Neugläubige, 295.
Neuenegg: Bei Neuenegg errangen die Berner 1798 unter Oberst Graffenried einen Sieg über die von General Pijon befehligten Franzosen, 180.
neuer: jemand, etwas, 10.
Neujahrskindlein: In Bern übt das Neujahrskindlein den Brauch, den anderwärts das Christkind, der St. Nikolaus versieht, 303.
Neutaler: alte Bernermünze, dem Krontaler an Wert gleich, 37. Siehe Bd. IX, S. 566.
Nidel: Rahm, Sahne, 68.
niederhalten: das Haupt des Flegels schwer und genau wagrecht auf das zu dreschende Getreide niederfallen lassen, 47.
niedertrappen: auftreten, sich freier benehmen, 71.
niggelen: herumfingern, basteln, 28.
nochechlepfe: jemand aneifern, anspornen, vorwärtspeitschen, 362.
notti: doch, gleichwohl, nichtsdestoweniger, 24.

O

Ofenhaus: kleiner Bau neben dem Wohnhaus, der zur Wäsche, Dörren, Brennen bestimmt ist, 136.
offinieren: offenbaren, 130.
öppe: etwa, 8.

P

Theophrastus Bombastus Paracelsus (von Hohenheim): Arzt, Chemiker und Theosoph, geb. 1493 zu Maria-Einsiedeln (Schwyz), starb nach unstetem Leben 1541 zu Salzburg. Er hat sich um die Pharmazie große Verdienste erworben, 250.

Pfosten: Posten, Anstellung, z. B. im Staatsdienst, 170.
Pfung: Pfund, nur angenommene Geldmünze im Werte von einem halben Gulden, 15.
Pintenschenk: Wirtschaft, in der nur Getränke verabreicht werden durften. Pinte, eine kleine Kanne aus Blech mit Ausgußschnabel und Deckel, 58.
plären: laut schreiend, weinen, 29.
zPlatz cho: Erfolg haben, Gunst, Anstellung erwerben, 126.
den Plätz machen: Vorhalte machen, kritisieren, heruntermachen, 8.
Plätze: Flicke, Hautwunde, z. B. Schürfung, 36, 170.
plätzen: flicken, ausbessern, 29.
Pfnüsel: Schnupfen, 206.
Posterli: Vogelscheuche; eigentlich Gespenst in Gestalt einer alten Frau oder Ziege, 46.
preußisch: aufbrausend, befehlshaberisch, 115.
Profoß: Scharfrichter, Henker, 300.
puckt: trotzig, barsch, kurz angebunden, 282.
purgieren: abführen, reinigen, 91.

R

Räff: hölzernes Traggestell; boshaftes Weib, Reibeisen, Kratzbürste, 71.
Ragger: Knauser, Knicker, Geizhals, 72.
Rämi: hier Hund, sonst in zwei Farben quergestreifte Kuh, 338.
rauch: rauh, hier verschwenderisch, 115.
rauen: fauchen, knurren, 15.
räukelig: nach Rauch schmeckend oder riechend, 263.
raxen: schrill knarren, knausern, geizen, 19.
reiche: holen, kommen lassen, überreichen, 269.
reisen: rüsten, in Ordnung bringen; eine Falle stellen; leiten, lenken, 92.
reistig: aus Hanf von besserer Güte, 54.
Reitiseil: an zwei Seilen hängende Schaukel mit Sitzbrett, 110.
Rönnle: Fruchtputzmaschine, zur Säuberung des Getreides von Hülsen, Staub usw., Windmühle, 112.
Roßhaarfinke: Hausschuhe aus Roßhaarfilz, 373.
Rösti: gebratene, in Scheibchen geschnittene oder gehobelte Kartoffeln, 30.
Röteln: Kinderkrankheit, den Masern ähnlich, 336.
ruggen: in tiefen Tönen girren, dumpf knarren, 19.
rumpelrurrig: der bösen Laune stoßweise Luft machend, 68.
Rüppeli: Schweinsrippchen, 374.
Rustig: Arzneimittel; Kleidung, Tracht, Ausrüstung, 37.
rütere: viel im Lande herumfahren, 359.

rytten: mit einem Wagen fahren, 9.
Ryterkorn: gesiebtes, gereinigtes Korn, 373.

S

Sackerdieli: französisches Fluchwort, Sacredieu, 302.
Säckli: kleiner Sack, auch Kleidertasche, mit Schleifenschnur oben zusammenziehbar, meist sonst für Lebensmittel gebraucht, 367.
sädeln: sich hinsetzen, lagern, sich häuslich niederlassen, 233.
Sami: Samuel, 13.
Säuerdäpfel: Kartoffeln, für die Schweinefütterung bestimmt, 10.
sauft: wohl, leicht, 27.
Sauniggel: Schimpfwort aus Sau und Niggel, d. h. schmutziger, widerwärtiger Kerl, 330.
schabab: dem Tode verfallen, gestorben, 398.
Scheiche: Beine, 335.
Schenur: frz. gene, Scheu, Zurückhaltung, 110.
Scheube: Schürze, 36.
schießig: unbesonnen, ärgerlich machend, hastig, 9.
Schlabi: gutmütiger, verstandesschwacher Mensch, Waschlappen, 268.
Schlarp, Schlärpli: untätige, schwächliche, wenig brauchbare Weibsperson, 20.
Schlemperlig: Fetzen, schmutziger Anhängsel, beschimpfende Nachrede, 135.
schlengge: schlenkern, schleudern, 20.
Schmäderfräßigkeit: Verwöhnung, Leckerhaftigkeit, 145.
schmälen: schelten, Vorhalte machen, 59.
schmeize: schlagen, züchtigen mit der Rute, 300.
schmöcke: riechen, 11.
Schnäfeli: Schnitz, Schnitte, Stücklein, 120.
schnagge: kriechen (wie die Schnecke), 393.
wie Schnupf: wie man Schnupftabak nimmt, leicht, mühelos, 73.
Schnüfli: unbedeutender oder näselnder und darum verspotteter Mensch, 10.
schnurpfe: schlecht, unordentlich nähen, 45.
Schopf: Schuppen, 15.
Schöppli: ungefähr 3 1/4 Deziliter, 76.
schreißen, schryße: reißen, ziehen, zupfen, 42.
schüli: abscheulich, sehr, stark, 171.
Schutzgatter: unüberlegte, rasch dreinfahrende Person, Wildfang, 206.
schützig: hastig, voreilig, unbesonnen, 135.
Schwarzwälder: Zu Gotthelfs Zeit vertrieben Schwarzwälder (Baden) neben Meerrettig, Schwarzwurzeln, Wachholderbeeren, Uhren, Wetterhäuschen auch Bürsten, hölzerne, geschnitzte Küchengeräte usf., 207.

Schwieger: Schwiegermutter, 100.
Schwummfrauli: Verkäuferinnen von Pilzen zu Zunder, 114.
mit Schyn: dem Anschein nach, offenbar, 44.
seltsam: fremd, ungewohnt, 23.
Sillerykôchli: Gericht aus Selleriestengeln, 382.
Simeligraben: nicht genauer zu bestimmende Örtlichkeit. Vielleicht Simmelengraben, kleiner Zufluß des Jaunbachs, an der Grenze der Kantone Bern und Freiburg, 329.
Sittengericht: geistliches oder gemischtes Gericht, z. B. für Ehesachen; später nur Gemeindebehörde. Das Chorgericht hieß seit 1831 Sittengericht, 404.
Solennität: alljährlich nach Schluß der Prüfungen stattfindendes Schulfest (Solendidet), 210.
Solothurnersteine: eine Art Sandstein, der besonders zu Brunntrögen, Stellpfosten Verwendung findet, 166.
Sonneten: alljährlich ein- oder mehrmals vorgenommene Sömmerung der Betten, Wäsche usw., 303.
Spinnhubbele: Spinngewebe, 98.
spretzeln: prasseln, sprühen, 30.
sprützig: übermütig, spitz, kurz angebunden, 413.
Stopfi: stolpernde, schwerfällig gehende Person; müßig Umherstehender, 17.
Stör: Arbeit im Hause des Arbeitgebers, 352.
Storze: Strunk, Stumpf, 29.
Stoßbocki: hoher, kreisrunder Zuber zum Fahren von Jauche, 82.
stoßen (vom Bienenstock gebraucht): ausschwärmen, 20.
Streichhölzchen: Es handelt sich hier um die seit 1832 in den Handel gebrachten Zündhölzchen, deren Ende geschwefelt waren und einen Überzug einer Mischung von Phosphor und Kaliumchlorat, später von Bleisuperoxyd und Bleisalpeter enthielten, 8.
streng: ungewöhnlich oft, viel, stark, schwer, 115.
Strichlisäckli: kleiner Sack aus Gingang (franz. Stadt Guingamp), klein gewürfeltem Baumwollgewebe, 40.
strub: struppig, widerlich, ungestüm, mühselig, stürmisch, 37.
Strupf: zerzauste, unordentlich gekleidete Weibsperson, 24.
Strupf: streitbares, zänkisches Weib, 24.
stucken: Bäume beschneiden, köpfen; lebhaft zanken, 173.
Stüdi: Christina, 53.
sturm: betäubt, wirr, angetrunken, 91.
Sturm: Wirrkopf, unsteter, unbedachtsamer Mensch, 15.
styf: steif, genau, gewissenhaft, wohlgebildet, 42.
südern: eine Flüssigkeit um und neben sich spritzen, 211.

Surkabisbocki: Sauerkrautbottich, 185.
Surmummle: Hummel, mißgestimmter Mensch, 43.
sympathetische Mittel: Heilmittel, denen eine geheimnisvolle Kraft innewohnen soll, Amulette usw., 111.

T

Täflene: Zucker; Schokoladetäfelchen, 96.
Taler: Neutaler der verschiedenen Kantone und der helvetischen Republik galten 40 Batzen = 4 alte Schweizerfranken, daneben die französischen Fünffrankentaler, meist zu 35 Batzen = 3½ alte Schweizerfranken gewertet, 35. S. Bd. IX, S. 567.
Täschli: Waschweib, Klappermaul, 7.
Täschlispielen: Taschenspiel, 138.
Tatere: Torte, 112.
taub: verstimmt, zornig, übellaunig, 9.
Taunerweib: Frau eines Tagelöhners, 86.
Töchternschule: eigens für Bürger- und Patriziertöchter errichtete Unterrichtsanstalt in Bern, 385.
toll: tüchtig, ansehnlich, derb, 74.
Totenbaum: Sarg, ursprünglich ein ausgehöhlter Baumstamm, 353.
Totsch: unbehülflicher, ungeschlachter Mensch, 166.
Tourniquet: Aderpresse, 92.
Trappi: langsam, schwerfällig gehender Mensch, Tolpatsch, 95.
Träycher: Getränke, 368.
Trechsel: Schuhmacher von gutem Ruf in Burgdorf, namens Dester (Vetter, Beitr. S. 617), 60.
Trom: Ende eines Fadens, Strickes, 286.
tromsig: quer, verkehrt, 104.
Trossel: frz. trousseau, Brautschatz, Aussteuer, 7.
Trüch: träge und sinnliche Weibsperson, 33.
trüllen: drehen, wirbeln; drillen, einexerzieren, 305.
Tschaggeli: gutmütige, unbedeutende, ihrer Stellung nicht gewachsene Person, 190.
Tschalpi: unselbständiger Mensch, Tropf, Nachtreter, 95.
Tschöpli: weibliches Oberkleid, Leibchen, Kamisol, 13.
dem Tüfel ebe: dem Teufel gleich, teufelsmäßig, 116.
Tümpi: Spur, Eindruck, 195.
hinder em Türli gyge: entsprechend der Redensart „unter der Decke spielen", „die Faust im Sacke machen", 115.
Turm: Vielleicht ist gemeint das Turmgemach zu Venedig, das sich jede Nacht um ein Fenster verengerte, 334.

U

übersünig: übermütig, verwegen, anmaßend, lästig fallend, 278.
ufreise: aufhetzen, aufwiegeln, 131.
ume: nur; herum, wieder, 106.
umeha: herhalten, leiden, 106.
Untergschlacht: Verschlag, Abteil, 372.
Antoni Unternährer aus Schüpfheim, der 1801 bei Thun und Amsoldingen (Bern) predigte, 1805 verbannt wurde und 1824 im Gefängnis zu Luzern starb. Die von ihm gegründete Sekte nannte sich Antonianer, 65.
unterziehen: den Unterbau, Deckbalken erneuern, 136.
uschafelig: unanständig, roh, ekelhaft, 77.
usleue: ausleihen, 395.
uwatlig: ungebärdig, ungeschickt, unanständig, 118.

V

Vapeurs: Blähungen, Launen, 365.
verblitzgen: verschleudern, verschwenden, nutzlos verbrauchen, 120.
vrbrülle: verlästern, verleumden, 23.
vrcharen: verschmieren, beschmutzen, Früchte unabsichtlich zerdrücken, verunstalten, 81.
vrflümert: verflucht, 53.
verhürschen: verwirren, verwickeln, verrückt, 292.
verhürschete Strange: verwickelte Strange, 363.
verkräzen: forttragen, 105.
sich verplämpern: verschleudern, vergeuden, vertändeln, 60.
verreblet: draufgegangen, zugrunde gegangen, 119.
vrraxet: verkümmert, verwachsen, unansehnlich, 373.
verschnäflet: unbrauchbar zerschnitten, 43.
sich verschieße: sich irren, täuschen, verzählen, 355.
vertubeln: sich verarbeiten, beruhigen, austoben, 45.
verwerchen: verarbeiten, niederkämpfen, 141.
verzattern: verzetteln, umherstreuen, 193.
Vierer: ein Batzen = vier Kreuzer, 72.
Visitaz: amtliche Kirchenvisitation der Oberbehörde, 57.
Vögel: schlaue Menschen, lose Schälke, 89.
vorrücken: vorhalten, 49.
vorschützig: vorschnell, voreilig, vorwitzig, 191.
vorständs: bevorstehend, in Aussicht, in Erwartung, 69.

W

Wädel: erstes Viertel des Mondes, 136.
Wagensalbe: Wagenschmiere, = Fett, 45.
wäger: wirklich, wahrhaftig, 20.
Walliserbätzlein: schlechte Scheidemünze, 394.
Waschgepse: niedriger Waschzuber, 70.
Wätschge: Zwetschge, 142.
webern: wimmern, 161.
ay Weg: jener Weg, 43.
Welle: Ballen Tuch, 40.
Wentele: Wanzen, 96.
werchen: arbeiten, sich betätigen, mühen, 22.
Werchte: Werktag, 33.
Werkholz: Arbeitszeug, 28.
Werteli: Schoßkind, 44.
verweisen: hin- und herraten, überlegen, unschlüssig sein, 115.
gewisse Wespenart: Schlupfwespen, Schmarotzerwespen, Entomophaga, mit stachelartigem Legebohrer, mittels dessen die Weibchen ihre Eier in Larven oder ausgewachsene Insekten legen, die dann langsam zugrundegehen, 236.
wettig: welcher Art, welcherlei, wie beschaffen, 36.
Wirtshusmore: Schimpfwort, gebildet aus Wirtshaus und More, d. h. Mutterschwein, 33.
witzig: verständig, gescheit, überlegend, 9.
worgen: würgen, 29.
zWort ha: zum Vorwand nehmen, sich ausreden, 67.
Wurst: die Sprachlehrmittel von Raimund Jakob Wurst (1800—1845), einem württembergischen Volksschulpädagogen, der 1835—38 als Lehrer und Vorsteher des st. gallischen Lehrerseminars in St. Fiden amtete, waren weit bekannt und verbreitet, 65.
wursten: eigentlich die „Sprachdenklehre" von Wurst durchnehmen; „graue Theorie" lehren, 397.

Y

ygüdere: durch eine enge Öffnung einflößen, 118.

Z

Zaaggi: Trödler, Leimsieder, Mensch, der bei der Arbeit nicht vorwärts kommt, 226.
zäpfeln: heimlich auslachen, ausspotten, 292.

Zeitgeist: Unter dem Zeitgeist versteht er vorzüglich den religions- und autoritätsfeindlichen Jungdeutschlands, dem er den „Bernergeist", so wie er ihn verstand, entgegenstellte, 192.
zrschryße: zerreißen, 165.
Ziehen: Schublade, 25.
zimpferlig: zimperlich, 8.
so zöge es mir: es steht mir an, es nützt mir, es mag es erleiden, 10.
zämmefüßlige: mit beiden Füßen zugleich, 51.
Zopfe: Zipfel, 35.
Züg: Arznei, Heilmittel, 145.
Züpfe: Zopf, Gebäck in Zopfform, 68.
züpfen: den Zopf flechten, 74.
Zürchersängerfest: im Jahre 1843 wurde in Zürich das erste Gesangfest des „Eidgenössischen Sängervereins" gefeiert, 398.
zuringgeln: zuschnüren, abbinden, 92.
nicht zusammengezählt: nicht zu vergleichen. Redensart, die auffordert, die zum Vergleiche herangezogenen Personen, Tiere usw. nicht auf dieselbe Stufe zu setzen, in der Wertschätzung auseinanderzuhalten, 34.
Zwechele: Handtuch, 267.
sich zweyen: sich in zwei Dinge, hier Gestalten, auflösen, 14.
Zwilchhäntsche: Handschuhe aus Zwilch, grob, zum Arbeiten bestimmt, 52
zwitzern: schimmern, 25.
Zyberli: Pfläumchen, Kriechen, Schlehen, 39.
Zystigschweinigel: Personen, die am Dienstag, am Markttag, öffentliche Häuser in Bern besuchen, 347.

* * *

Inhalt.

Anhang.

* * *